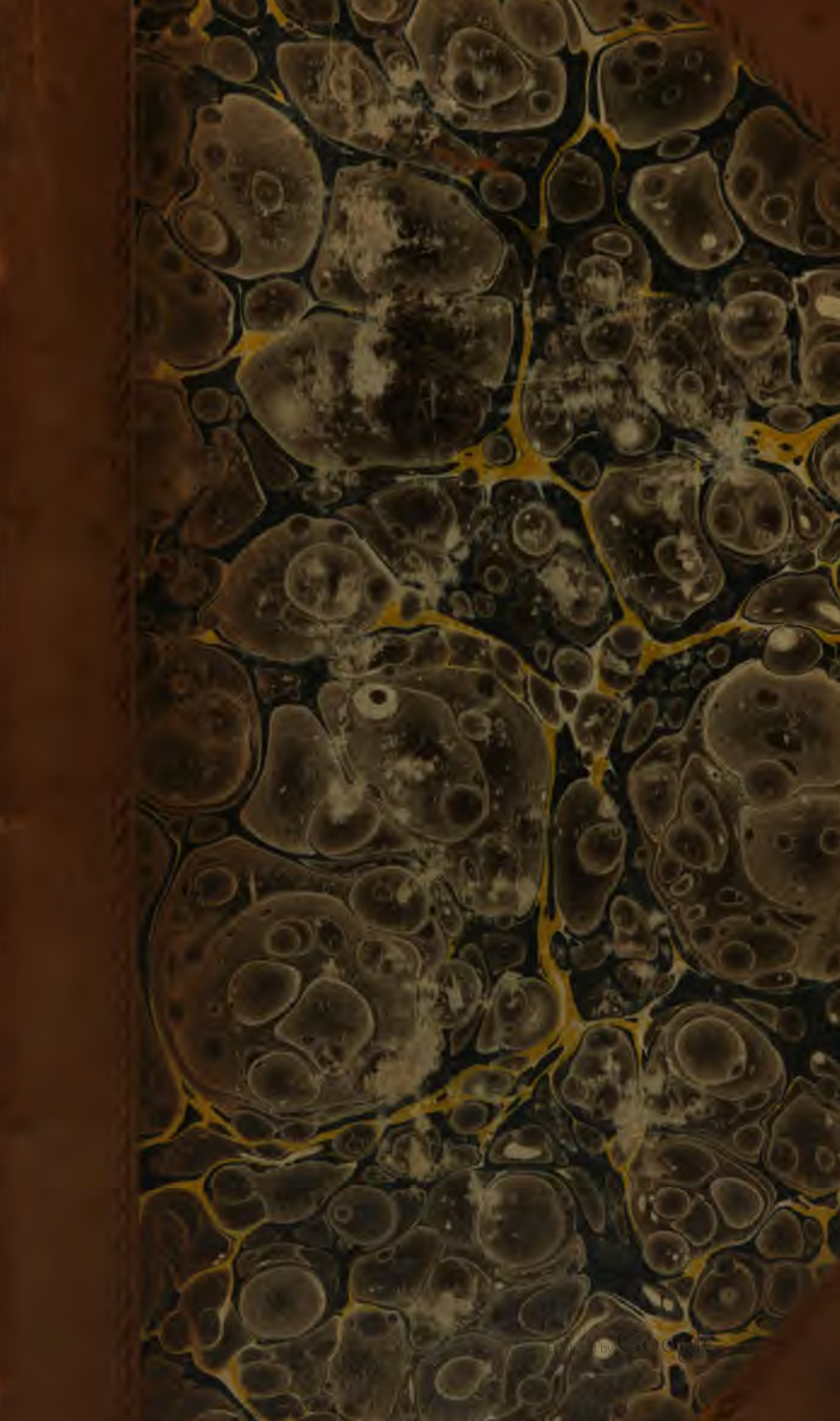




Allgemeine Geschichte

der

Völker und Staaten.

Von

Heinrich Luden.



Dritter Theil.

Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Jena,
bei Friedrich Frommann.
1824.

Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittel-Alters.

Zweite Abtheilung.

Von

Heinrich Luden.

Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Jena,

bei Friedrich Frommann.

1824.

Inhalt.

Drittes Buch.

Von der Trennung Teutschlands und Frankreichs bis zur Wahl Rudolf's von Habsburg. J. 1273.

(Fortsetzung.)

Viertes Buch.

Die Kreuzzüge.

Fünftes Buch.

Von der Wahl Rudolf's von Habsburg bis ans Ende des Mittel-Alters.

Drittes Buch.

Von der Trennung Teutschlands und Frankreichs bis zur Wahl Rudolf's von Habsburg. J. 1273.

(Fortsetzung.)

Siebentes Capitel.

Frankreich unter den ersten Capetingern. Spanien.

349. Die Geschichte von Frankreich gewähret allerdings in diesem Zeitraume das Interesse nicht, das bei Teutschland und Italien die Seele ergriff; aber an einem eigenthümlichen Reize fehlet es ihr keinesweges. Man kann freilich kaum sagen, daß es eine Geschichte von Frankreich aus dieser Zeit giebt; aber selbst bei der größten Zerrissenheit des Reiches, bei einer fast gänzlichen Auflösung desselben, und bei der argen Verworrenheit der Verhältnisse, welche die nothwendige Folge war, kann man dem Gefühle nicht entgehen, daß durch die Ereignisse unverkennbar Etwas hindurch geht, das stets an Frankreich erinnert, an die Einheit des Reiches und an eine werdende Volksthümlichkeit. Das giebt diesen Geschichten ihr Interesse.

350. Als Hugo Capet den königlichen Namen durch List und Gewalt an sich riß (238), da hing demselben allerdings noch der alte geheime Reiz an, welcher dem Gedanken, anerkannter Weise wenigstens Niemanden über sich zu haben, eigen ist, und welcher eben deßwegen die Begierde der Menschen zu erregen pflegt; aber alles Ansehen und alle Gewalt war längst verschwunden. Diejenigen, die von Hugo dahin gebracht waren, daß sie ihn König, und sich selbst seine Vasallen nannten, sahen in ihm nur ihres Gleichen; und wenn ihm etwa der königliche Thron, wegen alter Erinnerungen, einigen Vorzug zu geben schien: so wußten sie gar wohl, daß sie ihn auf diesen Thron hinauf gehoben hatten. Hugo jedoch, welcher die entwürdigte Krone auf dem Haupte der Karolinger hinlänglich gewürdiget hatte, war klug genug, ihren Werth nicht zu verkennen, als er sie auf dem eigenen Haupte trug. Mit denselben Künsten, mit welchen er sie gewonnen, wußte er sie zu erhalten. Als Herzog von Franzien, als Graf von Paris und Orleans, war er im Besitz alter Lehen, die jetzt als Domaine erschienen, und durch sie auch dem mächtigsten Vasallen gleich; überlegen aber war er jedem Vasallen dadurch, daß er nicht nur wegen seines königlichen Namens in den Ländern, die ihm unmittelbar untergeben waren, mehr galt, als irgend ein Vasall in seinem Gebiete, sondern daß er auch auf Burgund, welches sein Bruder Heinrich besaß, rechnen konnte, ja, auf alle Länder diesseits der Loire, die durch Verwandtschaft ihrer Herren mit ihm oder durch die Furcht vor seiner Macht zur Treue

bewogen wurden. Hugo hatte daher, wie er wohl erkannte, nur für zwei Dinge zu sorgen, um alsdann Alles der Zeit überlassen zu können. Zuerst mußte der Thron bei seinem Hause bleiben. Darum bewirkte er, daß sein Sohn Robert frühzeitig (J. 987) zu seinem Nachfolger erwählet ward, und gab damit diesem und den späteren Königen ein Beispiel, das sie so lange treu befolgten, bis die Beachtung desselben in jeglicher Hinsicht unnöthig geworden war. Zweitens durfte das Gut seines Hauses nicht vermindert werden. Darum hütete er sich, dieses Gut als Lehen an weltliche Herren zu vertheilen; höchstens war er freigebig gegen die Diener der Kirche! Nur in dem Streite mit dem Papste wegen des Erzbisthumes zu Rheims (257) verrechnete er sich; so wie aber seine Leidenschaft gegen Arnulf, den karolingischen Sprößling, begreiflich genug ist, so verzeihlich ist es, daß er weder den Sinn noch die Gewalt des Papstthumes erkannte, da sie ja nicht einmal von den gelehrten Bischöfen seines Reiches begriffen wurden. Er dienete dem Geist und der Bildung, indem er den Päpsten Johann XV. und Gregor V. Gelegenheit gab, das Ansehen des heiligen Stuhles, welches demselben durch das Kaiserthum zurück gegeben war, in der Ferne zu bewähren und zu befestigen, als es in Rom selbst in neue Gefahr gerieth. Und das Glück ward ihm auch bei diesen Ereignissen zu Theil, daß erst nach seinem Tode (J. 996) Gerbert, vor der Macht der Meinung zurückweichend, den erzbischöflichen Sitz in Rheims dem verhaßten Arnulf wieder einräumen mußte!

351. Wenn aber der fromme Robert II. in dieser Sache vielleicht nicht ungern nachgab: so sah er den heiligen Vater bald (J. 998) mit einer anderen Forderung gegen ihn hervortreten, die ihm tief in die Brust drang. Er sollte sich von seiner geliebten Bertha trennen. Je mehr er glauben mochte, daß der Papst zu dieser Forderung nur arglistig und durch fremde Anreizung, von Gerbert etwa und dem Kaiser, gebracht würde, mit desto größerem Schrecken sah er gewiß die geheime Macht der Kirche und mit desto größerem Schmerze trennete er sich von der geliebten Gemalin. Aber eine gewisse Verworrenheit, aus diesen Händeln hervorgehend, blieb in dem Leben des frommen Königes, und seine zweite Gemalin, Constantia, geizig, eitel und eigensinnig, konnte ihn nicht trösten über seinen Verlust. Vielmehr verwickelte diese Frau ihn in böse Händel mit seinen eigenen Söhnen, Hugo, Heinrich, Robert, durch welche nicht nur manches Gute, das bei seiner Güte und Gerechtigkeitsliebe, in einer fünf und dreißigjährigen Regierung gegen die trotzigen Vasallen vielleicht zu erreichen gewesen wäre, unterdrückt, sondern durch welche dem guten König auch der letzte Theil seines Lebens sehr verbittert wurde. Indeß scheinet es doch, als hätten diese Händel Veranlassung zu Verbindungen mit den Vasallen gegeben, die im Fortgange der Zeit für das königliche Ansehen bedeutend wurden. Ein verwerflicher Bundesgenosse war der König nicht! Constantia hatte sich bemühet, ihren Gemal dahin zu bringen, daß er, als Hugo gestorben war, dem ältesten Sohne, Heinrich, die Krone

entziehen sollte, um sie dem jüngeren, Robert, ihrem Lieblinge, zuzuwenden. Das war ihr nicht gelungen. Nach des Königes Tode (J. 1031) aber, suchte sie diese Krone Heinrich I., nachdem er sie schon drei Jahre getragen hatte, wieder vom Haupte zu reißen; und schwerlich möchte Heinrich sich dieselbe erhalten haben, wenn er nicht, flüchtig und verlassen, in einer Verbindung mit dem Herzoge von der Normandie Hülfe gefunden, und nun in eine solche Lage gekommen wäre, in welcher er das Zusammenstoßen seiner Vasallen weniger fühlte. Und welch' ein Leben diese Vasallen, groß und klein, führten, und durch welche Mittel einige Ordnung und einige Menschlichkeit unter sie gebracht werden mußte: das macht die Geschichte des Gottesfriedens — Treuga Dei — auf das Lebendigste fühlbar! Der König indeß gewann Nichts gegen sie; und dieses mochte ihm doppelt schmerzlich sein, da er es zugleich ansehen mußte, daß das arelatensische Reich mit dem teutschen Reiche vereinet ward!

352. Nicht lange vor seinem Tode (J. 1060) hatte Heinrich I. seinen Sohn Philipp I. zu seinem Mitregenten angenommen. Philipp I. folgte ihm daher ohne Hinderniß. Man war nunmehr, im dritten Menschen-Alter, schon an die Capetinger gewöhnet; und es fand sich Niemand unter den Vasallen, welcher ihnen die Krone mit Erfolg streitig zu machen vermocht hätte. Selbst die Minderjährigkeit Philipps I. schadete nicht mehr. Man könnte eher behaupten, sie sei, da sie nur wenige Jahre dauerte, als Bewäh-

rung, förderlich geworden. Die Vormundschaft, für welche sich des jungen Königes Mutter, die Russin Anna, nicht eignete, welche aber in den Händen seines Oheimes Robert gefährlich schien, führte der tapfere Graf Balduin von Flandern; und er führte sie mit einer Klugheit und mit einer Rechtlichkeit, die in diesen Zeiten selten war. Das halbe Jahrhundert aber, welches Philipp I. die französische Krone trug, ist in jeglicher Hinsicht eine Zeit großer Gestaltungen und Entwickelungen. Die Kirche erkannte ihre Macht, und nahm den furchtbaren Kampf auf gegen die weltliche Gewalt, durch welchen sie jene Stellung gewann, die ihr für die Entwickelung des Geistes nothwendig war. Für Frankreich im Besonderen aber wurde der Grund zu großen Veränderungen und zu großen Verhältnissen gelegt. Schon das war für Frankreich und für die ganze christliche Welt von Bedeutung, daß der König durch sein lockeres Leben zuerst solche Verhältnisse mit dem heiligen Stuhle herbeiführte, in welchen er es bedenklich finden mußte, mit Heinrich IV. gemeine Sache gegen Gregor VII. zu machen, in welcher er es vielmehr für das Beßte hielt, diesen seine großen Plane ungehindert in Frankreich verfolgen zu lassen; und daß er nachmals durch seine Doppel-Ehe, mit der unglücklichen Bertha und der lüsternen Bertrade, dem Papst Urban II. eine erwünschte Gelegenheit gab, die Gewalt des Bannes (J. 1094). auch gegen ihn zu bewähren: denn wenn er auch Anfangs dieses Bannes in Leidenschaft und Verblendung wenig achtete, so ward doch auch ihm, ehe zehn Jahre verliefen, der Fluch zu schwer,

als daß er den Nacken nicht hätte beugen sollen. Bei Weitem wichtiger aber war für Frankreich, daß es einem der ersten Vasallen, dem Herzoge Wilhelm von der Normandie, gelang, sich auf den Thron Englands zu setzen (J. 1066), und in diesem Lande das Lehenwesen in einer Vollkommenheit zu begründen, welche dasselbe nirgends gewonnen hatte. Allerdings mußte dieses Ereigniß, bei dem Verhältnisse der Vasallen zum Könige, mannigfaltige Kriege zur Folge haben. Diese Kriege, die schon unter Philipp I. begannen, fast vier hundert Jahre dauerten und nicht eher endigten als bis der König von England aufgehört hatte, französischer Vasall zu sein, konnten auch über Frankreich Leiden und Unglück bringen und Verirrungen und Zerrüttungen veranlassen; aber je länger sie dauerten und je gefährlicher sie wurden, desto zuverlässiger mußten sie in den Franzosen das volksthümliche Gefühl gegen die Fremdlinge aufreizen, desto gewisser sie zur Vereinigung treiben. Bei dieser Vereinigung aber konnten sich die Franzosen nur um den Thron versammeln und nur den königlichen Namen als das gemeinsame Erkennungswort betrachten. Eine Gefahr von England aus beherrscht zu werden konnte für Frankreich niemals entstehen. Die Kriege mit England waren nur ein Reiz für die Franzosen, der doppelt wohlthätig ward, weil das teutsche Reich das Uebermaß der Kräfte, die nicht durch innere Reibungen beschäftiget wurden, in Italien, wie gezeigt ist, vergeudete, und weil von den Pyrenäen, von Spanien her durchaus keine

Macht drohete, die zu Entschluß und That zu vereinigen vermocht hätte.

353. Spaniens zu gedenken haben wir vor drei hundert Jahren zum letzten Male Gelegenheit gehabt, als Karl der Große (J. 778) gegen Abd-er-Rhaman, den Ommajaden, zog und die spanische Mark des fränkischen Reiches im Süden der Pyrenäen gründete (185). Die Geschichte dieser drei Jahrhunderte aber ist sehr verworren, und es wird schwer sein, sie jemals in einfacher Klarheit darzustellen. Die verschiedensten Elemente des Lebens waren auf dem Pyrenäischen Halb-Eilande seltsam vermischt, und suchten sich, jedes auf Kosten der anderen, ringend und kämpfend, Luft zu machen und sich zu entwickeln. Nicht leicht bietet eine Geschichte so mannigfaltige Züge dar, welche die Seele des Menschen tief durchdringen, seinen Geist zu hohen Gedanken treiben und die Brust mit großen Gefühlen anfüllen. Was religiose Begeisterung, was fromme Treue für Volk und Vaterland, was die heilige unbefleckte Ehre, was die glühendste Liebe in Männern vermag, voll Kraft und Gesundheit, entschlossen zu jeglicher That und jeglicher Aufopferung, das zeigen diese Geschichten! Und zugleich zeigen sie ein wundersames Gemisch von Pracht und Armuth, von Fülle und Elend, von Bildung und Rohheit, von wissenschaftlichen Bestrebungen und jammervoller Unwissenheit. Aber in einer allgemeinen Geschichte kann dieses farbenreiche Bild keinen Raum finden. Wir müssen uns mit einigen Andeutungen begnügen, um nur den

Gang der Schicksale Spaniens im Großen und Ganzen einiger Maßen zu bezeichnen.

354. Die Saracenen wurden, so wie sie sich nach und nach heimisch in Spanien fühlten, von der Natur des europäischen Landes, so wie von den gesellschaftlichen Verhältnissen, die sie vorfanden, ergriffen. In ihnen erwachte der Sinn für alle Künste und alle menschliche Bestrebungen und für jeden Genuß, welchen das Leben in einem so schön ausgestatteten Lande gewähren kann; und kaum war er erwacht: so trieb das heiße Blut, das in ihren Adern floß, sie in manchen Zweigen menschlicher Bildung über die Völker des Abendlandes hinaus. Die Chalifen aus dem Hause des Ommajah, Abd-er-Rhamans Nachfolger, unter welchen besonders Abd-er-Rhaman III., der Herr der Gläubigen, und Beschützer des Glaubens, (J. 912—961) hervorragt, gefielen sich fast alle in Pracht und Glanz, mit welchem sie ihren Thron umgaben; sie gefielen sich in der Förderung der Wissenschaften, der Künste und des Verkehres, in feiner Sitte und köstlichen Genüssen. Auch versäumten sie nicht, manche gute Einrichtung für eine milde Verwaltung ihres Reiches, wie für eine kräftige Vertheidigung desselben zu See und Land zu treffen. Und wenn man volkreiche Städte, mit prachtvollen Gebäuden und schönen Anlagen, wenn man einen mannigfaltigen Handel und eine rege Thätigkeit in allen Gewerben, wenn man eine gewisse Wohlhabenheit und eine gefüllte Staatscasse, ja, wenn man gelehrte Anstalten und

Stiftungen als Beweise für die Vortrefflichkeit eines Staates und für das Glück der Menschen in demselben anzusehen gewohnet ist: so wird man kaum umhin können, über das Reich der Ommajaden in Spanien ein sehr günstiges Urtheil zu fällen. Aber das Urtheil würde irrig sein. Bei allem Glanze war das Reich schwach und ohne Halt; es hatte in sich den Keim des Verderbens. Wie der Anfang desselben gewaltsam gewesen war, so blieb es in jeglicher Hinsicht unnatürlich. Die Moslemen, schon unter einander höchst verschieden, hatten ursprünglich Nichts gemein mit Denen, welche von ihnen unterworfen waren; und wenn auch die Alles ausgleichende Zeit die Menschen jedes Stammes und jedes Glaubens nach und nach an einander rücken mochte; und wenn auch viele Christen zum Islam übergingen und wenn auch europäische Art und Sitte bei den Moslemen Eingang fand: so lag doch im Islam selbst ein unübersteigliches Hinderniß für die Ausbildung einer solchen Volksthümlichkeit, als Spaniens Natur und Verhältniß zu den Ländern Europa's verlangte. In der That waren auch die Moslemen nur stark, wenn eine wilde Herrschaft, in der Weise des Morgenlandes, geübt wurde, wie etwa durch den Vezir Al Mansur, unter dem Chalifen Hescham (Al Muiyad), und keinesweges, wenn sich die Chalifen in europäischer Art zeigten! Es kam hinzu, daß die Moslemen in Spanien, indem sie ein eigenes Reich bildeten, sich nicht nur von dem Quell entfernten, aus welchem sie Kraft und Geist schöpfen mußten, sondern auch einen Widerspruch in ihren Glauben brachten, der

schwer zu beseitigen war. Es kam endlich hinzu, daß bei der Spaltung, die unter den Gläubigen entstanden war, und bei der Auflösung des großen Chalifates die einzelnen Dynastien, die besondere Chalifate gründeten, immer in einer gefahrvollen Lage unter den Moslemen selbst sein mußten; und im Besonderen wurden die Ommajaden, auf welchen ein alter wohlbegründeter, durchdachter und bewährter Haß lag (175; 151), von demselben Geist unaufhörlich verfolgt, vor welchem sie im Morgenland erlagen, vor welchem Abd-er-Rhaman geflohen war!

355. Die nothwendige Folge aller dieser Verhältnisse waren stete Uneinigkeiten unter den Moslemen selbst; beständige Empörungen und Kämpfe der Statthalter gegen den Chalifen. Die Abbasiden nährten diese Unruhen, und die christlichen Staaten an der Gränze des Reiches, und die Angriffe der Nordmannen, die auch Spanien nicht verschonten mit ihren Plünderungen, machten sie zwiefach bedenklich. Denn die unzufriedene Partei nahm keinen Anstand, sich bald an die Abbasiden zu wenden, bald selbst zu den Christen ihre Zuflucht zu nehmen, von welchen ihnen ein gemeinsamer Untergang drohete. Als aber die Chalifen immer mehr in der Liebe zu Kunst, Pracht, und feinen Genüssen die Grundsätze vergaßen, auf welchen ihre Herrschaft ruhete: da wurden sie, durch Al Mansur, ganz auf die Seite geschoben, bis endlich nach dreißig sturmvollen Jahren erkannt ward, daß der Allmächtige sein Antlitz vom Hause Ommajah abgewendet habe, und

das unglückselige Haus mit Hescham IV. (J. 1038) zu Grunde ging! Aber eine neue, kräftige Einheit vermochten diese Moslemen nicht wieder zu gewinnen. Die Geschichte von drei hundert Jahren verhinderte sie. Was die Statthalter oft erstrebt hatten, das ward ihnen jetzt geboten. Also stellten sich die Fürsten der Parteiung unabhängig neben einander und in allen großen Städten des zusammengestürzten Chalifates wurden Sitze eigener Reiche aufgeschlagen. Und sie überließen sich der Parteiung, welche den Boden ihrer Herrschaft vollends zerbrach, um so undenklicher, da ihnen um diese Zeit, von Seiten der kleinen christlichen Staaten im Norden Spaniens, gerade weniger Gefahr, als zuvor zu drohen schien.

356. Wenn man den Ursprung und die Lage dieser christlichen Staaten bedenket, so kann es nicht auffallen, daß es ihnen, ungeachtet der gewaltsamen und zerrütteten Verhältnisse im Reiche des Chalifen, noch nicht gelungen war, dieses Reich zu vernichten. Vielmehr muß der Kampf, den sie nun schon über drei hundert Jahre bestanden hatten, ohne zu verzagen oder zu wanken, die höchste Bewunderung erregen. Diese Bewunderung verdienen vor Allen die Männer, welche (von Pelayo, Recesuinth's Enkel angeführet?) nach dem ungeheueren Unglücke bei Xeres de la Frontera (158) nicht verzweifelten, sondern sich in die Gebirge Asturiens retteten, und hier, im Angesichte des unendlichen Meeres, obwohl sie Nichts hatten, als ihr Schwert und ihren Glauben, kein Bedenken trugen, die Fahne

des Heilandes und der Freiheit aufzupflanzen. Kaum hatten sie (J. 718) sich in den Besitz von Gijon gesetzt: so bezeugten sie vor Welt und Nachwelt ihr Vertrauen zu sich selbst und zu ihrer Sache durch Herstellung des königlichen Namens. Ehe ein halbes Jahrhundert verlief, sahen sich die stolzen Moslemen, welche Anfangs die Armuth und die Tugend in den rauhen Gebirgen verachtet haben mochten, genöthiget, das kleine Reich anzuerkennen. Und dieses kleine Reich, dessen Königs-Sitz bald nach Oviedo, und späterhin (J. 917) durch Ordogno II. nach Leon verlegt ward, machte sich im Ablaufe des neunten Jahrhundertes immer bedeutender, und breitete sich längs der ganzen Küste aus, hier über Viscaya, dort über Gallizien. Durch diese Ausdehnung in die Länge, ohne Breite, wurde das Reich allerdings geschwächt; den Mauren und Nordmannen wurden auf beiden Seiten mannigfaltige Angriffe möglich; dadurch mußten Verhältnisse entstehen, welche Uneinigkeit, Leidenschaften und Trennungen aufregten; auch mußten die Unruhen im Reiche der Moslemen, bei diesen Verhältnissen, auf das christliche Reich zurückwirken: dennoch bestand dasselbe fortwährend, und gedieh und war im Ganzen siegreich, wenn es auch oft bedrängt wurde! Das Christenthum, das hier den Helm und den Harnisch niemals vom Kreuze trennen konnte, erzeugte stets rüstige Kämpfer und kriegskundige Helden. So stark ist die Natur der Länder und die Gewalt der Eigenthümlichkeiten unter den Völkern! Das aber war die natürliche Folge des beständigen Kampfes, daß die Geistlichkeit, unter

deren Herrschaft das alte gothische Reich so schwach geworden war, in dem neuen Reich ihre Gewalt verlor, daß man in den Königen Feldherren und Führer zu erhalten suchte, und daß die Männer, welche durch That und Tugend zur Gründung, Erhaltung und Mehrung der neuen Reiche am Meisten beitrugen — die Ricos Hombres — Einfluß und Belohnung, nach altgermanischer Sitte verlangten!

357. In wiefern die Grafschaften, welche Karl der Große in der spanischen Mark gestiftet hatte, zur Förderung dieses Ganges der Dinge beigetragen haben, ist schwer zu entscheiden. Allerdings wurde die Aufmerksamkeit der Araber durch diese Gründungen abgelenket, und ihre Macht getheilet. Aber ihre Herrschaft hatte bei den Bewohnern der Pyrenäen, in Navarra und der Gegend umher, nie feste Wurzel geschlagen, und der Tag bei Poitiers hatte in den Gemüthern der Menschen gewiß Erinnerungen zurückgelassen, welche bei der Nähe der Franken den Sinn für Christenthum und Freiheit nähren mußten. Also ist wahrscheinlich, daß auch, ohne Karl's des Großen Gründungen in diesen Gegenden, bald Versuche zur Zerbrechung des maurischen Joches gemacht sein würden. Die Grafen des fränkischen Reiches aber vermehrten jedes Falles die Verwirrung. Anfangs wurden sie durch ihre Verhältnisse nach beiden Seiten gezogen, und die Könige von Oviedo mußten in den religiosen Freunden politische Feinde erblicken. Und als, bei dem Bedrängnisse der Karolinger im Reiche der Franken,

der Graf von Navarra, aus dem Stamme der Merovinger, sich dem Lehensverband entzog, und als Garsias, um seiner Unabhängigkeit Halt zu geben, sich den königlichen Namen (J. 860?) beilegte, da war, wie gleich auch beide Reiche, Leon und Navarra, durch Einrichtungen und Verhältnisse sein mochten, die Trennung der christlichen Macht entschieden, und in der Trennung eine Feindschaft, welche nur den Feinden zum Vortheile gereichen konnte. Die Eifersucht und das Mißtrauen wurden noch dadurch vermehret, daß die Grafschaft Burgos oder Castilien um die Mitte des zehnten Jahrhundertes sich gleichfalls als freier Staat geltend machte, während die Grafschaft Barcellona in besonderen Verhältnissen blieb. Nun gelang es zwar in der ersten Hälfte des eilften Jahrhundertes, die sämmtlichen Länder christlicher Herrschaft in Spanien mit Ausnahme Barcellona's, durch Heirath, Erbschaft und Kampf an Könige Eines Hauses zu bringen; aber die Theilung der Macht wurde dadurch nicht vermindert, sondern gemehret. Denn die Söhne Sancho's III. des Großen saßen (vom J. 1037 an) auf den Thronen dreier Reiche: das vierte, Sobrarbe, hat keine geschichtliche Bedeutung. Ferdinand I. war König von Castilien (und Leon); Ramiro I. war König von Arragonien, und Garsias III. von Navarra. Und durch diese Theilung, in welcher übrigens dem Reiche Navarra Sicherheit vor den Mauren gewähret, aber auch die Möglichkeit der Vergrößerung entzogen war, ward ein neuer Grund gelegt zu Eifersucht, Zwist und

Streit, der mit großer Bitterkeit geführet wurde, wie unter Brüdern zu geschehen pfleget.

358. Diese neue Trennung der Macht des christlichen Spaniens fand gleichzeitig Statt mit der Auflösung des Reiches der Ommajaden. Wenn aber durch jene Trennung den christlichen Staaten unmöglich wurde, aus dieser Auflösung den ganzen Vortheil zu ziehen, der sonst vielleicht zu gewinnen gewesen wäre, so wurde doch auch den Mauren durch die Zerfallung ihres Reiches unmöglich, die Theilung der christlichen Macht, und die Verwirrung, welche aus derselben hervor ging, zu benutzen. Ja, man kann, gestützet auf die Natur der Länder und Völker nach dem bisherigen Gange der Geschichte, dreist behaupten, daß den Staaten des christlichen Spaniens eine wahre Gefahr von Seiten der Moslemen nicht mehr kommen konnte. Allerdings mochten noch einzelne Tage der Noth eintreten; die Moslemen konnten Hülfe aus Afrika erhalten, wie nach fünf Jahrzehent wirklich geschah, als König Alfons VI. (J. 1085) Toledo erobert hatte, und nun der Herr von Sevilla El Motamed, die Vernichtung des Islam in Spanien befürchtend, den Fürsten der Gläubigen, Jusuf Ebn Tasfin, welchem das ganze westliche Afrika gehorchte, herbeirief; wenn aber mit dieser Hülfe kein neuer Geist erschien, so konnte Nichts durch sie gewonnen werden; ein neuer Geist hingegen, wie er in dem strengen Jusuf mit seinen Morabeten lebte, konnte nur neue Verwirrung erzeugen; und das christliche Spanien hatte Nichts zu fürchten, so lange

es noch Helden erzeugte, wie den vielgefeierten Cid! — Um so weniger konnte Frankreich von Spanien her irgend einen Reiz erhalten zur Ausbildung bürgerlicher Tugend und volksthümlicher Einheit! Wer sich daher lebendig vorstellt, wie das s. g. Franzien, das dem König unmittelbar untergeben war, zur Normandie mit Bretagne, zu Bourgogne, zu Aquitanien, zum Dauphiné, zur Provence stand, Sprache, Sitten, Gesetze wohl beachtend, der wird kaum absehen, wie es, bei der Macht der Kirche und bei der Größe des teutschen Reiches, zu Einem wahrhaftigen Frankreich und zu einem volksthümlichen Staate hätte kommen sollen, wenn nicht Wilhelm von der Normandie durch die Eroberung Englands jene Kriege und Verhältnisse herbeigeführet hätte, welche von dieser Eroberung die nothwendige Folge waren, und durch welche die Geschichte beider Reiche seltsam in einander geschlungen ist. Uebrigens war es für Frankreich ein Glück, daß diese Verhältnisse zu England in einer Zeit entstanden, da das Reich sich noch nicht gestaltet und befestiget hatte. Die Teutschen hat in dieser Hinsicht ein anderes und vielleicht härteres Geschick getroffen!

Achtes Capitel.

England und Frankreich bis Heinrich II. und Ludwig VII.

359. Seit dem Tod Alfred's des Großen (J. 901) — so weit haben wir früher (220) die Geschichte Englands berühret) — verliefen bis zur Eroberung Eng-

lands durch Wilhelm von der Normandie (J. 1066) mehr als anderthalb hundert Jahre. Diese Zeit war reich an Ereignissen, Verworrenheiten, Veränderungen und Umwandlungen. England als Staat hatte mit drei äußeren Feinden einen Kampf zu bestehen, der doppelt gefährlich ward, da zwei der äußeren Feinde fast im Inneren des Reiches immer Freunde und Begünstiger fanden. Diese Feinde waren: die Dänen, zu welchen ihre Volksgenossen zu halten pflegten, die sich in bedeutender Anzahl, in Northumberland und sonst, angesiedelt hatten und von Alfred mit ganz anderen Hoffnungen geschützet waren; die Briten in Wales und Cumberland, auf welche die Unterworfenen hinblicken mochten, als auf ihre Befreier; endlich die Schotten, die noch die Feindschaft der alten Zeit in sich trugen, während von Irland her jetzt die Dänen, die sich hier als Ostmannen festgesetzet hatten, Unterstützung erhielten. Zugleich fand im Inneren des Reiches das Ringen und Drängen Statt, durch welches man überall die alte Rohheit, die noch auf dem Leben lag, zu überwinden, und die Gewaltsamkeit in den Verhältnissen zu besiegen suchte, um zu Ordnung und Recht zu kommen. Auch kämpfte die Kirche gegen Alles, was weltlich war, und das Mönchswesen und das Pfaffenthum trübte das Licht der göttlichen Religion, das durch Geweihete und Priester gepflegt und genähret werden sollte. Alfred's Gesetze, Einrichtungen und Anordnungen gingen unter den Ungewittern und Stürmen nicht zu Grunde: denn sie ruheten auf dem Geist; aber den Leidenschaften und Begierden roher Menschen, welchen

der große König weit voraus gewesen war, konnten sie keinen Einhalt thun, und unter den Schwertern der Feinde konnten sie nur selten in Anwendung gebracht werden. Je mehr man aber die ganze Reihe der Erscheinungen in dieser Zeit überblickt und den Sinn und den Geist derselben zu ergründen sucht, desto klarer wird die Ueberzeugung, daß England in dieser Weise weder jemals zur Ruhe, zur Ordnung, zu einer nationalen Bildung gelangen, noch irgend eine Bedeutung gewinnen konnte unter den Völkern Europa's! Sollte dieses Ziel erreicht werden, so war die Erfüllung zweier Forderungen nothwendig: zuerst mußten in England die Kräfte zur Macht dergestalt vereinet werden, daß die Nordmannen oder Dänen abgeschreckt werden konnten vom Raub und vom Gedanken der Eroberung; zweitens mußte England mit dem Süden von Europa in dauernden und engen Verkehr treten, um von daher Licht und Leben zu empfangen. Und in der That scheinet es fast, als habe man in England das Gefühl gehabt, daß man nicht in der eiländischen Abgeschlossenheit, sondern nur im regen Verkehre mit der Welt gedeihen könne! Oder woraus erkläret sich sonst das in dieser Zeit merkwürdige Gesetz, daß einem Kaufmanne, der dreimal übers Meer gefahren, die Rechte eines Thanes zustehen sollten? In dieser Hinsicht kann man behaupten, daß die Unterwerfung Englands durch Wilhelm den Eroberer, die allerdings als einzelne Thatsache mit ihren Folgen mannigfaltiges Unglück über Menschen und Geschlechter gebracht hat, für den ganzen Gang Europäischer Bil-

dung und auch für die volksthümliche Entwickelung Englands — so wie für die Gestaltung der nordischen Länder — ein großes Glück gewesen sei! — Wir heben jedoch nur Einiges hervor, um auch hier den Gang der Ereignisse wenigstens im Großen und Ganzen etwas näher anzudeuten.

360. Schon unter Alfred's Sohn und Nachfolger zeigte sich, wieviel auf ihm, dem einzigen Manne, geruhet hatte. Es entstanden Unruhen; die Dänen landeten immer und überall, und ihre Landsleute, die in England ansässig waren und sich allerdings über schwere Ungerechtigkeiten zu beklagen hatten, stellten sich gern zu ihnen. Der kühne Held Athelstan (J. 924—940) gewann zwar in der großen Schlacht bei Brunamburgh über seine vereinten Feinde einen so schönen Sieg, daß sein Ruhm auf den Flügeln des Gesanges weit durch die Länder der nordischen Welt getragen ward; und der tapfere Edmund (J. — 946) wußte die Frucht dieses Sieges kraftvoll festzuhalten. Kaum aber war er eines unwürdigen Todes gestorben, so änderte sich Alles. Edred's I. (J. — 955) Schwäche und Edwin's (J. — 959) jugendliche Ueppigkeit gaben dem Abte Dunstan, unterstützt von dem strengen Erzbischofe von Canterbury, dem Dänen Odo, dem er bald in der höchsten Würde der englischen Kirche folgte, Gelegenheit, einen Entwurf in Ausführung zu bringen welchen er in der Stille unter Edmund gefaßt haben mochte; den Entwurf, die Herrschaft an die Geistlichkeit, den königlichen Thron unter den Stuhl des Patriar-

chen der englischen Kirche zu bringen, und die Gewalt der Kirche — und das geschah hundert Jahre vor Gregor VII.! — zu stützen auf die Ehelosigkeit der Geistlichen. Alles scheinet zu beweisen, daß der heilige Mann keinesweges bloß ein frommer Eiferer gewesen, der in mönchischer Enthaltsamkeit die höchste Tugend und die Vollendung des Lebens sah, sondern daß er irdische Verhältnisse gar wohl gekannt und zu berechnen verstanden habe. Seine Verwaltung des Reiches zeuget von Einsicht, Klugheit und von richtiger Würdigung der Umstände, so lange seine geistlichen Plane nicht bedrohet wurden. Und derselbe Mann, der die Ueppigkeit des jungen Edwin so schwer züchtigte, übersah ohne Bedenken die Wollust Edgar's, sobald dieser sich zu fügen und seinem Zwecke zu dienen keinen Anstand nahm!

361. Bald jedoch scheiterte der Plan, der in sich selbst verkehrt und unglückselig war, als Dunstan, bei dem Tod Edgar's (J. 975) zweideutige Verhältnisse zweideutig benutzte, um, unter der Fahne des Kreuzes, den einfältigen Eduard auf den Thron zu bringen, der ihm streitig gemacht war! Eduard hatte allerdings den ersten Anspruch auf die Krone. Dennoch entstand eine so arge Verwirrung, daß die große Leidenschaftlichkeit, die schon früher durch Dunstan's Verfahren erzeuget war, nicht zu verkennen ist. Er selbst, der heilige Dunstan, wich vor dieser Verwirrung zurück; über den unglücklichen König kam (J. 979) ein trauriger Tod, der ihm allerdings den Namen eines Heiligen erworben hat, der aber die entstandene Zer-

rüttung nicht zu endigen vermochte. Vielmehr führte Ethelred, der König, ein kraftloser und unfähiger Mann, eine unglückselige Entscheidung herbei. Die Dänen nämlich feierten nicht. Sie erkannten bald den Zustand der Dinge, und die Schwäche des Königes, der feig genug war, das Geld, das für die Vertheidigung des Reiches aufgebracht wurde (das Dänegeld), zur Abkaufung ihrer Angriffe zu verwenden und mithin England ihnen zinsbar zu machen. Rührig und thätig wußten sich Diejenigen, die im Lande wohnten, überall einzudrängen, so daß sie den Engländern ein Aergerniß wurden. Dabei unterhielten sie einen lebendigen Verkehr mit der Heimath, und förderten die Unternehmungen Derer, welche zu Raub und Plünderung erschienen. Das Aergerniß der Engländer wurde zur Erbitterung. So verzeihlich und gerecht aber auch diese Erbitterung sein mochte, so abscheulich und unklug zugleich waren die Befehle des Königes — sei es, daß er sich durch Huna bereden ließ, sei es, daß er durch seine Vermälung mit der Tochter Richard's, Herzogs von der Normandie, zu einer thörichten Zuversicht gekommen, — daß man über alle Dänen im Lande herfallen und sie ermorden solle; Befehle, die auf eine gräßliche Weise erfüllet wurden. Diese feige Unthat fiel jedoch in eine Zeit (J. 1003), in welcher in Dänemark ein König waltete, den sein eigener Geist, sein bisheriges Glück, und das Gefühl wie die Sitte seines Volkes zu blutiger Rache trieb. Es war Sueno der Glückliche, der diese Rache, vollständig und mit großer Besonnenheit, übte! So wie früher, so ängstigte

er auch jetzt den unwürdigen Ethelred zur Bezahlung großer Brandschatzung; und als er ihm dadurch die Mittel zur Vertheidigung entzogen, sich selbst aber die Mittel zur Eroberung verschafft hatte, da unternahm er es, das Land selbst zu unterwerfen. In Einem Feldzuge (J. 1013) brachte er dasselbe, unter schrecklicher Grausamkeit, Feigheit und Verrätherei jeglicher Art, fast ganz in seine Gewalt. Sein früher Tod (J. 1014) gab dann zwar dem geflüchteten Ethelred noch ein Mal die Hoffnung zurück. Kaum aber hatte sich Knut (der Große), Sueno's Sohn, mit seinem Bruder Harald ausgeglichen, so stürzte auch diese Hoffnung zusammen, und Edmund Eisenseite, Ethelred's (J. 1016) vortrefflicher Sohn, konnte durch seine kühne Entschlossenheit und siegreiche Tapferkeit wohl ein ruhmwürdiges Andenken gewinnen und sein Haus vor gänzlicher Verwerfung bewahren, aber retten konnte er nicht. In kurzer Zeit (J. 1017) erlag er seinem Geschick, und Knut war Herr von ganz England.

362. Es ist keineswegs zu leugnen: König Knut, von seinem Vater in Sinn und Art verschieden, und mit Emma, Ethelred's Wittwe, vermälet, übte die Herrschaft über England mit großer Klugheit und Festigkeit; und dadurch brachte er das Land zu einer behaglichen Ruhe. Aber es war doch Herrschaft, was er übte, und auf die Dauer konnte die Ruhe, die er schuf, kein Glück sein, und kein Gedeihen gewähren. Das Verhältniß, in welches er England zu Dänemark brachte, war unnatürlich. Er zog England von dem

Süden Europa's hinweg und suchte es in die Verhältnisse des Nordens zu verschlingen, dessen Barbarei doch wiederum nur von Teutschland aus besieget werden konnte. Ja, wenn er auch England den Vorzug gab: so ist doch kaum das Streben zu verkennen, England und Dänemark (mit Norwegen?) zu Einem Reiche zu vereinen, und durch die Kräfte des einen Landes in dem anderen eine willkührliche Gewalt zu gründen. Daher war es gewiß ein Glück, daß bei seinem Tode (J. 1035) Niemand gefunden wurde, der in seine Stelle zu treten vermocht hätte. Seinem Sohne Sueno (II.) hatte er Norwegen gegeben; Hardiknut und Harald Harefoot aber, von verschiedenen Müttern geboren und durch die Verhältnisse der nordischen Reiche abgezogen, geriethen in Streit über England. Unter diesem Streite, den erst Harald's Tod (J. 1039) endigte, erwachte das volksthümliche Gefühl in den Angelsachsen, und die Geistlichkeit konnte ihr Haupt wieder erheben. Also gelang es, nachdem auch Hardiknut, welcher den Engländern die Schwere fremder Herrschaft noch ein Mal fühlbar gemacht hatte, mitten unter Schwelgereien gestorben war, dem jüngeren Sohn Ethelred's, Eduard (dem Bekenner), auf den Thron zu gelangen (J. 1042), der ihm, wenn vom Rechte die Rede ist, nicht gehörte!

363. Auf solche Weise war allerdings die drohendste Gefahr abgewandt; aber weiter war man nicht gekommen. Die äußeren Verhältnisse Englands blieben dieselben, und in das Innere brachte Eduard neuen

Gährungsstoff. Er war ein Mann ohne Geist und Regsamkeit, immer durch den letzten Eindruck bestimmt, daher stets in der Hand Dessen, der ihn zu fassen wußte, und Keinem ergeben mit Zuverlässigkeit. Aus der Heimath seiner Jugend, dem Lande seiner Zuflucht, aus der Normandie, in welcher er eine lange Reihe von Jahren bei seinem Oheime gelebt, hatte er Liebe für normannische Ritterlichkeit und für französisches Wesen zurückgebracht, und es fehlte nicht an freundlichen Begleitern, welche diese Neigung nährten und nutzten. Zugleich wünschte Eduard den Angelsachsen zu gefallen, und die Dänen in seinem Reiche zu schonen. Den größten Einfluß auf ihn gewann aber der mächtige Graf Godwin von Westsex, ein Mann dänischer Abkunft, Vater einer edlen Frau, die Eduard zur Königin machte, wenn auch vielleicht nicht zur Gattin, und einer Reihe kühner, trotziger und gewandter Söhne; dabei war er entschlossen zu jeder That und gleichgültig gegen die Mittel für seine Zwecke der Ehrsucht und des Raubes. Der gewandteste seiner Söhne aber, Harald, wußte die Gunst des Königes ganz zu gewinnen, und versäumte nicht, das Wohlwollen der Großen des Reiches zu erwerben. Daher gelang ihm, als Eduard, nach einem wechselreichen und verworrenen Leben starb (J. 1065), durch die Wahl der Großen als König anerkannt zu werden. Denn der Fürst, welchem das erste Recht auf die Krone zustand, Eduard's Großneffe, Edgar Etheling, ein Enkel Edmund's Eisenseite, ward um so leichter von ihr entfernt, da schon sein Vater übergangen, und er selbst ein Kind war; und übrigens ward in

England Niemand gefunden, der es hätte wagen dürfen, Haralden die Krone streitig zu machen.

364. Aber außer England fanden sich Bewerber, kühn, furchtbar und schlau. Es waren Harald's Bruder, Tostius, und Herzog Wilhelm von der Normandie. Tostius, ein grausamer und verwegener Abenteurer, wurde mehr von Gedanken der Rache gegen seinen Bruder getrieben, welcher sich früher wider ihn erkläret und zu seiner Vertreibung aus seiner Grafschaft Northumberland mitgewirket hatte, als daß er einen bestimmten Plan zur Erlangung des Thrones verfolgt hätte; aber er hatte an Harald Hardrade, König von Norwegen, einen gleichgesinnten Bundesgenossen gefunden, durch dessen Beistand er allerdings ein bedeutender Feind wurde für einen neuen König in einem zerrütteten Reiche. Wilhelm von der Normandie hingegen wußte bestimmt, was er wollte: die Englische Krone! Wenn er seinen Anspruch auf eine Schenkung gründete, die Eduard der Bekenner gemacht und die selbst Harald, bei seiner Verlobung mit Wilhelm's Tochter, anerkannt und zu unterstützen eidlich versprochen haben sollte: so geschah das wohl nur, um die Sache in Anregung zu bringen, um aufmerksam zu machen, um kühne Ritter und verwegene Abenteurer, welchen eine kriegerische Fahrt zur Erwerbung eines ganzen Reiches lockend und reizend sein mußte, zu seinen Fahnen zu versammeln. Keiner wußte besser, als er, daß sein Recht lediglich in seinem Schwerte lag, und daß er England nur besitzen würde, wenn er es zu erkämpfen,

daß er es nur so lange besitzen würde, als er es zu vertheidigen im Stande wäre. Denn Wilhelm, ein Sohn jenes Herzogs Robert, dem Heinrich I. die Erhaltung des Reiches verdankte, war von seinem Vater, welchen Frömmigkeit oder ein schuldbeladenes Gewissen nach dem heiligen Lande trieb, in früher Kindheit an den Hof dieses Königes gebracht. Daselbst hatte er in zweideutigen Verhältnissen den Geist ausgebildet, und mochte einen solchen Eindruck aus den drangvollen und gefährlichen Umständen seiner Jugend mit sich zu der Verwaltung seines Landes genommen haben, daß er zu der Einsicht kam: gegen den König von Frankreich, dessen Feindschaft bald entschieden war, werde er in der bisherigen Weise auf die Dauer nicht bestehen. Nun lernte er den Zustand Englands in den Verhältnissen kennen, in denen Eduard (der Bekenner) zu ihm stand. An Mitteln zur Erreichung eines großen Zweckes fehlte es ihm nicht. Keiner von den weltlichen Herren, mit denen er in Berührung kam, war ihm gleich an Geiste; keiner überlegen an Tapferkeit und Kraft; und vor den Nachtheilen der kirchlichen Waffen sicherte ihn, rathend oder vermittelnd, sein treuer Freund, Lanfranc, selbst gegen den furchtbarsten Mann, der durch den heiligen Stuhl in Rom, oder von ihm herab, gewirket hat, gegen Hildebrand oder Gregor VII. Dadurch gelang ihm, den wilden Sinn seiner Normannen zu bändigen, und seine Gewalt fortwährend auszudehnen und zu verstärken. Also ist ja wohl zu begreifen, daß Wilhelm auf den Gedanken kam, eine Krone auf sein Haupt zu setzen, und

eben so ist zu begreifen, wie wegen der Rechtmäßigkeit seines Unternehmens kein Zweifel in seiner Seele entstehen konnte. In der That möchten wohl wenige Fürsten gefunden werden, die nicht unternommen hätten, was er unternahm, wenn sie im Besitz einer Macht gewesen wären, wie die seinige. Nicht viele aber möchten die Unternehmung so glücklich ausgeführet haben als Er!

365. König Harald überwand in der Schlacht bei Stamfordbridge seinen ersten Feind, Tostius, seinen Bruder nebst dessen Bundesgenossen. Um aber ihre Entwürfe zu vereiteln, hatte er eine solche Anstrengung gemacht, daß er den Gedanken, dem anderen Feinde, Wilhelmen mit einer Flotte zu begegnen und seine Landung zu verhüten nicht auszuführen vermocht hatte. Nachdem es aber Wilhelmen gelungen war, sein großes Heer, ausgezeichnet durch eine zahlreiche und vortreffliche Reiterei, ungehindert ans Land zu setzen: da konnte der Ausgang kaum zweifelhaft sein. Wirklich entschied der Tag bei Hastings (14. Oct. J. 1066) Alles auf ein Mal. Harald hatte das Glück, in der Schlacht einen nicht unrühmlichen Tod zu finden; und der schlaue Sieger, von nun an der Eroberer, oder vielmehr der Erwerber (Conquestor) genannt, wußte die Engländer, durch Scham, Verdruß, Mißtrauen und jegliche Leidenschaft getheilet, geschwächet, gelähmet, so fein und so entschlossen zu behandeln, daß er durch eine, wenigstens scheinbare, Wahl und durch die Krönung, die der Bischof von York verrichtete, anerkannt ward

als König von England! Wenn man aber dem Erobe-
rer wegen dieser Vorgänge seine Bewunderung nicht
versagen kann: so wird man es, wie verschieden man
auch über Zweck und Mittel denken mag, noch weni-
ger können wegen seiner zwanzig jährigen Waltung in
dem neuerworbenen Lande. Die Geschichte, aus wel-
cher wir nur Einiges andeuten dürfen, ist lehrreich,
sowohl für Fürsten, welche den bösen Geist der Ehr-
sucht und der Kriegslust nicht zu überwinden vermö-
gen, oder sich durch den Drang der Umstände gezwun-
gen sehen, Eroberer zu werden, als für Völker, bei
denen noch nicht alles Gefühl für Unabhängigkeit und
Freiheit abgestorben ist.

366. Wilhelm war in mancher Hinsicht in der-
selben Lage, in welcher Chlodwig nach der Unterwer-
fung Galliens gewesen war. Er wollte, wie Jener,
ein Land behaupten, das er mit der Gewalt des Schwer-
tes unterworfen hatte. Aber drei Dinge hatte er vor
Chlodwig voraus. Zuerst war er durch die Zahl, wie
durch die Art seiner Normannen im Verhältnisse zu
den Engländern viel stärker, als Chlodwig mit seinen
Franken im Verhältnisse zu den Galliern gewesen war.
Zweitens brauchte er das Mittel, welches er in der
damaligen Zeit und nach seinen eigenen Begriffen al-
lein zur Erreichung seines Zweckes in Anwendung brin-
gen konnte, das Lehenwesen, nicht erst zu erfinden, son-
dern es war ihm gegeben, und stand ihm klar vor der
Seele. Drittens läßt sich zwar mit Zuversicht behaup-
ten, daß früher unter den Angelsachsen, und zuletzt

unter der kurzen dänischen Herrschaft, in England kein Lehenwesen in der Weise, wie es in Frankreich, Teutschland und Italien bestand, Statt gefunden habe; aber der langwierige Kampf der Angelsachsen zur Unterjochung oder Vernichtung der Briten hatte manche Verhältnisse erzeuget, die dem Feudalwesen verwandt waren, und diese Verhältnisse, durch den Verkehr mit Frankreich klarer gefaßt und feudalistisch bezeichnet, waren in der Gewaltthätigkeit, die auch hier die rohe Zeit hervorgebracht hatte, ausgebildet worden. Es war daher fast eine sittliche Nothwendigkeit für Wilhelm, daß er, sobald ihm Sieg und Reich zu Theil geworden waren, durch Einführung des Lehenwesens zu sichern suchte, was er gewonnen hatte. Dieses Lehenwesen mußte nach der Natur der Dinge schärfer werden, als es irgendwo gefunden ward; und diese Schärfe mußte dasselbe um so drückender machen, je plötzlicher es in seiner Vollendung hervortrat.

367. Eine ganz andere Frage aber ist es: ob Wilhelm über die Art der Einführung, über die Gränzen und über die Stellung seiner Normannen zu den Engländern, so wie über seine eigene Stellung zu Jenen wie zu Diesen, schon zum Voraus entschieden gewesen sei?. Und sein ganzes Verfahren scheinet zu beweisen, daß dieses keinesweges der Fall gewesen, daß ihm vielmehr lediglich die Umstände, die er nicht in seiner Gewalt hatte, den Maßstab in die Hand gegeben haben. Er wollte unstreitig König sein, in dem vollen Sinne, den er selbst mit diesem Worte verbinden konnte. Hätte

er nun fortwährend dieselbe Bereitwilligkeit gefunden, die man ihm bewies, so lange man den Eindruck von der Schlacht bei Hastings in der Seele trug: so möchte er sich vielleicht begnügt haben, seine normannischen Ritter mit den Gütern der vorigen königlichen Familie und der ersten Anhänger Harald's zu belohnen, die Engländer hingegen bei ihrer Weise zu lassen, und, gegen Geld und Dienst, Ordnung zu erhalten und Gerechtigkeit zu üben. Wie aber konnte der Uebermuth ausbleiben bei den stolzen Siegern? wie die Erbitterung bei den unglücklichen Besiegten? Wie waren schwere Zusammenstöße zwischen den ungleichartigen Menschen zu vermeiden? wie kränkende Reibungen der volksthümlichen Gefühle? Es war sehr natürlich, daß Wilhelm dieser Verhältnisse Meister zu werden suchte, und eben so natürlich, daß er sich überall für die Normannen entschied. Ohne strenge Maßregeln war schwerlich irgend Etwas durchzusetzen. Bedenkt man dabei die allgemeine Rohheit und Gewaltsamkeit der Zeit; vergißt man auch nicht, daß die Engländer vor zwei Menschen-Altern sich der Dänen durch eine allgemeine Ermordung zu entledigen gesucht, und daß sie zu einem ähnlichen Versuche geneigt zu sein schienen: so muß man eine große, schonungslose, bis zur Grausamkeit fortgehende Härte, bei einem so kraftvollen Tyrannen, fast als unvermeidlich erkennen. Zugleich ist es begreiflich genug, daß die Aeußerungen dieser Härte von den Leidenschaften und Liebhabereien des Königes, z. B. von seiner Liebhaberei zu der Jagd, in Yorkshire und New-Forest, die Farbe trugen, und deßwegen nicht

selten als rohe Gefühllosigkeit erschienen. Die Verhältnisse waren zweifach gewaltsam, da der König von England nicht aufhörte, französischer Vasall zu sein, und dadurch die Vorliebe für französische Sprache und Weise in seinen Normannen zu nähren; man stieß sich gegenseitig, aus Mißtrauen, Verblendung, Haß, weiter und weiter, bis zuletzt lediglich die Stärke den Ausschlag gab.

368. Also geschah, daß Wilhelm's Lehen-System über ganz England ausgebreitet und daß mithin eine vollkommene Veränderung in Rücksicht des Grundeigenthumes bewirkt wurde. Es geschah, daß von den Engländern sich nur Diejenigen erhielten, welche fügsam genug waren, sich den Eroberern anzuschließen und sich den Besitz ihres bisherigen freien Grundeigenthumes dadurch zu sichern, daß sie dasselbe als Lehen empfingen. Es geschah, daß die königlichen Thane zu Grunde gingen oder, wenn auch der Name blieb, königliche Vasallen, daß die gemeinen Thane freie Hintersassen wurden, und daß die Ceorls, die vormals freie Hintersassen gewesen waren, in Leibeigenschaft geriethen. Es geschah aber auch, das der König von den 60,215 Lehen, in welche das Land gegen das Ende seiner Regierung aufgelöset war, einen großen Theil für sich selbst behielt; daß er den Vasallen streng bestimmte, was sie zu leisten hatten, und selbst vor Gregor VII., diesem Papste durch eigene Kraft und Lanfranc's verständige Wirksamkeit begegnend, die geistlichen Vasallen (die fast ein Drittheil von der Zahl aller Lehen zu

erhalten wußten) wenig schonte; daß er endlich — und Dieses ist äußerst wichtig geworden! — zwar den Unterschied zwischen unmittelbaren und mittelbaren Vasallen der Krone anerkannte, daß er aber auch diese (J. 1085) an den Thron band, wenn gleich Jene — etwa 600 an der Zahl und wohl lauter Normannen — demselben näher standen. Von allen diesen Veränderungen, die allerdings zum Theile sehr dunkel sind, und schwerlich jemals in ein solches Licht gestellt werden dürften, daß kein Zweifel und kein Widerspruch zu befürchten wäre, war dann die nothwendige Folge, daß das Wittenagemot aufhörte und Parliamente, bestehend aus dem Könige, den ersten Beamteten und den Kronvasallen, entstanden; daß von dem alten sächsischen Gerichtswesen beibehalten wurde, was den neuen Verhältnissen entsprach, oder wenigstens ihnen nicht entgegen war; daß aber in Sprache, Sitte und Art Manches sich anders gestaltete! — Uebrigens ist es unmöglich alle diese Vorgänge aufmerksam zu betrachten, ohne das lebendige Gefühl zu gewinnen, daß die Schöpfung Wilhelm's I. in der Weise, in welcher er sie vollendet hatte, nicht bestehen werde. Je schärfer, schroffer und besonnener das Lehenwesen, nicht ausgebildet, sondern als etwas Fertiges, Fremdes, Eingeführtes, geltend gemacht wurde, desto kräftiger mußte der Geist sich mit Bewußtsein gegen dasselbe erheben; und je fester die großen Barone an den Thron geknüpfet waren, desto weniger konnten die scharfen, trennenden und abstoßenden Adelsbegriffe aufkommen, die in den übrigen Ländern der Feudalherrschaft für Freiheit und Bildung so ver-

derblich geworden sind; vielmehr mußten Freiheit und Bildung in dieser neuen Welt eines systematischen Feudalismus um so eher gedeihen, je seltsamer die Stellung war, welche die Kirche, im Widerspruche mit der Lage der Welt, ja welche auch die Städte, nach furchtbarer Verödung, in derselben einnahmen! Aber freilich konnten Menschenalter hinlaufen unter den Gräueln des schrecklichen Systems, ehe es gelang, dasselbe zu zerbrechen!

369. Diese Ereignisse nun waren es, welche, unter der Regierung Philipp's I. vorgehend, im Fortgange der Zeit auf das Schicksal Frankreichs einen unermeßlichen Einfluß erhalten haben und erhalten mußten. Hätte man allgemeine politische Grundsätze gehabt, und die Natur der Länder, Staaten und Völker zu würdigen vermocht: so hätte man vielleicht sogleich, als sie geschahen, entgegen gearbeitet, und den neuen König von England, während er hier noch unsicher war, genöthiget, sein Lehen in Frankreich aufzugeben. Dieses aber war mit den herrschenden feudalistischen Begriffen eben so unverträglich, als man wegen der Zukunft Besorgnisse gehegt zu haben scheinet. Ja, in vielen Franzosen mochte der Gedanke, daß ein einzelner französischer Vasall ein ganzes Reich unterworfen habe, und so leicht unterworfen habe, wohl ein stolzes Gefühl erzeugen. Die Händel aber, in welche der König von Frankreich mit dem Könige von England, als Herzog von der Normandie gerieth, erschienen in der Gestalt gewöhnlicher Lehensfehden, und erst nach und nach er-

kannte man in ihnen eine andere Art und eine größere Bedeutung. Zu dieser Täuschung mochte auch wohl der Umstand beitragen, daß es schien, als sollte bei dem Tode Wilhelm's I. (J. 1087) die Normandie von England getrennt, und mithin — wenigstens — das alte Verhältniß hergestellt werden; ja, die Herrschaft der Normannen in England schien in eine neue Gefahr zu kommen. Denn Wilhelm's ältester Sohn, Robert, war ein kühner und tapferer Ritter, aber ein leichtsinniger und sorgloser Mann, ohne Grundsätze, in jeglicher Hinsicht unfähig auf der Spur fortzustreben, die sein Vater und die Verhältnisse ihm vorgezeichnet hatten. Also ließ man ihm, dem Erstgebornen, zwar die Normandie, aber die Krone von England wurde dem zweiten Sohne, Wilhelm II., dem Rothen, verschafft. Diese Zurücksetzung Robert's zog eine Reihe von Streitigkeiten und Verhandlungen nach sich, die in den Engländern den alten Haß aufregten, und Wilhelm II., der seines Vaters despotische Grundsätze, aber nicht seines Vaters Tugenden hatte, mehrte diesen Haß in jeder Beziehung. Glücklicher Weise wurde die Gefahr zuerst durch Robert's leichtsinnigen Wankelmuth abgewandt, und dann durch seine Fahrt nach dem heiligen Land unter der Fahne des Kreuzes. Diese Fahrt brachte die Normandie durch Verpfändung wieder an die Krone von England; aber eben weil es nur durch Verpfändung und bei solcher Gelegenheit geschah, scheinet man in Frankreich wenig darauf geachtet zu haben. Bei Wilhelm's II. frühem und unglücklichem Tode (J. 1100) ließ Herzog Robert, der um diese Zeit aus dem hei-

ligen Lande zurückkehrend in Apulien mit einer jungen Gemalin ein ganzes Jahr vertändelte, sich noch ein Mal die Krone durch seinen Bruder Heinrich I. entreißen. Und als er endlich, mehr durch äußere Noth gedrängt, als durch den eigenen Sinn bestimmt, einen abenteuerlichen Krieg begann: so ward er gefangen und mußte seine sträfliche Sorglosigkeit in einer Haft büßen, die, einem Manne wie ihm mit solchem Sinn und solchen Erinnerungen, schon durch ihre Dauer, acht und zwanzig Jahre, ein wahres Gefängniß werden mußte.

370. Nun endlich scheinet man in Frankreich das Verderbliche der Verbindung des Herzogthumes der Normandie mit der Englischen Krone eingesehen zu haben. Denn König Ludwig VI. (der Dicke), der seinem Vater Philipp I. (J. 1108) auf dem Throne folgte, nachdem er schon früher als König anerkannt war, hatte bei seinem Streben, die Normandie dem Sohne Robert's, Wilhelm Clito, zu verschaffen, doch gewiß keinen anderen Zweck, als jene Verbindung zu zerreißen? Zwar mißlang ihm diese Unternehmung: sollten aber nicht diese Händel mit Heinrich I., und besonders der Gang, den diese Händel nahmen, die Ansicht erzeuget haben, daß die königliche Macht nothwendig vermehret werden müsse, wenn sie bestehen sollte? Gewiß ist wenigstens, daß unter Ludwig VI., und besonders seitdem der so weise als tapfere Abt Suger das Vertrauen des Königes gewonnen hatte und die Schritte desselben lenkte, alle Umstände mit Einsicht gewürdiget

und mit Klugheit benutzet wurden, um das königliche Ansehen zu heben und zu mehren.

371. Um aber die Politik des Königes und seines Rathes zu verstehen, ist nöthig, sich an Folgendes zu erinnern. Das Haus der Capetinger hatte, als Ludwig VI. den Thron bestieg, schon seit hundert und zwanzig Jahren den königlichen Namen ununterbrochen getragen, und dadurch in der That die Erblichkeit desselben begründet. Dieser Name hatte allerdings nicht jene geheimnißvolle Macht, die im kaiserlichen Namen lag; aber er wieß doch auf eine Würde hin und auf ein Ansehen, das kein Herzog oder Graf in Anspruch nehmen zu dürfen schien. Und die Könige waren klug genug, nicht wie die teutschen Könige sächsisches Stammes im eitelen Stolz und verkehrten Streben wegen dieses Namens ihr altes Herzogthum, durch das sie mächtige Fürsten des Reiches blieben, aufzugeben. Ferner war Frankreich voll von Städten aus alter Zeit. Aus diesen Städten konnte, so lange sie waren, der Geist der Freiheit nie ganz verbannet werden; auch hatten die Unterdrücker sich genöthiget gesehen, ihnen Einiges von ihrer alten Verfassung zu lassen, und in dem Ablaufe der Jahrhunderte seit der Zertrümmerung des römischen Reiches, war, wie überall, so auch in den Städten Frankreichs eine neue Sehnsucht erwacht und ein neues Streben. Ueberdieß standen die Vasallen gegen einander in bitterer Feindschaft, in altem Hader, in steten Fehden: die geistlichen gegen die weltlichen; die kleinen gegen die großen; einer ge-

gen den anderen, jeder gegen alle. Dadurch war ein Jammer über das Leben der Menschen gekommen, von welchem Keiner den Grund wußte und Keiner das Ende sah, welcher aber auf der wehrlosen Menschenclasse ohne alle Gegen-Wirkung schrecklich lastete. Endlich hatte dieser gewaltsame Zustand eine Sittenlosigkeit und Verruchtheit bei den Großen und Mächtigen erzeugt, einen Uebermuth, einen Hohn, eine Menschenverachtung, wodurch jener Zustand doppelt abscheulich, und das Edelste in der Brust des Menschen gereizet und empöret ward.

372. Unter solchen Verhältnissen war der Ruf vom Kreuze des Herrn durch die Länder der Erde gegangen und hatte die Seelen tief erschüttert. In Frankreich war er erhoben; von Frankreich aus kam er zu den übrigen Völkern. In Frankreich folgten diesem Rufe gewiß nicht bloß solche Männer, welche in den Stürmen des Lebens ein reines und frommes Gemüth bewahret hatten, sondern auch solche, welchen das Wort vom Kreuze wie ein Schwert durch die schuldbeladene Seele drang, so wie solche, deren verwilderten Sinn die abenteuerliche Fahrt lockte und reizte. Also wurden die Städte von vielen ihrer Dränger befreiet, und gewannen, weil der Blick derselben nur auf die große Fahrt gerichtet war, leicht manche Rechte, nach denen sie früher umsonst gestrebet hatten. An dem königlichen Thron aber ging die Begeisterung vorüber, weil, zum Glücke für das Haus der Capetinger, König Philipp I. durch den Fluch der Kirche gegen sie

gesichert war. Was konnte nun unter solchen Verhältnissen Ludwig VI. zur Hebung des königlichen Ansehens Besseres thun, als in seinem Gebiete den Städten Rechte freier Gemeinden zu geben? Mußte er nicht dadurch das Vertrauen aller Städte gewinnen, welche von ihren bisherigen Drängern Rechte erkauften, erlisteten, ertrotzten? Mußten diese nicht in dem Könige, der zugleich ein mächtiger Herzog von Franzien war, ihren natürlichen und gemeinsamen Beschützer erkennen, und deßwegen wünschen, was sie erworben oder gewonnen hatten, von ihm anerkannt und bestätiget zu sehen? Und wer konnte dem Könige nunmehr den Satz streitig machen, daß nur er freie Stadtgemeinden gründen könne? und den anderen Satz, der aus jenem zu folgen schien: daß alle Stadtgemeinden nur unter ihm ständen? Galten aber diese beiden Sätze, so erhielt der König an dem dritten Stande treue Bundesgenossen, und sein Ansehen war befestiget durch das ganze Reich! Und mußte dieses Verhältniß nicht weiter wirken? Mußten nicht die Vasallen, die mit den Städten in Streit geriethen, sich an den König wenden, um diesen mächtigen Schutzherrn zu besänftigen? Und konnte es dann schwer werden, alle Bedrängte und Bedrückte dahin zu bringen, daß sie zum Throne hinblickten, als zu dem Ort ihrer gemeinsamen Hoffnung? Konnten selbst die Vasallen, die in dem verworrenen Leben ins Gedränge kamen, (die geistlichen vor den weltlichen, die kleinern vor den großen), irgend wo eine kräftigere Hülfe und einen mächtigeren Verbündeten finden, als in dem Könige des ganzen

Reiches? Und mußten sie nicht bald daran gewöhnet werden, diese Hülfe zu suchen, da sie sahen, daß man vom Throne herab das Vertrauen erwiederte und die Ergebenheit belohnte? Dem König aber konnte, wenn diese Ansicht nur einige Zeit festgehalten und bewähret wurde, die richterliche Entscheidung kaum mehr streitig gemacht werden.

373. Wäre aber auf dem Grunde, der auf solche Weise gelegt war, ununterbrochen fortgebauet: so möchte, in der Rohheit der Zeit, vom königlichen Thron herab eine Gewalt ausgeübt sein, bei welcher für Geist und Bildung kein Fortschreiten möglich gewesen wäre. Nur in der Reibung der Stände war Gedeihen, und nur wenn der dritte Stand Kraft gewann, konnte eine wahre gesetzlich geordnete und gesetzlich gesicherte Freiheit emporkommen. Eben deßwegen mußte dieser dritte Stand, der kaum anerkannt zu werden begann, sich in sich selbst ausbilden; die einzelnen Gemeinden mußten sich (in Gilden) gliedern und gestalten, und im Kampf und Drange den Sinn bewähren, der in ihnen erwacht war. Selbst die wissenschaftlichen Bestrebungen, die sich an der werdenden Universität zu Paris hielten, und durch Wesen und Weise eine große Bedeutung erhielten, möchten weder die nöthige Unabhängigkeit gewonnen, noch den Raum gefunden haben, den sie zur Benutzung der großen Erscheinungen der Zeit bedurften, wenn die königliche Macht in gleichem Maße fortgeschritten wäre, ehe die volksthümliche Bildung weiter gekommen, erstarkt und gekräftiget war.

Darum waren die Ereignisse unter Ludwig VII., der nach dem Tode seines Vaters (J. 1137) die Regierung allein übernahm, welche er schon früher gemeinschaftlich mit demselben verwaltet hatte, wohl heilsam für Frankreich, wenn sie auch unglückselig für die Menschen damaliger Zeit sein mochten. Der Abt Suger, der auch des neuen Königes Vertrauen besaß, hielt fest an den alten Grundsätzen und machte sie geltend. Und gerade aus dem Streben, durch Anwendung dieser Grundsätze das königliche Ansehen zu vermehren, gingen die Ereignisse hervor, durch welche dasselbe in neue Gefahr gerieth. Zu diesen Ereignissen gehörte zwar nicht jene merkwürdige Ketzerei, die, schon früher im südlichen Frankreich entstanden, mehr und mehr bedeutend wurde, und die, obgleich unabhängig vielleicht von dem wissenschaftlichen Geist Abälard's und der Seinigen, doch zeugen kann für die Gewalt des Geistes und für die Macht des Gedankens. Zu ihnen aber gehörten schon die Händel mit dem Papst Innocenz II., die mannigfaltige Verwirrungen zur Folge hatten. Das Bedeutendste in dieser Beziehung war jedoch die Vermälung Ludwig's mit Eleonore, Erbin des Herzogthumes Guyenne oder Aquitanien, die er schon vor seiner Thronbesteigung (J. 1136) eingegangen war.

374. Diese Vermälung, mag sie gesucht oder mag sie angetragen sein, war, aller Berechnung nach, durchaus geeignet, die Macht des Thrones, dem sie große und schöne Länder unterwarf, zu steigern. Aber

die Verwirrungen, die durch menschliche Leidenschaften und durch die ungezähmte Begierde einer leichtsinnigen Frau in dem schönen Plane gemacht werden konnten, hatte man nicht zu berechnen vermocht. Ludwig und Eleonore waren in aller Hinsicht nicht für einander geeignet; er, ruhig, mäßig, mönchisch, aber ihr zugethan mit Liebe und Treue; sie, reizend, feurig, lockend, und nur seine Gemalin in äußerer Weise, ohne Freude und Ergebenheit. Eine solche Frau, mußte sie ihren Gemal auf dem Kreuzzuge begleiten, zu welchem er durch den heiligen Bernhard (J. 1147) geängstiget wurde, weil er ihrem üppigen Wesen nicht trauete. Sie aber führte auf der heiligen Fahrt ein so freies Leben, und verletzte besonders in Antiochien ihres Gemales Ehre und Gefühl so tief, daß der beleidigte Ehemann in Ludwig den König und Staatsmann überwand. Der Abt Suger, der während der Abwesenheit des Königes das Reich mit einer Weisheit und einer Kunst verwaltete, durch welche er nicht selten Erstaunen und Bewunderung erreget, hielt ihn nun zwar von der Ehescheidung zurück, die er beabsichtigte; als aber Suger gestorben war (J. 1152), da bezwang Ludwig das zürnende Herz nicht länger, und der heilige Bernhard half ihm von einer Gemalin, mit welcher er nicht leben konnte. In tiefem Unmuthe, jedoch wohl nicht im vollen Bewußtsein Dessen, was er that, gab er die Länder zurück, die er erheirathet hatte. Sie aber, nur mit Mühe und Noth den ungestümen Freiern entgehend, die von ihr oder von ihrem Besitze bezaubert waren, warf sich sogleich in die Arme eines Man-

nes, mit welchem sie, und wohl nicht ohne einiges Gefühl weiblicher Rache, längst einverstanden gewesen zu sein scheinet: in die Arme Heinrich's Plantagenet, Grafen von Anjou und Herzogs von der Normandie. Diesem mächtigen Herrn brachte Eleonore alle ihre Länder als Heirathsgut, und umsonst suchte Ludwig VII., erschrocken über diese Verbindung, sie ihm zu entreißen. Vielmehr mußte er es sehen, daß dieser Heinrich (Plantagenet), der fast die Hälfte von ganz Frankreich zu Lehen trug, kurze Zeit nach seiner Vermählung mit Eleonoren (J. 1154), als König Heinrich II. den Englischen Thron bestieg!

375. Heinrich I. nämlich hatte, wie oben (365) erzählet wurde, die Krone Englands seinem Bruder Robert entrissen, und sich dieselbe durch eine empörende Härte gegen diesen Bruder gesichert. Er trug diese Krone fünf und dreißig Jahre, und seine ganze Regierung verstärket den widrigen Eindruck, den seine Thronbesteigung auf die Seele gemacht hat. Der Grund war gelegt der Maßstab gegeben. Heinrich war aufgewachsen unter Gräueln und Unthaten. Ein Menschen-Alter war verlaufen seit der Schlacht bei Hastings: die Gewaltsamkeit hatte Wurzel gefaßt; der frevelnde Uebermuth der Sieger hatte sich voll gesogen an dem Jammer und dem Unglücke der Unterworfenen; ein neues Geschlecht war entstanden in Blut und Verwüstung; die Rohheit war um so abscheulicher geworden, je reicher die Herren des Landes, verschieden von den Gründern der ersten Staaten auf dem vormals

römischen Gebiet, an Begriffen waren, an Dünkel, an ritterlichen Bräuchen und Redensarten, an Menschenverachtung und an sinnlichen Genüssen. Heinrich I. war aus seiner Zeit. Er war, seiner Natur nach, kein so strenger Mann, als Wilhelm, sein Vater, gewesen war; auch stand er diesem nach an Willen und Kraft, aber eben deßwegen war er um so weniger im Stande, den wilden Sinn der Herren des Landes zu bändigen. In seiner Seele mochte seit dem Tode seines Vaters, weil er sich früher zurückgesetzt geglaubt, eine wilde Begierde geblieben sein; die schwierigen Verhältnisse, in welche er sich bei seiner Thronbesteigung verwickelt sah, mögen den Unmuth gesteigert haben; die Händel, in welche er mit dem Erzbischof Anselmus wegen der Investitur der Geistlichen gerieth, und in welchen er sich übrigens sehr verständig benahm, konnten denselben nicht mindern; auch mochte des Bruders Kerker ihn ängstigen. Es kann daher nicht auffallen, daß die Regierung Heinrich's I. eine Reihe von Erpressungen, Bedrückungen, Grausamkeiten und Schändlichkeiten darbietet. Und wenn er auch beim Antritte seiner Regierung einen s. g. Freiheitsbrief (charter) ausgestellet haben sollte: so leidet doch Das keinen Zweifel, daß derselbe wenig oder Nichts gewirket habe. In jedem Falle kann er nur zum Vortheile der Barone gewesen sein; und da Diese die Gesetze Eduard's des Bekenners zurückgewünschet haben sollen, das heißt doch wohl zuletzt die Vernichtung der Lehenspflicht und die Verwandlung ihrer Lehen in Eigenthum: so kann auch dieses Streben nicht vortheil-

haft auf Heinrich gewirket und für das arme und unterdrückte Volk keinen Gewinn gehabt haben. — Im Uebrigen ist Heinrich I. nicht ohne Lob geblieben, weil er es verstand, sich mit der Geistlichkeit abzufinden.

376. Mit dem Tode Heinrich's I. aber (J. 1135) hörten die Leiden Englands nicht auf. Ohne rechtmäßige Söhne, hatte er seine Tochter Mathildis, Wittwe des Kaisers Heinrich's V., mit dem Grafen Gottfried von Anjou vermälet, den man, wegen einer Liebhaberei, Plantagenet zu nennen pflegte. Mathildis hatte ihrem Gemal einen Sohn geboren (J. 1134), welcher den Namen Heinrich trug. Diesem war die Krone bestimmt. Aber der Großvater, König Heinrich I., starb unerwartet in der Normandie, und Heinrich, der Enkel, war ein kleines Kind. Also gelang es einem Neffen Heinrich's I., dem Grafen Stephan von Blois, dessen Mutter, Adela, Wilhelm's I. Tochter war, uneingedenk des Eides der Treue, den er Heinrich I. für Mathildis und ihren Sohn geschworen hatte, sich des Thrones zu bemächtigen, ehe es der Mathildis möglich wurde, nach England hinüber zu schiffen, und ihm denselben streitig zu machen. Die Erinnerung an die Strenge, die Wilhelm der Eroberer und seine Söhne bewiesen hatten, machte, scheinet es, die Barone geneigt, den Grafen Stephan als König anzuerkennen; und Stephan nahm, um die Gunst von Geistlichen und Laien zu gewinnen und den Erzbischof von Canterbury zur Krönung zu bewegen, keinen Anstand, einen Freiheitsbrief auszustellen, wie man ihn

forderte. Dieser Freiheitsbrief aber konnte, in den gewaltsamen Verhältnissen, kaum andere Folgen haben, als daß die wilden Barone geistliches und weltliches Standes, für welche er fast allein ausgestellet war, obwohl auch Etwas für das städtische Wesen gewonnen wurde, nunmehr die locker gewordenen Zügel zerrissen und den Ungestüm in gegenseitiger Befehdung ausstürmten, damit doch auch diesem Lande das Faustrecht nicht fehlen möchte! Das Elend der untersten Volksclassen wurde so groß, daß sie den Glauben an Christus und die Heiligen kaum festzuhalten vermochten. König Stephan aber, der Alles in Gefahr sehen mochte, und deßwegen hindernd und mildernd zwischen die Barone treten wollte, kam in nicht geringe Verlegenheit. Ein Krieg mit den Schotten vermehrte diese Verlegenheit. Und obwohl nun Stephan, hier wie dort, rühmlich und entschlossen bestand: so hielt doch Mathildis diese Verhältnisse für günstig, um ihre oder ihres Sohnes Ansprüche auf den Englischen Thron geltend zu machen. An Anhängern konnte es nicht fehlen und fehlte es nicht. Es entstand daher (J. 1140) ein Bürgerkrieg, der sich durch eine Reihe von Jahren hindurchzog und der desto zerstörender für das unglückliche Land wurde, da derselbe den eigentlichen Halt von Seiten der Häupter durch Miethtruppen (die s. g. Brabancener), die übrigens schon früher in England nicht unerhört waren, erhalten mußte. Eins jedoch erfreuet auch in diesem wechselvollen Krieg, in welchem die Schlacht bei Lincolm (J. 1141) mit ihren Folgen ein besonderes Interesse erregt, die menschliche

Seele: der Geist der Freiheit, der sich mitten unter diesen Kämpfen der Dränger und Unterdrücker Luft machte; London erhob zum ersten Mal ihr Haupt und machte sich geltend!

377. Während dieses Krieges wuchs Heinrich, Mathildis Sohn, heran, und vermälte sich, nach dem Tode seines Vaters, der sich der Normandie bemächtiget hatte, mit der Königin Eleonore. Da nahm Ludwig VII. Theil an dem Kriege zu eigener Rettung, und verband sich aufs Genaueste mit dem Könige Stephan. Dieser aber, ermattet durch das lange und vergebliche Ringen, von den weltlichen Großen verlassen, von den geistlichen verfolgt und verflucht, des einzigen Sohnes, Eustachius, beraubt, ohne Aussicht und ohne Ziel, schloß endlich mit seinem Gegner einen Frieden (J. 1153), in welchem er ihn mit Zustimmung der geistlichen und weltlichen Großen seines Reiches als seinen Nachfolger anerkannte. Und als er bald nach diesem Frieden starb, wurde Heinrich II. (J. 1154), der übrigens den Freiheitsbrief seines Großvaters bestätigte, wirklich König, und brachte sein Haus, das Haus Anjou oder Plantagenet, auf den Englischen Thron.

Neuntes Capitel.

Frankreich und England bis zum Tode Ludwig's IX. J. 1270 und Heinrich's III. J. 1272. Irland.

378. Zu derselbigen Zeit, da diese Vorgänge Statt fanden, und zu vielfacher Zerrüttung Veranlas-

sung und Gelegenheit gaben, hatte der Hohenstaufe Friedrich I. den Kaiserthron (J. 1152) bestiegen und fing gerade sein blutiges Werk in Italien an. Die Ereignisse dort und hier hatten, wenn man von dem Vasallenthume hinweg siehet, das überall wirkte, in ihrem Ursprunge Nichts mit einander gemein; aber in ihrem Gange blieben sie, wegen der kirchlichen Verhältnisse und wegen der Stellung des Papstes zur Welt, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf einander. Die beiden Könige von Frankreich und England begannen friedlich, wie groß auch ihre Feindseligkeit gegen einander, die in den Umständen lag, sein mochte. Ludwig VII. konnte sich nicht gereizet fühlen, einen Krieg allein fortzusetzen, den er selbst im Bunde mit dem Könige Stephan ohne Erfolg geführet hatte; und Heinrich II., der es wohl erkannte, wie locker die Bande der Ordnung in den langen Unruhen geworden waren, und wieviel ihm zu thun vorlag, wenn er dem Throne die Gewalt wieder verschaffen wollte, die noch sein Großvater unbestritten ausgeübet hatte, trug kein Bedenken, dem Könige von Frankreich die Huldigung für seine Besitzungen in diesem Lande zu leisten. Die Ruhe, welche er durch den Frieden gewonnen hatte, benutzte er dann mit Einsicht, Gewandtheit und Kraft, um im Inneren seines Reiches zu ordnen, herzustellen oder zu gründen, und suchte zugleich seine Oberhoheit über das seltsame Wales zu bringen, das sich noch in alter Unabhängigkeit erhielt. Der Friede aber mit Ludwig VII., konnte um so weniger dauern, da Heinrich II., nicht zufrieden mit dem, was er schon in

Frankreich hatte, noch Ansprüche auf die Grafschaft Toulose machte; Ansprüche, denen er, sobald es mit Erfolg geschehen zu können schien, durch die Waffen Nachdruck zu geben suchte (J. 1158), während er nicht ungeneigt war, auch alte Vorrechte, welche die frühe- ren Herren seiner Lehen in der Reichsverwaltung aus- geübet hatten, gelegentlich in Anspruch zu nehmen. Also entstand der Krieg, verwickelt und verworren, bald un- terbrochen, bald fortgesetzt und niemals, so lange die Verhältnisse dauerten, zu beendigen! Heinrich führte denselben größtes Theiles mit jenen s. g. Brabanceni- schen, aus allerlei Volk geworbenen Truppen, die er bei seiner Thronbesteigung aus England entfernet hatte, die er indeß nicht entbehren konnte, und die er mit dem Gelde bezahlte, welches seine Vasallen zur Abkaufung des lästigen, überseeischen Dienstes zu erlegen nicht un- geneigt waren, (Scutagium).

379. Ungeachtet des volksthümlichen Gefühles, das während dieses Krieges, in den Franzosen leben- dig ward und von Ludwig VII. verständig genähret wurde, möchte der französische Thron vor der großen Macht, die Heinrich verhältnißmäßig besaß, und die durch seine glänzenden Eigenschaften noch vermehret ward, doch in Gefahr gekommen sein, wenn dieser König nicht in andere, sehr verschiedene und zum Theil äußerst schwere Verhältnisse verwickelt wäre, die es ihm unmöglich machten, den Krieg weiter zu treiben als heilsam war für die Entwickelung des nationalen Geistes. Wir führen zuerst Dasjenige an, was für Hein-

rich am Glücklichsten lief: die s. g. Unterwerfung Irlands. Die frühere Geschichte dieses Eilandes ist unbekannt oder ungewiß. Wenn, wie wahrscheinlich ist, die Bewohner, mit den Hochländern Schottlands gleiches Stammes, zu derselben Welt der Dichtung und des Gesanges gehöret haben, aus welcher Ossian (220) hervor gegangen war, so dauert der Ertrag ihres unbekannten Lebens für unser Gefühl und unsere Einbildungskraft noch fort und die alten Ahnungen, die uns früher durch die Seele fuhren, wiederholen sich noch ein Mal; aber für die geschichtliche Forschung ist diese Welt verschlossen und die Zeit hat ihren Gang nicht bezeichnet. Das jedoch möchte gewiß sein: die Irländer lebten auf ihrem fruchtbaren Eilande, von römischer Macht und Bildung unberühret, in alter Rohheit und Unschuld. Da kam das Christenthum zu ihnen, und die Nordmannen, auf ihren abenteuerlichen Fahrten auch bei ihnen ansprechend, setzten sich auf den Küsten hier fest und dort. Von der Zeit an scheinen im Inneren des Landes Veränderungen vorgegangen zu sein. Man hatte das alte Gefühl der Sicherheit verloren; eine neue Aussicht hatte sich geöffnet; es war natürlich, daß sich Alle nach Vereinigung sehnten. Also fielen die alten Häuptlinge und ganz Irland hatte sich unter fünf Könige gesammelt. Inzwischen war den Irländern die Welt, und sie waren der Welt bekannt geworden. Als daher die angefangene Vereinigung weiter strebte: da suchte König Dermod von Leinster Hülfe bei dem Könige, der, wie die, allerdings merkwürdige, Schenkung des Papstes (J. 1154) beweiset, schon

längst sein Auge auf Irland geworfen hatte, wenn ihm auch durch die Verhältnisse jede Unternehmung unmöglich gemacht war, bei Heinrich II. von England. Das gab Veranlassung, daß zuerst einige Englische Abenteurer nach Irland gingen, daß Heinrich bald (J. 1170) sich selbst dahin begab, und daß die Irischen Häupter, zum Widerstande zu schwach durch ihre Feindschaft gegen einander, sich seiner Oberherrschaft unterwarfen. Indeß hatten Heinrich und seine Nachfolger lange keinen oder nur geringen Gewinn von dieser Oberherrschaft. Auch hatte dieselbe sehr wenig zu bedeuten. Das Wichtigste bei dem ganzen Vorgange möchte wohl sein, daß Irland in das gesellschaftliche Verband der Völker Europa's hineingezogen wurde, während auch Schottland, durch den beständigen Kampf zwischen England und Frankreich mehr und mehr mit denselben in Verbindung kam.

380. Von weit größerer Bedeutung waren die bitteren Händel, in welche König Heinrich II. mit dem Erzbischofe von Canterbury, Thomas a Becket, und durch ihn mit dem Papste gerieth. Die Geschichte dieser Händel wirft ein neues Licht auf den Geist jener Zeiten und auf das Verhältniß der kirchlichen Macht zur weltlichen. Der gewaltige Geist Gregor's VII., welcher dem Papstthume das Bewußtsein gab, war, ausweichend des Eroberers frischer Macht und geharnischtem Willen, an England vorbei gegangen, und die Englische Geistlichkeit war in eine Abhängigkeit vom Throne gerathen, welche für das ganze Verhältniß der

Kirche unstreitig höchst gefährlich werden konnte. Der feine und gewandte Lanfranc, einen päpstlichen Geist in sich tragend und durch den hohen Ruhm des Gelehrten, des Philosophen und Staatsmannes über Manches hinweggehoben und gegen Manches gesichert, hatte sich dem Könige gefügt ohne den Papst zu beleidigen. Der alte Anselmus aber, anders stehend und anders denkend, hatte, obgleich von Wilhelm II. hart zurückgestoßen, durch Beharrlichkeit und Vertrauen, bei Heinrich's I. bedenklicher Lage die Sachen also eingeleitet, daß während des folgenden Streites um die Krone Alles ungefähr in dasselbe Verhältniß kam, das im übrigen Europa bestand und galt. Heinrich II. nun, von seinem bisherigen Glücke verleitet, wollte, wie es scheinet, nicht bloß die Geistlichkeit in die alte Stellung zurück führen, sondern wie einst Heinrich III. den päpstlichen Stuhl zu den Füßen des Kaiserthrones zu stellen gestrebt hatte, so wollte er den Stuhl des Erzbischofs von Canterbury seinem Thron unterwerfen, um die geistliche Gewalt zu irdischen Zwecken zu gebrauchen. Sein Plan schien wohl berechnet. Die weltlichen Barone waren für denselben; die Geistlichen waren eingeschüchtert, und zum erzbischöflichen Sitze von Canterbury erhob Heinrich einen Mann, der sein Vertrauen genoß, der sein Rath gewesen, auf den er sich verlassen zu können glaubte, Thomas a Becket. Aber in diesem Manne verrechnete er sich desto stärker, je mehr derselbe seine Absicht durchschauete. Immerhin mag in Thomas nicht Gregor's sittliche Reinheit gewesen sein: in ihm war aber Gregor's priesterlicher Sinn

und unbeugsamer Wille. Einem so gewaltigen Fürsten gegenüber wie Heinrich II., konnte er allerdings wohl Hartes erdulden; er konnte auch unterliegen, aber die Sache, an welche Er sein Alles setzte, mußte obsiegen. Denn was Heinrich wollte, das war ihm freilich nicht zu verargen; aber in sich selbst war es bei dem Stande der Welt durch und durch verkehrt. Wenn es auch wahr wäre, daß die sechszehn Artikel von Clarendon (J. 1164), zu deren Unterschrift auch Thomas, von Heinrich's Löwenwuth geschreckt und durch das Flehen der Geistlichkeit erschüttert, sich verstanden hatte, im Wesentlichen nur die Gewohnheiten des Reiches enthielten: so leidet doch das keinen Zweifel, daß diese Gewohnheiten durch die Zusammenstellung und gesetzliche Anerkennung etwas ganz Anderes geworden; es leidet keinen Zweifel, daß England durch dieselben von der allgemeinen Kirche, wie ein einzelnes Glied vom Leibe, los getrennet war. Und wahrhaftig, es ist nicht abzusehen, welch' ein Gewinn für Europa, und noch weniger, welch' ein Gewinn für England aus dieser Trennung hätte erwachsen sollen! Ob Thomas das Bedürfniß der Zeit erkannt, und die Stufe der Aufklärung, auf welcher Europa, auf welcher im Besonderen England stand, klar gewürdiget habe, oder ob er nur im Allgemeinen von Gedanken der Hoheit und Heiligkeit der Kirche und ihrer Diener geleitet sei, und wie viele Leidenschaft er in den Kampf gemischet habe, den er gegen jene Artikel unternahm, mag unausgemacht bleiben: gewiß ist, Thomas widerrief reuig seine Zustimmung zu den Clarendonischen Artikeln,

klagte sich der Feigheit und der Verrätherei an, sprengte den Reif, den Heinrich um die Geistlichkeit in England gelegt hatte, und brachte dieselbe durch Handeln und Dulden, durch sein Leben und seinen Tod zu der Gemeinschaft der Kirche zurück!

381. Der Rache des zornigen Königes entwich der Erzbischof durch die Flucht nach Frankreich. Hier fand er den Papst Alexander III., der, in gleichem Geist und für ein größeres Verhältniß streitend, dem gewaltigen Kaiser ausgewichen war und gleichfalls in Frankreich eine Zuflucht gesucht hatte. Für Ludwig VII. waren das glückliche Ereignisse. Er hatte an den beiden bedrängten Priestern, die seinen Schutz suchten, die im Handeln nicht immer einig sein mochten, die aber Einem Ziele zustrebten und dieselben Grundsätze festhielten, mächtige Bundesgenossen. In seinen Verhältnissen zum teutschen Reiche, bei dem losen Zusammenhange desselben, mußte der Papst ihm Gewinn bringen; und die Verwirrung in England konnte ihm in dem Kampfe mit seinem mächtigen Vasallen nur vortheilhaft sein. König Heinrich II. schien Anfangs die Flucht des Erzbischofes zu verachten; in wildem Grimm über das Mißlingen seiner Entwürfe, suchte er vielmehr mit verruchter Grausamkeit seine tiefe Rache an Becket's Verwandten zu sättigen. Bald aber sah er sich doch genöthiget, mehr weil ihm der drohende Geist der Zeit erschien, als weil sein Blick auf Irland gefallen war, eine Aussöhnung mit dem furchtbaren Priester zu suchen; und diese Aussöhnung konnte er nur finden

durch Vermittelung des Papstes. Thomas stand fest; der Papst, der die erfreuliche Gelegenheit aufs Beste benutzen wollte, vermied das Aeußerste und nährte dadurch den Hader; endlich gab Heinrich nach (J. 1170). Aber der König vermochte seine Entwürfe nicht zu vergessen und der stolze Priester konnte sich nicht versagen, seinen Gegnern die Größe seines Sieges fühlbar zu machen. Also erhob sich der Streit bitterer als zuvor. Die rohe Art jedoch, mit welcher einige so wilde Ritter als fügsame Höflinge den König von seinem lästigen Feinde zu befreien suchten, durch einen grausamen Meuchelmord nämlich an heiliger Stelle (J. 1172), konnte für den König, dem sie dienen wollten, nur verderbliche Folgen haben. Heinrich II. fühlte die ganze Last, welche durch die böse That auf ihn geworfen war. Der Papst drohete ihm mit dem Banne; der König von Frankreich mit dem Schwert; und wenn er selbst in seinem Gewissen auch vielleicht nicht durch Becket's blutige Leiche gequälet wurde, so konnte er doch nicht übersehen, was in den Seelen der übrigen Menschen vorging. In dieser Noth that er unbedenklich das Einzige, was ihn retten konnte; er unterwarf sich in Reue, Demuth und gänzlicher Ergebenheit dem heiligen Vater. Und wenn ihm dadurch auch gelang, die größte Gefahr abzuwenden und scheinbar besser aus dem Gedränge zu kommen, als er selbst gehofft haben mochte: so waren doch seine Entwürfe gegen die Geistlichkeit auf immer vernichtet und die Herrschaft des Papstes auch in England begründet.

382. So wenig aber Heinrich's Natur Ruhe vertrug, so wenig ward ihm dieselbe durch die Verhältnisse vergönnet. Während der Händel mit dem Könige von Frankreich und mit der Kirche hatten sich andere angesponnen, die mit denselben mehrfach zusammenhingen, und ihm die letzten Jahre seines Lebens doppelt verbittern mochten, da sie ihn nicht nur um den Ertrag seiner bisherigen Abmühungen zu bringen droheten, sondern auch von ihm selbst verschuldet waren: wir meinen die Zwistigkeiten mit seiner Gemalin und mit seinen Söhnen. Der Anfang dieses häuslichen Jammers mag immerhin ungewiß sein; wenn aber das frühere Leben seiner Gemalin geneigt macht, Vieles auf sie zu werfen: so führte doch auch Heinrich in Beziehung auf sie ein schandbares Leben; so war doch die Erziehung seiner Söhne schlecht, und sein Betragen gegen sie, als sie herangewachsen waren, so unverständig und so zweideutig, daß auch von ihm das Abscheulichste geglaubet wurde. Die Erbitterung dieser Söhne ist daher begreiflich genug; und an Gelegenheit, sie auszulassen, fehlte es in diesen Zeiten der Gewalt und des Schwertes nie; im Englischen Reich aber konnte es um so weniger an dieser Gelegenheit fehlen, da seit Wilhelm dem Eroberer kein König in gesetzmäßiger Weise den Thron bestiegen hatte und da wegen der Abfindung nachgeborener Prinzen keine gesetzliche Vorschrift bestand. Der König von Frankreich, Schwiegervater der jungen Fürsten, mag das Feuer angeschüret haben, wie er es unterhielt. Der König von Schottland freuete sich der Verwirrung im Reiche des ge-

fürchteten Nachbaren. In den Streitigkeiten mit der Kirche haben sich auch vielleicht Geistliche gefunden, welche die Seelen der Söhne gegen den verstockten Vater trieben. Und Barone, theils erbittert, theils muthwillig und immer bereit zu Fehde und Schlacht, lockten und reizten, um Verwirrung und Gräuel zu veranlassen, in welchen sie allein gedeihen konnten! Auf diese Weise entstand (J. 1174) ein blutiger Krieg, in Frankreich, an der Schottischen Gränze, im Inneren Englands. Dieser Krieg war, auch abgesehen von seinem Ursprunge, durch die Art, mit welcher er geführet wurde, reich an Abscheulichkeiten und Verwüstungen. In welche drangvolle Lage Heinrich II. Anfangs durch so viele und durch solche Feinde sich versetzt sah, beweiset am Beßten seine Wallfahrt zum Grabe des heiligen Thomas a Becket. Die Büßungen, die er hier übernahm, zeugen weniger von der Angst seines Gewissens, als von der Verlegenheit, mit welcher er in den Gang der Ereignisse hinein sah. Er wollte, scheinet es, weniger Gott mit sich versöhnen, als die Welt. Eben dieser Wunsch veranlaßte ihn aber auch, Manches zu thun zum Schutze der Armen und Schwachen, zur Begründung bürgerlicher Ordnung, zur Verbesserung des Gerichtswesens (durch Eintheilung des Reiches in sechs Gerichtssprengel und durch die reisenden königlichen Richter), endlich zur Förderung des Geistes und Lebens in den Städten. Hierdurch, dann durch Schonungslosigkeit gegen die aufrührerischen Barone, durch verständiges Unterhandeln, mit seinen drei Söhnen, mit dem Papste, mit Allen, endlich durch

ungeheuere Anstrengungen und durch große Entwickelung von Geist und Kraft, gelang es ihm, den Krieg siegreich gegen alle seine Feinde hinauszuführen. Der König von Frankreich gewann Nichts; der König von Schottland, Wilhelm der Löwe, gefangen und mißhandelt, mußte, um die Freiheit wieder zu gewinnen, sein Land der Hoheit des Königes von England unterwerfen; Heinrich's II. Söhne mußten sich fügen, und die Urheberin so vieler Verwirrungen, Heinrich's Gemalin Eleonore, mußte im Alter die Sünden ihrer Jugend im Gefängnisse büßen.

383. Wenn aber auch der König von Frankreich Nichts gewann: so verlor doch der König von England unendlich viel. Indem Heinrich II., ein so gewaltiger Fürst, durch alle diese Händel verwirret und gelähmet, gegen einen so schwachen Fürsten, wie Ludwig VII., äußerlich nur die Verhältnisse erhielt, die er vorgefunden oder durch Zufälligkeiten gegründet hatte, wurden in Frankreich die Gemüther der Menschen immer mehr gegen die Engländer gestimmt, und selbst die Vasallen in seinen französischen Besitzungen erkannten in ihm einen Fremdling, der als König von England ein ganz verschiedenes Interesse verfolgte und sie in fremdartige Zwiste verwickelte. Diese Stimmung der Seelen mußte große Folgen haben, sobald das Verhältniß sich umkehrte, und Frankreichs Thron einen starken König erhielt, Englands Thron aber einen schwachen. Und in dem gewöhnlichen Laufe menschli-

cher Dinge führte das Schicksal der Völker und Staaten bald diesen Wechsel herbei.

384. In Frankreich folgte (J. 1180) König Ludwig's VII. gottgegebener, kurz zuvor gekrönter Sohn Philipp II., der späterhin, aus Schmeichelei allerdings, jedoch mit größerem Recht als mancher Kaiser der Teutschen, den Beinamen: Mehrer des Reiches (Augustus), erhalten hat. Noch ein Knabe erhielt dieser Philipp die Krone, und trug sie drei und vierzig Jahre. In dieser langen Zeit zeigte sich Philipp II. freilich oft auf eine solche Weise, daß es schwer, daß es unmöglich wird, sich mit ihm in sittlicher Beziehung zu versöhnen; aber zu leugnen ist nicht: er behielt das Ziel, Vergrößerung der königlichen Macht und Vereinigung aller Franzosen, unverrückt im Auge, und verfolgte dasselbe mit eben so großer Klugheit und Umsicht, als mit Entschlossenheit und Kraft. Und dadurch gelang ihm in der That sehr Vieles! Den Anfang seiner Regierung aber machte er mit einer Abscheulichkeit, die zum Voraus ankündigte, was von ihm zu erwarten war, nämlich mit einer fürchterlichen Juden-Verfolgung. Allerdings mag die aufgeregte Zeit Einiges entschuldigen; auch mochten durch Ludwig's VII. widersinniges Verfahren gegen die Juden unnatürliche Verhältnisse entstanden sein, welche albernen Erzählungen, geeignet zu erbittern und die Einbildungskraft aufzureizen, einigen Halt gaben. Diese häßliche Ausplünderung der Juden jedoch war zu fein berechnet, als daß sie ihre Rechtfertigung fin-

den könnte. Indem aber Philipp durch diesen Raub sich die Mittel verschaffte, den Kampf, den sein Vater ohne äußeren Erfolg gegen Heinrich II. gekämpfet hatte, nachdrücklicher fortzusetzen, wurde dieser fortwährend von Leiden in seinem eigenen Hause bedränget. Sein Schwiegersohn, Heinrich der Löwe, vom vaterländischen Boden verbannet, suchte bei ihm Zuflucht und Schirm; von seinen Söhnen, fortwährend in Uneinigkeit mit ihm oder unter einander, starben zwei dahin (J. 1183), und der dritte, Richard (Löwenherz), ein gewaltiger Jüngling, zugleich ein Held und ein Sänger, ausgerüstet mit den schönsten Tugenden des Ritterthumes und erfüllet mit den häßlichsten Fehlern desselben, hörte nicht auf, ihm das Leben zu erschweren. Die Nachricht aber von der Eroberung der heiligen Stadt Jerusalem durch Saladin, den ungläubigen Sultan, die alle Völker Europa's mit Schauder und Schrecken durchdrang, blieb auch nicht ohne Wirkung auf die Throne der Könige; und wenn sie nicht alle von dem Gedanken dieses Unglückes erschüttert wurden, so war es doch Keinem möglich, in der allgemeinen Bewegung ruhig zu bleiben. Kaiser Friedrich I. nahm das Kreuz, und vollbrachte im hohen Alter, mit dem Feuer der Jugend, das in ihm war, redlich und umsichtig, was er zu vollbringen gelobet hatte, soweit Dieses von seinem Willen und seiner Macht abhing. Die Könige von Frankreich und England nahmen auch das Kreuz, und benutzten dasselbe einmüthig, um eine allgemeine Steuer in ihren Reichen — den Saladins-Zehnten — auszuschreiben. Aber ihre Gesinnung blieb feindlich

gegen einander, ihre Händel mit einander wurden ununterbrochen fortgesetzt, und ihr ganzes Benehmen macht es zweifelhaft, ob sie es redlich mit dem Kreuze gemeinet, oder ob sie nicht vielmehr das Geld, welches sie für dasselbe an sich brachten, zur Erreichung weltlicher Zwecke anzuwenden beabsichtiget haben. Der Tod Heinrich's II. indeß (J. 1189) änderte die Verhältnisse. Sein Sohn und Nachfolger, Richard I. Löwenherz ward eben so sehr durch den brennenden Durst seiner Seele nach Abenteuern, großen Thaten, ritterlichen Fahrten und wildem Getreibe, als durch die Religiosität, die in dieser Zeit bei den tapfersten Männern am Kräftigsten zu sein pflegte, fortgedränget, sein Gelübde zu erfüllen. König Philipp August aber konnte und durfte, bei der Spannung der Zeit, nicht zurück bleiben. Sie begaben sich gemeinschaftlich auf die Fahrt (J. 1190).

385. Aber die alte Feindschaft begleitete sie. Das heilige Zeichen vermochte die Erinnerung nicht zu verlöschen; die unnatürlichen Verhältnisse blieben zurück; man beabsichtigte, während des heiligen Zuges, über irdische Zwiste zu unterhandeln und sie zu beseitigen; ohnehin mußten zwei Fürsten, von so großem Stolz und so großer Heftigkeit, nothwendig gegen einander stoßen. Nur ein stetes und großes Glück hätte eine Begeisterung erzeugen mögen, in welcher alle Leidenschaften vergessen wären. Ein solches Glück jedoch war wohl an sich unmöglich, und würde, auch unter besseren Verhältnissen, schon durch die Uneinigkeit ver-

eitelt sein, welche sogleich, beim Beginne der Fahrt, sich zwischen den Königen und den Völkern zeigte, und welche im Fortgange bei jedem Unternehmen gemehret wurde. Während aber in solchen Verhältnissen die alte Zwietracht zwischen den Königen desto mehr Kraft gewann, je vielfältiger die Berührungen waren und je mehr man den Schein zu retten suchen mußte, und während Franzosen und Engländer, in steten Reibungen, mit volksthümlichem Stolz und ritterlicher Erbitterung gegen einander erfüllet wurden, stand in Europa das Leben nicht still. In Frankreich zwar wurden die Angelegenheiten der Krone mit Einsicht und Erfolg wahrgenommen; in England hingegen entstanden neue Verwirrungen, die jedoch fortwährend das Erfreuliche haben, daß die Freiheit mehr Raum gewinnt.

386. Diese Verwirrungen hatten ihren Ursprung in den Verhältnissen, in welchen Heinrich II. das Reich zurückgelassen; sie wurden dadurch genähret, daß in Richard's Bruder Johann eine Seele war, die sich zu jeder Gemeinheit und Schlechtigkeit geneigt und unfähig zeigte zu allem Großen und Edlen, und daß Richard diesem Bruder keine Stellung zu geben gewußt hatte, in welcher er unschädlich werden mußte. Der schlaue Philipp erkannte bald den Vortheil, der für ihn in diesen Verhältnissen lag. Indem Richard im heiligen Lande durch seinen Ungestüm, seinen Uebermuth, seinen Hohn, seine Grausamkeit und selbst durch seinen Löwenmuth und durch seine unbesiegbare Tapferkeit — Haß, Ingrimm, Wuth und jegliche Leidenschaft gegen

sich aufreizte, eilte er nach Frankreich zurück (J. 1191). Und wenn ihn auch ein Eid band, Richard's Besitzungen nicht anzugreifen, so war für die Zukunft doch schon dadurch viel gewonnen, daß er es, bei dem Hasse der Franzosen gegen Richard, wagen konnte, sich mit einer besoldeten Leibwache zu umgeben, deren Bedeutung für das königliche Ansehen nicht zu berechnen war; und wie lange der Eid binden sollte, hing ja von seinem Gewissen ab und von dem Gewissen Derer, die ihm folgten. König Richard, längst von dem Zustande seines Reiches unterrichtet, in seinen schönsten Hoffnungen im heiligen Lande betrogen, aber mit Ruhm und Ehre umgeben, kam ein Jahr nach Philipp (J. 1192) gleichfalls nach Europa zurück; aber, nicht eingedenk der Feindschaft teutscher Fürsten, die er sich durch seinen Uebermuth zugezogen hatte, oder die aus seiner Verbindung mit den Welfen hervorging, brachte er sich mit einer seltsamen Sorglosigkeit in eine harte Gefangenschaft, und gab dadurch dem Könige von Frankreich und seinem unwürdigen Bruder Johann Veranlassung, sich mit einander zu verbinden, um ihm Krone und Reich zu rauben. Nun wurde zwar dem Könige Richard, durch die begeisterte Theilnahme der Englischen Vasallen, durch des Kaisers Heinrich's VI. Entwürfe und durch einen günstigen Zufall, die Freiheit wieder verschafft (J. 1194), und der befreiete König vereitelte die Entwürfe seiner Feinde um so leichter, je feiger und elender sein Bruder Johann war, und je weniger derselbe Verrath und Schande achtete. Aber mehr gewann er auch, in einem verwüstenden

Kriege, gegen Philipp nicht, obwohl dieser von seinen Vasallen theils aus Treulosigkeit, theils darum verlassen wurde, weil sie in blutigen und wilden Fehden gegen einander standen; und bald änderten sich alle Verhältnisse, da den gewaltigen König von England ein Tod traf (J. 1199), welcher die menschliche Brust erschüttert und das Gefühl der rächenden Gottheit in ihr aufregt, und unter Umständen, die, wie so viel Anderes, schwer gegen diese Zeiten zeugen, und da sein Bruder, der unglückselige Johann (ohne Land) den Englischen Thron bestieg.

387. Das neue Jahrhundert bietet, wie in Teutschland und Italien, so auch in Frankreich und England ein reiches und mannigfaltiges Leben dar, das die Aufmerksamkeit wunderbar fesselt. Die seltsam verschlungenen Verhältnisse zwischen beiden Reichen; der Zustand in kirchlicher und bürgerlicher Beziehung hier und dort; die persönliche Stellung der Könige, ihre Neigungen, ihre Leidenschaften, ihre Händel; der Einfluß der Volksthümlichkeiten; die politischen Grundsätze, die in der Lage der Länder und in dem Gange der Geschichte begründet waren, und die Ereignisse des Augenblickes; die Einmischung des Papstes für Sitte, Recht und Gewalt; die Ketzereien und die Gräuel, zu welchen sie veranlaßten, neben dem Fortgange der Wissenschaften und deren Begünstigung; endlich die Verbindungen mit den mächtigen Häusern der Welfen und Waiblinger in Teutschland — Alles dieses macht ein so verwickeltes Ganze, daß man, um die Erkenntniß

einer Erscheinung zu gewinnen, immer zu anderen Erscheinungen fortgetrieben wird, und zur Erkenntniß des Ganzen das Zusammenwirken Aller vor Augen haben muß. Und fraget man nach dem Einen, das Alles verbindet und den Zusammenhang des Widersprechenden bildet, so ist es der Geist der Wissenschaft und der Freiheit, der überall die Schwingen rühret und sich über die alten Hemmungen der Rohheit und der Gewalt zu erheben, wenigstens in den Wirkungen derselben Luft und Raum zu gewinnen strebet. Wir jedoch können auch hier nur Einiges ausheben.

388. Die erste Bewegung gegen Johann, erregt durch Arthur, seinen Neffen, welchen Philipp aufreizte, und für welchen die Vasallen des Königes von England in den französischen Besitzungen sich erklärten, ging glücklich vorüber, zunächst wohl, weil Philipp wegen seiner Doppel-Ehe sich und sein Reich durch das päpstliche Interdict in Verlegenheiten verwickelt hatte. Aber Johann's wilde Begierde zündete bald den hochgehäuften Brennstoff von Neuem an; und die schandbare und schauderhafte Ermordung Arthur's, der das Unglück hatte, in seine Hand zu fallen (J. 1202), brachte das Feuer in volle Flammen. König Philipp, den gerechten Unwillen der französischen Vasallen gegen den grausamen fremden König, den auch nicht Eine edle Eigenschaft auszeichnete, mit Verstand und schlauen Künsten benutzend, ließ den König von England seiner französischen Lehen verlustig erklären, vermehrte seine Miethtruppen, trug sogleich die Waffen in die Engli-

schen Besitzungen, fand überall Anhang, und bemächtigte sich derselben fast gänzlich, ehe ein Paar Jahre verlaufen waren. Johann scheinet in seinem schwelgerischen Leben durch diesen Fortgang der französischen Waffen in eine Art von Betäubung gesetzt zu sein, sei es, daß er in feigem Trotze die Sache gering achtete, sei es, daß das Gefühl seiner Elendigkeit und seines Verbrechens ihn niederhielt. Als er endlich, ein Flüchtling, nach England zurück kam, und im Waffenstillstande zu Thouars fast Alles in Frankreich aufgab: so konnte er doch unmöglich etwas Anderes finden, als Abscheu und Verachtung. Und dennoch zeigte man in England — so stark waren die Ketten, die hier über das Leben geworfen waren! — nicht nur Gehorsam, sondern Johann durfte sich sogar neue und unerhörte Bedrückungen erlauben. Selbst als er in seiner feigen Starrköpfigkeit mit dem furchtbaren Papst, Innocenz III., wegen der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Canterbury zusammenstieß (J. 1206), und selbst als dieser, die Verworrenheit des Königes, so wie die Verhältnisse Englands im Inneren und zu Frankreich, klar erkennend, das Reich (J. 1208) mit dem Interdict und den König, der seine Wuth hierüber auf die abscheulichste Weise gegen die Geistlichkeit austobte, mit dem Banne belegte, schien Johann noch immer fest zu sitzen auf dem Throne, den er schändete. Ein dumpfer Schrecken durchdrang wohl die Seelen der Menschen: zu Entschluß und That kam es nicht; und die weltlichen Barone trösteten sich, scheinet es, über die Vernachlässigung der himmlischen Angelegenheiten, weil

sie die Geistlichen in irdischer Beziehung gedemüthiget sahen. Der Papst aber, der diese Erscheinung nicht erwartet haben mochte, konnte seinen Bann nicht ohne Wirkung lassen. Um seinem Verfahren Nachdruck zu geben, sprach er die Absetzung des Königes aus, und verhieß dem Könige von Frankreich die Englische Krone, wenn er die Kirche an dem verstockten Johann rächen und Anführer des Kreuzzuges sein wollte, welchen er gegen denselben predigte. Diese Maßnahme hatte große Folgen.

389. Philipp August hatte durch seine Siege gegen Johann große Macht und großes Ansehen gewonnen. Auf dem Grunde, der unter Ludwig VI. gelegt war, konnte fortgebauet, ja es konnte der Bau erweitert werden. Wer sollte ihm widerstehen? Kein einzelner Vasall war ihm gleich. Eine Vereinigung gegen ihn war kaum möglich. Der Glanz des Thrones hatte eine neue Trennung unter den großen Vasallen bewirket, welche, unterhalten und benutzet, für die Krone sehr bedeutend werden konnte. Die stolzen Pairs, die jetzt erscheinen, erregten Neid und gewannen Nichts. Die kleinen Vasallen blickten ohnehin zum König, als zu ihrem Horte. Die Städte gewöhnten sich immermehr, ihn als den einzigen Quell ihrer Freiheit anzusehen. Die Universität Paris, die erste Pflegerin neuer Ideen und der Wissenschaften, welche das Leben bestimmen, gedieh in seinem Schutze. Die Geistlichkeit fand an ihm die beste Stütze, und der Papst mußte dem kräftigen König um so mehr gewogen sein, da

derselbe zur Ausrottung der Ketzerei, die im südlichen Frankreich überhand nahm, und für den heiligen Stuhl um so gefährlicher war, da sie, wenn sie auch vielleicht aus früheren Ketzereien hervor ging, mit dem ganzen Stande des Geistes in dieser Zeit zusammenhing, die Hand bot, und da er ein alter Feind des verhaßten Welfen Otto IV. war. Endlich war die Stimmung aller Franzosen gegen die Engländer, und der Gedanke, sich an Diesen für viele Leiden zu rächen, war ihnen ein süßer Gedanke. — Unter solchen Umständen war es für Johann allerdings gefährlich, daß Philipp August sich anschickte, der Aufforderung des Papstes zu folgen, und eine Landung in England zu unternehmen. Wenn er seine Lage mit der Lage Philipp's — der klug genug war, das Einzige, das man im Volk an ihm tadelte, abzuändern, und seine rechtmäßige, verstoßene Gemalin wieder zu sich zu nehmen — verglich, so konnte er über den Ausgang nicht zweifelhaft sein. Daher ist nicht zu verwundern, daß ein König, wie Johann, der keinen Halt in sich selbst trug, zusammenschauderte vor der Gefahr, sobald der alte, unbesonnene Trotz ihn verlassen hatte; daß er, allein mit seinen Verbrechen und seiner Angst, nur Hülfe von dem erwartete, von welchem die Gefahr allein erregt war und allein beschworen werden konnte; daß er sich deßwegen, ohne allen Rückhalt, in die Arme des Papstes warf; daß er diesem seine Reiche, England und Irland (Schottland hatte schon durch Richard Löwenherz die Selbständigkeit wieder erhalten) übergab, und sich dieselben von ihm (J. 1213) als Lehen zurück geben ließ!

390. Die Engländer mögen durch diesen Vorgang überrascht und verwirret sein; die Aufhebung des Interdicts indeß konnte nur als ein erfreuliches Ereigniß betrachtet werden. Bitteren Verdruß hingegen mußte Philipp August empfinden, als ihm, dem Wohlgerüsteten, vom Papste die Zumuthung gemacht wurde, nunmehr von jeder Unternehmung gegen England, das Lehen der römischen Kirche, abzustehen. Wenn er aber auch kühn genug gewesen wäre, diese Zumuthung des Papstes nicht zu achten: so mußte er bald erkennen, daß einem solchen Feinde viele Waffen dienten. Die zweideutige Stellung des Grafen von Flandern machte ihn zuerst bedenklich. Bald erschien Johann selbst mit einem Heer in Frankreich, und Kaiser Otto IV., der in drangvollen Verhältnissen und unter dem Banne der Kirche nur Erfolg von einem kühnen Wurfe hoffen durfte, zog seinem Schwager, dem Könige Johann, zu Hülfe. So begreiflich aber auch diese Verbindung in dem gegebenen Augenblicke sein mochte: so wenig war von dem Gelingen der Unternehmung irgend etwas Erfreuliches für Ordnung, Freiheit und Bildung zu erwarten, weil die Zwecke, die man verfolgte, theils zu verschieden, theils zu unnatürlich waren. In der That vernichtete auch die Schlacht bey Bovines (J. 1214), in welcher Philipp August einen so ruhmvollen Sieg erkämpfte, die Entwürfe seiner Feinde. Diese Schlacht raubte Otto IV. seine letzte Hoffnung; König Johann von England aber, welcher es der päpstlichen Vermittelung allein verdankte, daß er in Frankreich nicht Alles verlor, sah nach diesem neuen Unglück endlich

den lang verhaltenen Unwillen gegen ihn ausbrechen. Der scharfsichtige und kraftvolle Erzbischof Langton von Canterbury, der es nicht vergessen haben mochte, wie er gegen des Königes Willen zu seiner Würde gekommen war, wußte, unterstützet von dem Grafen Wilhelm von Pembroke, durch eine angeblich aufgefundene Urkunde, durch welche Heinrich I. die Freiheiten der geistlichen und weltlichen Barone bestätiget haben sollte, eine Verbindung zwischen Beiden zu Stande zu bringen und dem allgemeinen Unwillen eine bestimmte Richtung und eine nachhaltige Kraft zu geben; ja, man war klug genug, auch die Städte nicht gering zu achten, und London in das Geheimniß zu ziehen. Johann, verlassen und bedränget, hatte kein anderes Rettungsmittel, als die feierliche Ausstellung einer Urkunde, wie sie von den Baronen verlangt wurde: Running-Mead den 19. Juni, 1215.

391. Diese Urkunde ist mit Recht der große Freiheitsbrief (Magna Charta libertatum, the great charter) genannt worden. Allerdings wurde sie nicht freiwillig vom Könige zugestanden, sondern demselben von der Geistlichkeit und vom Adel, mit den Waffen in der Faust, abgeängstiget. Nichts desto weniger aber wurde sie für verbindlich gehalten, und derselbe Geist, der sie erzwungen hatte, wußte sie nicht minder zu schützen. Auch war sie ein Werk der Umstände und ein Erzeugniß der Zeit; aber die höchsten Ideen über Freiheit und Recht, welche das Zeitalter kannte, und deren Ausführung die Umstände zuließen, waren in ihr

ausgesprochen. Die erste Stelle nahm in ihr die Geistlichkeit ein; alsdann warfen die Barone von sich, was ihnen am Lästigsten war; aber die Städte wurden nicht vergessen, wenn sie gleich wenig gewannen. Es war dadurch viel erreicht, daß das Parlament die Zustimmung zu allen Steuern geben sollte. Am Meisten jedoch trug es aus, daß die Freiheit des freien Menschen so hoch geachtet, und die Pflege des Rechtes auf eine Weise geordnet wurde, die das Edelste im Menschen aufregen und nähren mußte. Wenn man die Bestimmungen dieser Urkunde an den Gedanken eines vollkommenen freien Gemeinwesens hält, so muß man sie nothwendig unbedeutend finden. Daher ist die Gleichgültigkeit Derer, welche dieselbe in dieser Weise aufgefasset haben, wohl erklärlich. Aber Unrecht ist, von ihr mehr zu verlangen, als eine Abhülfe der dringendsten Bedürfnisse damaliger Zeit. Nicht minder Unrecht würde es von der anderen Seite sein, wenn man, durch den späteren Zustand Englands getäuschet, aus der Unvollkommenheit des großen Freiheitsbriefes die Behauptung rechtfertigen wollte: eine bürgerliche Gesellschaft bedürfe nur weniger und unbedeutender Grundeinrichtungen, um zu bestehen und zu gedeihen. Denn es ist, auch abgesehen von Englands eiländischer Lage, die Vieles entbehrlich macht, was im Gedränge der Völker nothwendig sein möchte, ein Irrthum, daß mit der Magna Charta die Freiheit Englands festgestellt und gesichert worden sei. Sie, diese Urkunde, würde, wie vieles Andere, einer Truggestalt gleich, bedeutungslos dahin geschwunden sein, wenn nicht die

Engländer ihre unbestimmte Sehnsucht nach den Zeiten Eduard's des Bekenners jetzt auf sie gelenkt, sie in sich aufgenommen, an ihr festgehalten, stets, auch nach den schrecklichsten Verletzungen, sich auf sie berufen, und sie dadurch, und durch beständiges Erneuern und Gestalten, zum Grundstein ihrer Freiheit gemacht hätten. Das Streben nach willkührlicher Herrschaft hat den Königen von England eben so wenig gefehlet, als dem Englischen Adel die Lust zu Vorrechten, Vorzügen und zur Gewalt über das Volk; aber Anfangs schützte die Eifersucht zwischen Beiden, und alsdann hat ein fester Sinn, Mäßigung und Besonnenheit, im Volke Jenen wie Diesem Achtung eingeflößet, Beide in Schranken gehalten und dadurch das Nothwendigste für Geist und Bildung gerettet.

392. Schon König Johann machte, seines Eides uneingedenk, einen Versuch, den Vertrag zu vernichten, zu welchem man ihn gezwungen hatte; und ihm gelang sogar, seinen Lehenherrn, den Papst, auf seine Seite zu ziehen. Aber dieselben Männer, welche den Freiheitsbrief gewonnen, wagten für die Erhaltung ihrer Rechte Bann und Interdict, und wollten lieber den Thronerben Frankreichs als ihren König anerkennen, ehe sie aufgaben, was ihnen zugestanden war. Der bald erfolgte Tod (J. 1216) Johann's jedoch brachte sie von der Verirrung zurück, und Ludwig, der tapfere französische Thronerbe, sah sich in allen seinen Hoffnungen betrogen! Ludwig, welcher, des Papstes Drohung nicht achtend, in England gelandet, als

König ausgerufen, tief in das Land eingedrungen war, und überall die Huldigung empfangen hatte, mußte froh sein, als ihm nach der Schlacht bei Lincolm von Denen, die ihn eingeladen und zum König erkläret hatten, ein freier Abzug unter schweren Bedingungen (J. 1217) verstattet ward. Daher kehrte er, verläumdet, verspottet und belastet mit dem Fluche der Kirche, nach Frankreich zurück. Auf den Thron Englands aber wurde Heinrich III. gehoben, Johann's Sohn, ein Kind von neun Jahren, und Wilhelm, Graf von Pembroke, übernahm die Vormundschaft. Also wurde die Erhaltung des großen Freiheitsbriefes in die Hand Derer gelegt, die denselben erzwungen hatten, und seine Bestimmungen konnten befestiget und belebt werden.

393. Daß Philipp August diese Vorgänge nicht besser benutzte; daß er seinen Sohn nicht kräftiger unterstützte, ja daß er, dessen Ruhm und Ansehen durch den Sieg bei Bovines noch gehoben und gestärkt war, er, der durch Erbschaft oder Heimfall, durch Einziehung oder Kauf mehrere Grafschaften an die Krone gebracht und dadurch die Macht derselben gemehret hatte, doch nicht im Stande war, die Engländer gänzlich, auch aus ihren südlichen Besitzungen in Frankreich, aus Guyenne und Poitou, zu vertreiben: das wurde zunächst durch den jammervollen und gottlosen Krieg bewirkt, der um diese Zeit das südliche Frankreich verwüstete und zerstörte, und den König theils in Aufmerksamkeit hielt, theils schwächte, oder zur Theil

nahme veranlaßte. Das herrliche Land längs den Gestaden des Meeres, von den Alpen bis zu den Pyrenäen und dem anderen Meere, bedeckt von einem heiteren Himmel und reich an den vortrefflichsten Gaben, welche die Erde ihren Kindern gewähret, war an Wohlhabenheit, Freiheit, Bildung, und feinen Genüssen, und wohl auch an Wollust und Ueppigkeit weit voraus. Von Griechen und Römern hatte dieses Land eine herrliche Erbschaft erhalten, die von den sinnigen Gothen wohl aus Noth verkümmert, aber weder aus Rohheit verachtet, noch aus Muthwillen zerstöret war. Auch die Natur der Franken verlor, als sie diese Gegend unter sich brachten, in derselben ihre Rauheit um so schneller, je weiter sie von dem eigentlichen Sitz ihrer Macht entfernt war; und der Schade, welchen die Einführung des Lehenwesens etwa verursachte, ward ersetzt durch den Reiz, den die Berührung mit den Arabern den Seelen gab, und durch den Verkehr mit den fremden Völkern, der nie unterbrochen wurde. Die Stellung des Landes zu dem Reich Arelat und zu den christlichen Reichen in Spanien, welche gegen die Araber schützten, vermehrte noch die Sicherheit desselben. Daher war diese Gegend seit länger als zwei Jahrhunderten zu so schöner Blüthe gekommen. Die Städte groß, volkreich und voll reges Lebens, und, wenn auch in ungewisser Lage, doch nicht ohne Ordnung und Freiheit. Das Land vortrefflich angebauet, obgleich die unterste Classe der Gesellschaft mehr der milden Natur als rechtlich gesicherten Verhältnissen verdankte. Das Lehenwesen so mild, als seine Natur

nur zuließ; und was am Ritterthume spätere Zeiten getäuschet und gelocket hat, die ganze reizende Zugabe von Spiel, Gesang, Liebe und fantastischem Schmucke, das hat hier seinen Ursprung genommen oder seine schönste Gestaltung erhalten. Die Gerichtshöfe der Liebe hatten gewiß einen sehr unsittlichen Anhang; wenn sie aber von der einen Seite Zeugniß geben über den Zustand der Zeit, so waren sie von der anderen auch gewiß ein Mittel, den Geist zu wecken, die Rohheit zu bändigen, das Leben zu zieren, und Milde und Menschlichkeit zu lehren. Und wenn der Gesang der Troubadours auch flüchtig und vergänglich sein mochte, ohne Gehalt und Sittlichkeit, so hat er doch wunderbar auf die Zeit gewirkt und überall Nachahmung gefunden und Größeres und Edleres hervorgelockt. Aber Spott, Scherz und Tändelei, mit welchen man das Leben würzte, zerstörten den Ernst nicht, der in unsere Brust gelegt ist, und unter den Blumengewinden, mit welchen man die Verhältnisse umgab, hörte man nicht auf, die Bande der Menschheit zu fühlen. In diesen Gegenden war es, wo der Ruf vom Kreuze des Herrn erscholl, und zu Entschluß und That trieb; in diesen Gegenden wagte sich der aufgeklärte Geist auch an die höchsten Gegenstände und versuchte die Macht des Gedankens. Dieselbe Kraft, die um diese Zeit überall Ketzereien veranlaßte, mußte hier um so stärker wirken, je mehr das finstere Mönchsthum, das hier nicht Bedürfniß war, als Verirrung erschien, und je unnatürlicher die Herrschaft in aller Hinsicht mißbraucht wurde, welche der heilige Stuhl

in Rom an sich gebracht hatte. Wer die religiosen Ansichten der sogenannten Albigenser mit früheren Lehren vergleicht, mag in ihnen Manichäismus, Arianismus und Paulicianismus, etwa mit einem Zusatze von Platonismus erkennen und dadurch Gelegenheit erhalten, dem Gange nachzuforschen, den jene alten Lehren bis in das obere Italien und das südliche Frankreich genommen haben; in der That aber gingen die Reformatoren Arnold von Brescia, Peter von Bruys, Heinrich, Peter Waldo und tausend Andere, die Niemand nennet, aus ihrer Zeit hervor. Es war die Gewalt des Gedankens, was sie trieb; und ihr und ihrer Anhänger letztes Ziel war die Freiheit des Geistes und des Gewissens, es war die Erkenntniß des Christenthumes, die sich als nothwendig aufdrang, sobald die Fesseln des blinden Glaubens gesprenget waren. Schwärmereien mancher Art jedoch mögen sich, beim Widerstand, unter Verfolgungen, in den Reizen des Lebens, hin und wieder an das Heilige gehänget, und dasselbe nicht selten den Augen einzelner Menschen entrückt haben!

394. Keiner, der gerecht zu sein vermag, wird es tadeln, daß die Päpste diese Ketzereien nicht dulden wollten. Sie waren ihnen gefährlicher als die Macht aller Kaiser und Könige. Einzelne Bestrafungen seit Calixt II. (J. 1119) hatten Nichts gefruchtet; sogar die Predigten des heiligen Bernhard hatten wenig geholfen. Wie weit nun Innocenz III., auf der Höhe, auf welcher er den heiligen Stuhl gestellt fand,

bei den Grundsätzen, die er bekannte, und bei der Kraft, die in ihm lebte, als sein erstes Drohen mit einem Kreuzzug (J. 1207) ohne Wirkung geblieben, als sein Legat, Peter von Castelnau, in Toulouse (J. 1208) erschlagen war, als er zugleich durch (den heiligen) Dominicus im geistlichen Eifer und durch Simon von Montfort, den nach dem schönen Lande des Grafen Raimund von Toulouse gelüstete, gereizet ward — wie weit Innocenz III. mit seinen Maßregeln bei dieser Lage der Dinge über die Nothwendigkeit hinausgegangen, möchte Niemand leichthin zu entscheiden wagen, der es ihm überhaupt verzeihet, daß er die Ketzerei zu unterdrücken gestrebt habe. Der Kreuzzug, den er gegen die Albigenser mit so ungeheuerem Erfolge predigte, hatte offenbar den Zweck, die Rache der Kirche unfehlbar zu machen, und die Völker in Angst und Schrecken zu setzen vor ihrer Macht. Die Scheiterhaufen, die er anzündete, sollten auf die einzelnen Menschen denselben Eindruck noch verstärken. Und die Inquisition, die er (J. 1215) gründete, die nach ihm, auf einer Synode zu Toulouse (J. 1229), ausgebildet und befestiget und bald dem jungen und rüstigen Orden der Dominicaner anvertrauet wurde, sollte in ihrem Ursprunge verhüten, daß nicht in Zukunft solche Fährlichkeit entstände und solche Maßregeln nothwendig würden. Zwei Gedanken aber durchdringen bei diesen schauderhaften Ereignissen die menschliche Seele. Zuerst: eine Gewalt, gegen welche Hunderttausende einen solchen Abscheu empfanden, daß sie mit der größten Hartnäckigkeit widerstanden, jeden Gräuel

duldeten, und, überwunden, mit Freudigkeit in den Scheiterhaufen sprangen, stand im schneidendsten Widerspruche mit den heiligsten und edelsten Gefühlen in unserer Brust; und wenn sie auch in ihrem Ursprunge Bedürfniß der Menschheit gewesen sein, und wenn sie auch in ihren Wirkungen den Geist gepflegt und die Bildung gefördert haben mochte: eine Gewalt, die es für nöthig hielt, zu solchen schrecklichen Mitteln zu greifen, konnte und durfte, in ihrer gegenwärtigen Stellung und Gestalt, nicht bestehen, wenn nicht Das aus dem Leben vertilget werden sollte, warum wir leben und sind. Zweitens: eine Gewalt aber, die auf bestimmte, geordnete Weise in anerkannten Formen wirkte, und sich nicht scheuete, ohne Mitleid und Erbarmen und ohne Schonung irgend eines menschlichen Verhältnisses, jedes Mittel anzuwenden, das ihr nützen zu können schien, konnte sich noch lange erhalten und viele Geschlechter mochten noch unter ihrer furchtbaren Last erdrückt werden. Mithin giebt die Erödung und Zerstörung des südlichen Frankreichs den ersten großen Beweis, daß diese päpstliche Herrschaft nicht bestehen, sondern daß der Geist seine Freiheit gegen sie retten werde; aber zugleich giebt sie die Ueberzeugung, daß noch viele Menschen-Alter verlaufen müssen, ehe es gelinget, diese Herrschaft zu brechen.

395. Philipp August sah das Ende der Gräuel im südlichen Theile seines Reiches nicht. Sein Sohn, Ludwig VIII., dem man wegen seiner Tapferkeit, jedoch etwas freigebig, den Beinamen des Löwen beige-

legt hat, folgte ihm, ohne zuvor anerkannt zu sein, ungehindert (J. 1223) auf dem Throne. Denn die Zeit hatte die Erblichkeit desselben außer Zweifel gesetzet. Ludwig VIII. ging nun tiefer in die Angelegenheiten des Südens hinein, als sein vorsichtiger Vater. Er suchte mit den Engländern den Frieden zu erhalten, ohne jedoch frühere Versprechungen zu erfüllen, ließ sich von Amalrich von Montfort, dem Sohne Simon's, welchem der Papst die Länder des ketzerischen Grafen von Toulouse zugesprochen hatte, seine Rechte auf diese Länder ertheilen, und unternahm dann selbst einen Kreuzzug gegen die unglücklichen Albigenser. Aber ein früher Tod (J. 1226) hielt ihn ab von der Erreichung seines Zieles. Erst während der Minderjährigkeit Ludwig's IX., als die verwittwete Königin Blanca die Vormundschaft führte, wurde der abscheuliche Krieg (J. 1229) geendiget. Die Albigenser gingen, als bestimmte Partei, zu Grund, aber der Geist blieb und wirkte fort von Geschlecht zu Geschlecht. In ihrem verwüsteten Lande hingegen ward — während der heilige Vater die Grafschaft Venaissin gewann — die Herrschaft des Königes gegründet, und auch dadurch das Ansehen und die Macht des Thrones gemehret und gehoben. Dieses Ansehen aber und diese Macht erhielt in der langen Regierung Ludwig's IX. in jeder Hinsicht mannigfaltigen Zuwachs, durch Ausbildung dessen, was seit Ludwig's VI. Zeiten gewonnen war, und durch kluge Benutzung der Umstände. Denn Ludwig IX. war ein Fürst von gesundem Verstande, der, auf einem erblichen Throne mit dem

klaren Bewußtsein sitzend, er habe Keinen in Frankreich zu fürchten, ererbte Grundsätze der Politik mit desto mehr Festigkeit in Anwendung brachte, je gerechter sein Wille war, und je heiliger sein Leben. Durch die Vereinigung mehrerer bedeutender Grafschaften mit der Krone erhielt die königliche Gewalt immer größeren Umfang, und die Wirkung auf diesen größeren Leib und durch ihn wurde durch die Einrichtungen verstärket, in welchen der König ihm so wohlberechnend und so mannigfach die Seele gab: durch eine neue Gerichtsverfassung; durch die Gesetze (établissements), welche die Landrechte verdrängen sollten; durch die Benutzung des Justinianischen Rechtes; durch die Hinlenkung des Faustrechtes in den Gerichtsgang (quarantaine du roi); durch Einführung eines feinen und bildsamen Appellationssystems und der Obergerichte, welche dasselbe nothwendig machte; durch die Erfindung der königlichen Rechtsvorbehalte (casus regii), die mit großer Klugheit so unbestimmt gelassen waren; überhaupt durch die schlaue Verwirrung der Gränzen zwischen der Gewalt, die dem König, als solchem, und die ihm als Herzog und Grafen in den einzelnen Ländern zustand; endlich durch die Behandlung der Verhältnisse der Geistlichkeit (in der s. g. pragmatischen Sanction) mit so fester als schonender Hand! Die Leichtigkeit, mit welcher alle diese Einrichtungen, deren ungeheuere Wichtigkeit doch wahrhaftig wohl unverkennbar ist, eingeführet und geltend gemacht wurden, kann am Besten zeigen, wieviel dem heiligen Ludwig

vorgearbeitet, und wie Alles mehr ein Werk der Zeit, als seine Schöpfung war.

396. Wenn man aber alle diese Einrichtungen erwägt, und die Weisheit und Kraft bedenket, die sich in der ganzen Regierung Ludwig's IX. bewähret: so muß der Friede, der endlich (J. 1259) mit Heinrich III. von England zu Stande kam, auf den ersten Blick sehr auffallen; bei näherer Erwägung der Verhältnisse indeß scheinet das Unbegreifliche größtes Theiles zu verschwinden. Bei der Verwirrung Englands, der wir sogleich gedenken werden, und bei Heinrich's III. Verlegenheit hätte es gewiß Ludwig IX., der so reich war an irdischen wie an geistigen Mitteln, nicht schwer werden können, die Engländer gänzlich aus Frankreich zu vertreiben; und dennoch ließ er dem Könige Heinrich, gegen Entsagung aller anderen Ansprüche, vier Grafschaften im südwestlichen Frankreich, unter dem Namen eines Herzoges von Aquitanien oder Guyenne! Es ist schwer zu glauben, daß der, zwar sehr fromme, aber doch besonnene Fürst zu diesem Verfahren lediglich durch eine seltsame Unruhe in seinem Gewissen bestimmet worden sei. Eben so wenig mag man es der Eitelkeit, den König von England als Vasallen der französischen Krone und als Pair von Frankreich anzusehen und zu benennen, allein zuschreiben. Vielmehr möchte man in den Bestimmungen des Friedens eine tiefe Politik erblicken; und wenn man auch nicht wagen mag, diese Politik dem Könige von Frankreich zuzuschreiben, so läßt sich doch mit Zuver-

sicht behaupten, daß jene Bestimmungen für Frankreich in keiner Hinsicht ein Fehler gewesen. Nach den Erfahrungen, die man gemacht hatte, konnte der König von England, zumal durch den Besitz so kleiner und so entfernter Länder, niemals gefährlich für Frankreich werden; aber der volksthümliche Geist der Franzosen konnte sich an der Verbindung mit England fortwährend ausbilden, stärken und schärfen; und bei der Gewalt, welche die Krone schon erlangt hatte, und bei den Grundsätzen, die anerkannt waren, konnte dieser volksthümliche Geist nur zum Vortheile des Königes wirken. Allerdings hat menschliche Leidenschaft und Verkehrtheit im Fortgange der Zeit diese Verbindung mit England benutzt und dadurch große und abscheuliche Zerrüttungen über Frankreich gebracht; aber diese Ereignisse waren nicht voraus zu sehen und nicht in die Rechnung zu bringen. Auch ist der Ausgang ganz in dem Sinne gefallen, den wir hier angedeutet haben. — Im Uebrigen werden wir von den beiden Kreuzzügen des heiligen Ludwig im folgenden Buche dieser Geschichte reden. Auf dem letzten fand er seinen Tod (J. 1270).

397. Auf diese Weise wurden in Frankreich allerdings die Grundlagen zum Despotismus des Thrones, aber auch zur nationalen Einheit zu derselben Zeit gewonnen, in welcher Teutschland und Italien auf das Schrecklichste zerrüttet wurden und unter Verhältnissen, die dargestellt sind, die Hoffnung auf Einheit, Kräftigkeit und volksthümliche Macht verloren. In Eng=

land aber wurden die Anfänge einer gesetzlichen Freiheit, bei welcher der Geist gedeihet und das Leben seine Herrlichkeit entfaltet, in eben derselben Zeit gepfleget, gefördert und gestaltet. Heinrich's III. Unmündigkeit war eine große Gunst des Schicksales für das Englische Volk, weil sie Gelegenheit gab, den großen Freiheitsbrief urkundlich zu befestigen und seinen Inhalt in den Seelen der Menschen aufzufrischen und zu beleben. Und eine noch größere Gunst war die lange Regierung eines solchen Königes. Heinrich's III. Unruhe ohne Kraft, sein Zufahren ohne Entschlossenheit, seine Falschheit ohne Verstand, seine Angst vor der Kirche ohne Religiosität, mit Einem Worte, sein despotischer Sinn ohne Grundsatz und ohne Charakter, waren recht dazu geeignet, die Geister aufzuklären, und Gedanken des Rechtes und der Freiheit in ihnen zu wecken und zu nähren. Heinrich III., oft in Verlegenheit und Geld-Unterstützungen immer bedürftig, erhielt Nichts, ohne zuvor den großen Freiheitsbrief von Neuem anerkannt und beschworen und die Bestimmungen desselben durch Zusätze befestiget und erweitert zu haben. Durch die Magna Charta war Leben und Freiheit gesichert. Ein gemeines, volksthümliches Recht war durch die reisenden Richter, durch die Geschworenen, durch die ganze Gerichtsverfassung nothwendig geworden und in der That gewonnen. Indem nun durch die Händel mit Heinrich III. auch das Parlament bedeutender und sich seiner Wichtigkeit bewußt wurde, kam den Engländern ein besonderer Umstand zu Statten, der wesentlich beitrug, ihnen zu richtigen Grundsätzen und Einrichtun-

gen zu verhelfen. Die Englischen Barone nämlich, sicher vor Angriffen von außen, und gern sich lossagend von den Unternehmungen der Könige gegen Frankreich — zu welchen sie lieber einen Geldbeitrag (Scutagium) lieferten, als daß sie ihnen persönlich beigewohnt hätten — waren weit weniger an Schwert und Panzer gewöhnt, als die Vasallen anderer Länder. Ohne Fehden waren sie wohl nicht geblieben, aber die steten Raufereien, bei welchen das Recht, auf dem Festlande, lediglich in der Gewalt ruhete, waren ihnen unbekannt, und das wilde Heldenthum, das unter anderen Völkern herrschte und entschied, war ihnen fremd. Deßwegen hatte sich ihnen nicht jene unglückselige Menschen-Verachtung angehängt, mit welcher der gräuelbelastete und blutbefleckte Ritter auf dem festen Lande so oft die Gefühle der Menschheit in seiner Brust, trotzend und höhnend, unterdrückte, dem Wehrlosen, wie ein Wesen anderer Art, entgegentrat und die schneidendsten und schreiendsten Unterschiede festhielt. Vielmehr war in England der Mensch dem Menschen näher geblieben oder doch näher gerückt, und friedliche Beschäftigung und friedliches Gewerbe jeglicher Art fand Anerkennung und Achtung. Diese Ansicht erhielt jetzt ihren Einfluß.

398. Ursprünglich waren, wie es scheinet, die Barone geistliches und weltliches Standes nicht gern zu den Parlamenten der Könige gekommen, weil, bei dem strengen Verhältniß, in welchem sie zum Könige standen, die Verhandlungen selten erfreulich für sie sein

mochten. Die Könige hatten daher die ersten Geistlichen, die hohen Beamteten und die ersten Lehensträger der Krone, an deren Anwesenheit ihnen am Meisten gelegen war, durch eigene Zuschriften einberufen. Die kleinen Barone hingegen hatten sich gern fern gehalten von Versammlungen, die ihnen Kosten verursachten und keinen Vortheil brachten. Als man aber, wie unter Heinrich III. der Fall war, zu der Ansicht kam, daß die Könige von England nicht bloß unter Gott stehen, sondern auch das Gesetz achten müßten, und daß, wer das Gesetz zu achten hat, auch richterliche Entscheidungen anerkennen müsse; als das Parlament immer mehr mit dem Könige verhandelte und Bewilligungen nur für Gegen-Bewilligungen gewährte; als mithin die Wichtigkeit des Parlamentes und die Bedeutsamkeit einer Stelle in demselben immer allgemeiner anerkannt ward: da sahen diejenigen, die bisher stets berufen waren, die Pflicht gern als ein Recht an und eine Ehre, die sie behaupten wollten; die kleinen Lehensträger aber, sie mochten bei der Krone zu Lehen gehen oder bei einem großen Vasallen, sowie Alle, die sich frei nannte, sehnten sich nach einem Rechte, das ihnen so schön schien. Bei der Gesinnung nun, die in den Großen war, und bei dem Umstande, daß man so stark als möglich gegen den König zu werden strebte, ward ihnen nach und nach zugestanden, die Parlamente durch erwählte Männer zu besuchen, und sich, da sie nicht alle kommen konnten und durften, vertreten zu lassen. Als Dieses erreicht war, da blieb, scheinet es, nur noch Zweierlei übrig,

um die allgemeine Freiheit sicher zu stellen. Zuerst mußte diese Stellvertretung der kleinen Grundbesitzer geordnet, und zweitens mußten die Städte, die bisher allerdings in ungewissen Verhältnissen gestanden, die sich aber durch Gewerbfleiß, durch Handlung und durch die verständige Benutzung günstiger Umstände sehr gehoben hatten, gleichfalls vertreten werden. Das Eine wie das Andere wurde auf eine seltsame Weise, wenigstens, eingeleitet in dem gewaltsamen und aufrührerischen Zustande, den Heinrich III., nach vierzigjährigem Streite mit seinem Volke, zum Theile durch eine thörichte Vorliebe für einige Franzosen, noch mehr aber durch die verblendete Begierde, mit welcher er nach der Krone von Sicilien für seinen Sohn Edmund strebte, und durch die einfältige Stellung herbeiführte, in welche er sich zu dem heiligen Stuhle brachte. Die Erbitterung der weltlichen Barone ist eben so begreiflich als die Erbitterung der Geistlichen; aber die Geschichte der Empörung, von dem Parlament in Oxford (J. 1258) an, durch Ludwigs IX. friedliche Vermittelung, wie durch die Schlachten von Lewes und Evesham hindurch, ist sehr verworren durch streitende Leidenschaften und durch ein geheimes Getreibe, das Niemand übersieht. Wahr mag es sein: Simon von Montfort, Graf von Leicester, das Haupt der Barone, die gegen den König standen, war ein zweideutiger Mann, der mehr sich selbst wollte, als die Freiheit, und die Ersten seines Anhanges verfolgten selbstsüchtige Zwecke und nicht die Sache des Volkes. Wahr auch: als Simon, nach der Schlacht bei Lewes, während

der Gefangenschaft des Königes (Decemb. 1264), je zwei Deputirte aus den Grafschaften und je zwei Deputirte aus Städten und Burgflecken zum Parlamente berief, da geschah Dieses nur, weil er seine Partei verstärken, und sich die Säcke der Bürger öffnen wollte. Aber ein großes Beispiel war es bei dem Zustande der Dinge in England; der Gedanke an die Nothwendigkeit der Repräsentation des Volkes war erwacht und konnte nicht wieder untergehen! — Uebrigens starb Heinrich III. nicht lange nach diesen Ereignissen (J. 1272). —

Zehntes Capitel.

Die Völker und Staaten des Nordens.

399. Die räuberischen Züge und die abenteuerlichen Fahrten der Nordmannen seit den Zeiten Karl's des Großen haben uns früher (212) Gelegenheit gegeben, einen Blick zu werfen auf das Land, ihre Heimath, und auf den ursprünglichen Zustand des Volkes in demselben. Seitdem sind wir den Nordmannen oft und fast überall begegnet, und es ist schwer geworden, bei Erwähnung ihrer Thaten in fremden Ländern, von ihrem Leben im eigenen Lande zu schweigen. In der That ist ihre Geschichte mit der Geschichte Teutschlands und Englands mannigfach verflochten, und wir haben nur vermieden, dieselbe in diese Geschichten hereinzuziehen, um den Blick durch die Masse der Gegenstände nicht zu verwirren. Sollen wir aber nunmehr im Be-

sonderen über die Völker und Staaten des nördlichen Europa sprechen, so müssen wir die Klage, die wir früher über den Mangel an Nachrichten erhoben haben, hier wiederholen. Freilich trank Odin täglich mit der Saga aus goldenen Bechern; aber die Mähr der Letzten ist verklungen, nachdem die Macht des Ersten vorüber war; keine Runen haben sie zu erhalten vermocht, und nur Allvaters Waltung ist geblieben über die späteren wie über die früheren Geschlechter. Erst als die Axt der christlichen Glaubens-Apostel Braga's Hain gefällt hatte, kam einiges Licht in das geheimnißvolle Dunkel; und selbst dann ward ein Theil des Dichtermethes, der aus Braga's zerbrochenem Horne floß, aufgefangen, und Manche haben sich in demselben, wenn keine Begeisterung, doch einen Rausch getrunken, dessen Wirkung fortzudauern scheinet bis diesen Tag. Aber die Sehnsucht der heldenmüthigen Männer des Nordens nach beutereichen Abenteuern und nach der Seligkeit Wallhalla's war so groß, daß der Kampf des Christenthumes mit der Asa-Lehre, der im neunten Jahrhunderte — seit dem heiligen Ansgarius — begann, nicht vor dem zwölften geendiget wurde, ungeachtet die Erzbischöfe von Bremen nicht aufhörten, an der Bekehrung dieser Heiden zu arbeiten. Indeß sind die scandinavischen Völker, in sofern sie Bedeutung für die Geschichte haben, teutsches Stammes; das Wesentliche ihres gesellschaftlichen Lebens kann daher wohl nur ein Abglanz der teutschen Eigenthümlichkeit, wie wir sie tausend Jahre früher kennen gelernt haben, gestaltet nach Lagen und Verhältnissen,

gewesen sein; ihrer Thaten Einwirkung aber auf den Gang der Ereignisse und auf die Ausbildung des Geistes haben wir, andeutend, in den Geschichten anderer Völker zu erkennen gesucht.

400. Die aufgeregte Kraft der nödlichen Völker mußte, bei der allmäligen Gestaltung der Verhältnisse in südlicheren Ländern, nach und nach von den wilden Abenteuerlichkeiten abstehen, in welchen sie sich im achten, neunten und zehnten Jahrhundert am Liebsten versuchte. Alsdann trieb der alte Heldensinn, durch That und Raub gestärket und gereizet, zu mehr geordneten Unternehmungen. Von diesen Unternehmungen waren diejenigen, welche gegen die finnischen Volksstämme, nach Norden hin, gerichtet wurden, darum die gedeihlichsten, weil sie die natürlichsten waren. Die Eroberungen hingegen, die im eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, besonders von den Dänen, versucht wurden, konnten weder in England, noch in Teutschland oder längs der Gestade des Baltischen Meeres bestehen. Bei der inneren Zerrüttung der Länder, gegen welche die Kraft gerichtet ward, mochte allerdings Vieles unterworfen, es mochten viele Anlagen und Gründungen versucht werden; aber eine Herrschaft über England oder über die Küstenländer der Ostsee war so widersinnig, daß sie schneller zerstöret werden konnte, als sie entstanden war. Ohne Bedeutung indeß waren diese Unternehmungen nicht. Durch sie wurden die nördlichen Meere bekannt; die Völker ringsher wurden in Verbindung gebracht, und an Raub

und Gewalt wanden sich Handel und Verkehr empor. Die Bildung, die man in den Ländern fand, mit welchen man in Berührung kam, wirkte ein auf den inneren Zustand Scandinaviens; tausend Fäden wurden angeknüpft, welche nach und nach diese abgesonderte Welt in das gemeinsame Leben der europäischen Völker verflechten mußten; und wenn der Ertrag früherer Plünderungen nur dazu gedienet hatte, die alte Rohheit zu nähren und zu vergrößern durch die Vereinigung mit plumper Pracht, so mußten diese größeren Verhältnisse Einfluß auf das öffentliche Leben gewinnen und selbst jenem geraubten Reichthum einen Werth geben, den er für die Räuber selbst nicht gehabt hatte. — Im Uebrigen verdienen zwei Gründungen der scandinavischen Völker einer besonderen Erwähnung, die eine, weil sie bezeichnend für die Gründer ist, die andere, weil man sie nicht ohne Bewunderung betrachten kann: Jomsburg und Island. Jomsburg, an der Küste der Ostsee von Dänen in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhundertes gestiftet, ging aus dem Geiste der Abenteuer hervor, mit welchem die Raubzüge, die damals sich ihrem Ende naheten, gewagt waren, und schien ein Versuch zu sein, diesen flüchtigen Geist festzuhalten und zu bewahren. Bei der Insel Island aber, schon im neunten Jahrhunderte von Norwegern entdeckt und (J. 875?) durch Ingulf in Besitz genommen, kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß sie, in solcher Entfernung von den Verhältnissen der Völker, mit dieser wunderbaren Natur begabt sei, um, bei dem Einsinken der germanischen Götterwelt,

Sängern und verfolgten Anhängern der Asa-Lehre eine sichere Zuflucht zu gewähren, damit wenigstens nicht alle Erinnerung aus der vorchristlichen Zeit verschwinden sollte. Sie wäre verschwunden ohne Sämund Sigfuson und Snorro Sturleson.

401. Die Meere und Seeen im südlichen Theile des Landes, Eilande, Klippen, Gebirge und Wälder im nördlichen hatten ursprünglich eine große Trennung und Vereinzelung der Bewohner nothwendig gemacht. Eine große Zahl kleiner Gesellschaften bestanden neben einander. An ihrer Spitze hatten sie Fürsten, die Könige genannt wurden; diese hatten Jarle und Herser unter sich. Durch die Züge in die Ferne, durch die Kriege in der Nähe, hier gegen die Teutschen (213), dort gegen die Finnen, durch Befehdungen unter einander, durch die steigende Bildung, durch das Eindringen des Christenthumes endlich, löseten sich diese kleinen Gesellschaften oder Staaten nach und nach in einander auf. Bei der großen Ausdehnung des Landes nach Norden hin, war eine gänzliche Vereinigung kaum möglich; eine Vereinigung in zwei Staaten hingegen, einen südlichen und einen nördlichen, scheinet dem gewöhnlichen Gange menschlicher Dinge gemäß zu sein. Gewiß aber war es ein Glück für diese Völker, daß sie sich nicht zu zwei, sondern zu drei Reichen, Dänemark, Schweden und Norwegen, zusammen lebten. Denn bei der Unmöglichkeit, Besitzungen in fremden Ländern zu behaupten, sonach bei der Nothwendigkeit, sich mehr und mehr auf sich selbst zu beschrän-

ken, bedurften diese Völker, in ihrer abgeschlossenen Welt, mannigfaltiger Reibungen, um nicht überwältiget zu werden von der Natur ihres Landes, um nicht einzuschlafen, um sich auszuleben und zu gestalten. Und zu solchen Reibungen diente die Trennung in drei Reiche. Dänemark, den Mangel an Schwere und Umfang fühlend, mußte seine Besitzungen gegen Norden um so stärker zu vermehren streben, je mehr es die Unhaltbarkeit Dessen, was es etwa gegen Süden gewann, erkennen mochte; und die Schweden sahen Norwegen, natürlich genug, als einen Theil ihres Landes an. Der Grund zu der Trennung aber, oder vielmehr zu der Vereinigung der ganzen Menschen-Masse in drei Reiche, wurde, nach vielfachem Umtreiben, das Niemand übersieht, im neunten und zehnten Jahrhunderte gelegt. In Dänemark hatten die Gefahr, welche die Franken brachten, und die Besorgniß, die das Christenthum erregte, zu einer größeren Macht, vielleicht durch eine Verbindung der kleinen Fürsten, an deren Spitze Gottfried stand (213), Veranlassung gegeben. Gegen den Anfang des zehnten Jahrhundertes vereinigte dann Gorm der Alte, König von Seeland, ein bitterer Feind des Christenthumes, durch unbekannte Künste, Jütland und alles Land, welches die Dänemark bildet. Mit ihm traf der teutsche König, Heinrich I., zusammen. Fast um dieselbe Zeit gelang es dem Harald Haarfager, dem Sohne Halfdan's, die meisten der vielen kleinen Könige in Norwegen unter sich zu bringen, und eine Herrschaft zu gründen, die er durch Jarlen und Herser so kraftvoll verwalten ließ, daß spätere Zeiten

ihm Einrichtungen zugeschrieben haben, deren Gedanke dem ganzen Norden noch lange fremd blieb. Schweden, das von den Ländern der Bildung am Entferntesten ist, bleibt am Längsten im Dunkeln. Das alte Göttergeschlecht der Ynglinger war zu Grunde gegangen; die Sage von Ivar Vidfathmi führet zu Nichts; auch suchet sie umsonst einigen Halt an Regnar Lodbrok's Stamme zu gewinnen, dessen Sohn, Biörn Jernside, bei der Theilung seines Reiches, Schweden erhalten haben soll. Das Wahre aber möchte sein, daß sich unter den Fürsten des Landes der König von Upsala, dem es zu Gute kam, daß sich viele alte Sagen auf seinen Sitz bezogen, und daß sich hier das Hauptheiligthum der alten Religion befand, nach und nach dergestalt erhob, daß er, Sueonen und Gothen vereinend, im neunten und zehnten Jahrhunderte, Keinen fand, der ihm gleich gewesen wäre; und daß dann die Veränderungen, die theils in Dänemark und in Norwegen vorgingen, und theils durch das Christenthum veranlasset wurden, befestigten, was er unter unbekannten Verhältnissen erreicht hatte. — Während nun von den drei Reichen, und im Besonderen von Dänemark und Norwegen Unternehmungen mannigfaltiger Art, mit altem Sinn und alter Kunst gewagt wurden, geriethen sie mit einander in vielfache Berührung, die zum Theil aus den Familien-Verhältnissen der Könige hervor gingen, zum Theile jedoch, und meistens, in der Lage der Länder und in der Weise der Völker begründet waren. Im Inneren der Reiche aber fanden die Unruhen, Bewegungen und Zuckungen Statt, welche, bei dem

Mangel an bestimmten Gesetzen, und bei dem Kampfe der alten Rohheit mit neu eindringender Bildung so begreiflich sind, als sie nothwendig waren. — Wir heben nur Einiges aus.

402. Der erste Versuch, dem Christenthum im Norden Ansehen und Herrschaft zu gewinnen, wurde, nachdem der Same, den Ansgarius ausgestreuet hatte, zertreten war, in Norwegen gemacht, durch Hako, Harald Haarfager's Sohn, der mit gleichem Rechte der Tapfere genannt werden könnte, mit welchem er der Gute heißt. Er hatte das Christenthum und mildere Sitte in England, bei dem König Athelstan, kennen gelernet und die Taufe empfangen. Durch Athelstan's Hülfe, während eines gräuelvollen Streites unter seinen Brüdern zum Reiche gelangt (J. 936 — 950), wollte er Beides, Christenthum und mildere Sitte, bei seinen Volksgenossen einführen; die rohen Helden aber, wie sehr sie Hako's Tapferkeit bewundern mochten, stießen Beides zurück. Er ging zu Grunde; sein Unternehmen hatte Unruhen zur Folge, in welchen sein Geschlecht vom Throne verdränget und Hako Jarl, Sigurd Jarl's von Thrond Sohn, durch grausame Künste, König von Norwegen wurde (978). Harald Blaatand, König von Dänemark, der seinem Vater Gorm (J. 935) gefolget war, hatte diesen Hako unterstützet, und dadurch von ihm die Anerkennung dänischer Hoheit über Norwegen erhalten. An den Kriegen, in welchen Harald durch die Kaiser Otto I. und Otto II. die Ueberlegenheit der Teutschen erfuhr, und zur Annahme der

Taufe gezwungen wurde, nahm auch Hako Antheil und empfing gleichfalls die Taufe, wurde aber so wenig als Harald selbst ein Christ. Von Sueno Tiuguskiag, Harald's Sohn, Feind, und Nachfolger (J. 986), dem Bezwinger Englands und dem Rächer seines Volkes, haben wir früher geredet (361). Mit dem Gelde, das dieser Sueno — der übrigens dem Heidenthume zugethan blieb, obgleich er getauft und in der Taufe, nach Kaiser Otto, Suenotto genannt war — den Engländer abpreßte, ehe er sie unterwarf, brachte er seine Rache über das, in den Kriegen mit den Ottonen, abgefallene Norwegen. Hier aber hatte sich Hako Jarl, von seinem Glücke bethöret, in Uebermuth und Verblendung einem Leben hingegeben, das ihn den Norwegern verhaßt gemacht, und sie an das Geschlecht ihrer früheren Könige erinnert hatte. Daher war es dem Olaf Tryggweson, einem Urenkel Harald Haarfager's — den ein wunderbares Geschick durch eine Reihe seltsamer und merkwürdiger Abenteuer in verschiedenen Ländern und bei verschiedenen Völkern getrieben hatte — leicht gelungen, sich seiner zu bemeistern, zu entledigen und seinen Thron einzunehmen (J. 996). Die Norweger aber gewannen wenig. Olaf war in der Fremde ein eifernder Christ geworden, und suchte seinen neuen Glauben durch jegliches Mittel zu begründen. Dadurch brachte er große Zerrüttung in sein Volk. Zu derselben Zeit war Olaf Skoutkonung, ein Sohn Ericks Segersälls, als kleines Kind (J. 995) König von Upsala geworden. Die Mutter dieses Königes, Sigrith, durch Olaf persönlich gekränket, ver-

mählte sich mit Sueno; Dänen und Schweden verbanden sich gegen Norwegen mit dem Fürsten von Rügen, Olaf wählte einen freiwilligen Tod, und Norwegen wurde auf eine seltsame Weise getheilet (J. 1000).

403. Die Unterwerfung Englands durch Sueno und seinen Sohn Kanut den Großen hat für die Länder des Nordens höchst wichtige Folgen gehabt. Der Verkehr zwischen England und diesen Ländern, durch die Sprache, die fast gleich war, erleichtert, wurde sehr lebendig. Alles, was England an Gesetzen und Sitten, an Wissenschaft und Kunst, an Religion und jeglicher Bildung voraus hatte, ward im Norden bekannt, faßte Wurzel und fand Freunde und Pfleger. Kanut selbst erkannte den Vorzug, den England durch seine höhere Bildung vor der Rohheit hatte, und strebte denselben in seinen nordischen Ländern geltend zu machen. Wie er daher das Christenthum, das er dort herrschend fand, zuerst aus Politik und später aus Frömmigkeit, welche ihm jedoch den Blick nicht trübte, hier zur Herrschaft zu bringen suchte, so die Gesetze, die Sitten, alle Einrichtungen. Zu derselben Zeit suchte Olaf Skoutkonung, der erste König von Schweden, das Christenthum einzuführen; und in Norwegen, wo es einem Nachkommen Harald Haarfager's, Olaf (dem Dicken), gelang, während die Macht der Dänen in England beschäftiget war, die königliche Würde an sich zu bringen (Jahr 1018) — in Norwegen scheuete dieser Olaf, in seinem brennenden Eifer für das Christenthum, keine Anstrengung, keine Belehrung

und Ermahnung, aber auch keine Strafe, keine Verstümmelung, Blendung, Hinrichtung, um den alten Glauben auszurotten und den neuen zu begründen. Also wurde das Christenthum herrschend im ganzen Norden. Aber die Elemente des Lebens waren zu seltsam gemischt, die Verhältnisse zu gewaltsam gespannt, als daß nicht nach Knut's Tode — der übrigens Norwegen wieder unterwarf, nachdem Olaf, später der Heilige genannt, nach rühmlichem Kampfe gefallen war (J. 1030) — nicht überall große und lange dauernde Verwirrungen hätten entstehen sollen.

404. Als in Schweden das Geschlecht, das sich von Regner Lodbrok herleitete, in männlicher Nachkommenschaft mit Edmund dem Alten ausstarb (J. 1060), folgte ihm der Jarl Stenkil, sein Schwiegersohn; und siebenzig Jahre lang besaß er und sein Geschlecht den Thron. In dieser Zeit wurden durch Jago's heiligen Eifer die Bilder der alten Götter vernichtet, die geweiheten Oerter zerstöret und der Tempel zu Upsala den Flammen übergeben. Diese Gewaltsamkeit mußte Unwillen und Entsetzen in den Seelen Aller erregen, die noch festhielten an dem Glauben der Väter; und wenn nun auch christliche Geistliche sorgfältig überall das Kreuz pflanzten, und wenn auch bald — in der Mitte des zwölften Jahrhundertes — ein päpstlicher Legat über den Trümmern der alten Götterwelt die kirchliche und päpstliche Gewalt sorgsam ordnete, so war doch damit den Nachwirkungen jenes Gräuels nicht abgeholfen. Denn die heidnischen Gothen sagten sich

los von dem ruchlosen Geschlechte Stenkil's und wählten sich einen eigenen König. Und als nun Stenkil's Geschlecht zu Grunde ging (J. 1130): so entstand aus dieser Trennung ein schrecklicher Kampf um die Krone zwischen den Häusern Suerker und Bonde, der über ein Jahrhundert fortdauerte, der reich war an den seltsamsten Abwechselungen, an blutigen Abscheulichkeiten und kühnen Thaten, und nicht eher aufhörte, als bis ungeheueres Unglück über viele Tausend Menschen gekommen war, und beide Geschlechter sich gegenseitig ausgerottet hatten. Hierauf wurde Waldemar I., Birger's Sohn, aus dem mächtigen Geschlechte der Folkunger, auf den Thron erhoben, den seine Nachkommen gegen anderthalb hundert Jahre besessen haben. Inzwischen hatte das Christenthum obgesieget. Die wohlthätigen Wirkungen desselben waren unter dem rohen Volke groß und mannigfaltig. Es griff um so tiefer ein, je mehr die Seelen durch die Noth der Zeit bedränget, je milder die Sitten und je schöner die Künste waren, welche die Religion in ihrem Gefolge hatte. Eben deßwegen gewann auch die Geistlichkeit, durch die Begünstigung frommer Könige, einen Einfluß auf die Verhältnisse des Lebens, und einen Reichthum an Grundbesitz und jeglichem Gute, der in Erstaunen setzet. Aber nicht minder setzet in Erstaunen, daß die Schweden und Gothen, wie sich das Volk nannte, bei allen inneren Kämpfen und Zerrüttungen nicht nur bestand, sondern daß es seine Herrschaft nördlich bis zu den armen Lappländern und östlich über den bothnischen Meerbusen ausbreitete und befestigte. Und doch be-

greifet man diese Eroberungen leicht, wenn man siehet, daß sie gegen so schwache als unwissende Menschen und unter der Fahne des Kreuzes gemacht wurden.

405. Norwegen gelangte nach Knut's des Großen Tode wieder zur Unabhängigkeit, aber nicht zur Ruhe. Die Norweger erhoben sich gegen Sueno II., und Magnus I., des heiligen Olaf's Sohn, der aus Rußland herbei eilte, wurde von ihnen zum Könige von Norwegen erkläret (J. 1034). Dieser wurde sogar, nachdem auch Hardiknut (361) seinen Tod gefunden hatte, zu Folge eines Erbvertrages mit diesem, als König von Dänemark (J. 1041) anerkannt. Aber auch diese Verbindung hatte keinen Bestand. Schon drei Jahre nachher nahm der Jarl Sueno (II.), der Estrithson genannt wird, weil seine Mutter, Estrith, eine Schwester Kanut's des Großen war, den Titel eines Königes von Dänemark an, und wußte sich gegen Magnus in Unabhängigkeit zu behaupten. Norwegen aber gerieth in eine Reihe von Unruhen und Stürmen, die anderthalb hundert Jahre dauerten, und die wildesten Auftritte, durch Blut, Gräßlichkeiten und Verbrechen erzeugten, deren Geschichte darum so widerwärtig ist, weil sie wenig Abwechselung und kaum etwas Erfreuliches und Erhebendes darbietet. Indeß sind diese Unruhen begreiflich genug. Die gewaltige Kraft der nordischen Männer hatte sich bisher durch kühne Unternehmungen in der Ferne ausgelebt. Nun machte man die Erfahrung, daß diese Zeit vorbei war. Harald Hardrade, der neben und nach Magnus König ward

7 *

(J. 1047), und den alten abenteuerlichen Sinn in sich trug, zog dem Jarl Tosti gegen dessen Bruder Harald, König von England, zu Hülfe, und erlag mit ihm (365) in der Schlacht bei Stamfortbridge (J. 1066). Hierauf gründete Wilhelm der Eroberer seine Herrschaft in England, und führte eine neue Ordnung der Dinge herbei. Die Norweger waren auf sich selbst zurückgeworfen, und mußten die alte Stärke gegen einander erprüfen. Nun hatten die freien Grundeigenthümer immer das Recht behauptet, frei ihren König zu erwählen. Dabei hielten sie fest an Harald Haarfager's Stamme, weil sie ihn einmal über Allen erblickten und, nach Menschenweise, Ordnung und Ruhe erstrebten. Das Schicksal aber fügte es, daß Magnus III. (Barfod), der Letzte dieses Stammes (J. 1103) nur uneheliche Kinder hinterließ, die mit gleichem Rechte das Reich in Anspruch nahmen. Ohnehin hatte man, ehe die christlichen Kirchengesetze allgemein in Kraft getreten waren, über eheliche und uneheliche Geburt sehr verworrene Begriffe, und die Feuerprobe reichte hin, die Abstammung vom königlichen Geschlechte zu beweisen. Ueber dieses Alles erkannte man gar wohl, daß Dänen und Schweden mit Eroberungs-Gedanken nach Norwegen blickten, und wollte auch dieser Gefahr begegnen. Endlich dauerte der Kampf fort, welchen das alte heimische Leben der Norweger mit der eingewanderten Bildung zu bestehen hatte. Aus allen diesen Gründen waren Trennungen, Zwiste, Parteiungen nothwendig, und nun trieb der Drang der Umstände, es trieben menschliche Leidenschaften immer weiter, bis

Halt und Maß verloren war. Erst als Hakon V. (J. 1217) den Thron bestiegen hatte, kam man allmälig von der schweren Verirrung zurück. Die Ordnung bei der Thronfolge wurde festgesetzt (J. 1223), die Feuerprobe abgeschafft, die Krönung eingeführt. In seiner langen Regierung konnte einige Ruhe um so leichter gewonnen werden, je ermüdeter die Gemüther waren; sein Sohn und Nachfolger, Magnus (VII.) Lagabäter (J. 1263), aber mochte dann pflegen und befestigen, was durch ihn gewonnen war.

406. Dänemark erhielt fortdauernd Könige aus dem Geschlechte, das Sueno Estrithson gegründet hatte. Die Frage aber war, ob Sueno's Nachkommen den Thron erhielten durch Wahl oder zu Folge eines Erbrechtes. Dieser Zweifel, dann der Umstand, daß die Könige größtes Theiles schwache Männer, daß sie wenigstens unter den Verhältnissen waren, ferner die Gewohnheit, Jütland an nachgeborene Prinzen zu geben, und endlich das Ringen der alten Nacht mit der neuen Bildung, die durch das Christenthum gebracht ward, erzeugten auch in Dänemark Gährungen, blutige Zwiste, Verbrechen und Abscheulichkeiten. Erst Waldemar I., der Große, ein Urenkel Sueno's und der neunte König nach ihm (J. 1157), wußte mit Hülfe seines Freundes und Ministers, des Erzbischofs Axel, den unruhigen Geist zu bändigen. Er wandte die Kraft nach außen und erzeugte Tugenden durch Thaten und lehrte in Beiden die alten Zwiste vergessen. Aber wohin sollte er sich wenden? Die Lage seines Landes

zwang ihn zu Erwerbungen, die desto unnatürlicher werden mußten, je weiter sie sich ausdehnten. Er unterwarf Rügen, und, in Verbindung mit Heinrich dem Löwen, einige Länder an den Ufern der Ostsee, die von slavischen Völkern bewohnet waren. Seine Söhne und Nachfolger, Kanut VI. (J. 1182) und Waldemar II., der Siegreiche (J. 1202), setzten fort was er angefangen hatte. Knut, den Streit zwischen Welfen und Waiblingern in Teutschland schlau benutzend, unterwarf das teutsche Land bis zur Elbe (333) und nannte sich einen König der Wenden; Waldemar aber versplitterte die Kraft, und konnte durch den schmachvollen, aber keinesweges für Teutschland gefährlichen Vertrag, in welchem Friedrich II. (J. 1214) die Rechte des Reiches auf diese Länder aufgab, um so weniger Etwas gewinnen, je unverständiger er seine Eroberungen längs der Ostsee, bis Curland, Liefland, Esthland hinauf, trieb, ohne die Grundlage derselben zu berechnen und zu beachten. In der That brach die hohle Welt schnell zusammen. Graf Heinrich von Schwerin, durch den trotzigen Eroberer an Ehre und Gut schwer gekränket, überfiel den König nebst seinem Sohn auf der Insel Lynö und nahm ihn gefangen. Sogleich standen Fürsten und Völker, die sich vor Waldemar's Glück und Art gebeugt hatten, auf. Umsonst versuchte der Verweser des dänischen Reiches, Graf Albrecht, dem Könige die Freiheit mit den Waffen zu erkämpfen; umsonst versuchte der König selbst, als Heinrich von Schwerin ihn gegen Lösegeld und Eidschwur frei gegeben, vom Papste des Eides entbunden, von teutschen

Fürsten unterstützet, das Verlorene wieder zu gewinnen. Die Schlacht bei Bornhövede (J. 1227) zerstörte seine Hoffnung auf immer, und ihm und seinen Nachfolgern blieb nur, in einem leeren Titel, die Erinnerung an die schnell entschwundene Größe. Bei seinem Tod eröffnete dann Waldemar, in seltsamer Verblendung, durch die Theilung seiner Reiche eine reiche Quelle neuer und langer Zwietracht, zu derselbigen Zeit (J. 1241), als von zwei Städten, die ihm gehorchet hatten, Lübeck und Hamburg, der Grund zu einer Verbindung (der teutschen Hanse) gelegt wurde, vor welcher die Folge dieser Zwietracht, Dänemark's Ohnmacht, bald nicht zu verbergen war.

407. Bei diesem Gange der Begebenheiten ist es unstreitig eine merkwürdige Erscheinung, daß auch in den nordischen Reichen eine ständische Trennung der Menschen hervortrat, welche nach und nach die ganze Bewegung des Lebens umfaßte. Wenn man bedenket, daß die Reiche einen bedeutenden Umfang hatten und daß es eben deßwegen allen freien Männern nicht möglich war, bei den öffentlichen Tagen, nach altgermanischer Weise, zu erscheinen; wenn man ferner bedenket, daß die Sclaverei in der Art bestand, in welcher sie bei den alten Teutschen bestanden war; wenn man endlich bedenket, daß das eindringende Christenthum das Kirchenwesen, die Hierarchie, in seinem Gefolge hatte, und daß die Gewalt der Geistlichkeit in diesen Ländern desto größer werden mußte, je roher die Menschen, je verwirrter die bürgerlichen Verhältnisse, und je ab-

gefeinter um diese Zeit die Künste waren, mit welchen die Geistlichkeit ihre Gewalt auszuüben verstand; — wenn man dieses Alles bedenket: so wird man schwerlich begreifen, wie in solchen Verhältnissen dem Könige das gebührende Ansehen und der untersten Menschenclasse die nöthige Sicherheit verschafft, wie gegen die geistliche Macht Maß und Schranke und für den Geist und für die Bildung die Freiheit gewonnen werden konnte, die sie bedurften, ohne einen ständischen Kampf. In dieser Hinsicht scheinet die Behauptung nicht zu gewagt, daß die Entstehung der Stände für die nördlichen Staaten eine Wohlthat gewesen, so traurig auch an sich diese Absonderung sein mochte, die auf der einen Seite Uebermuth und Menschenverachtung und auf der anderen Jammer und Gemeinheit zu erzeugen pflegte. Da nun aber die Stände in den germanischen Staaten überall aus dem Lehenwesen hervorgingen, und da das Lehenwesen das Erzeugniß der Eroberung und Unterwerfung war, so möchte die Entstehung der Stände in den scandinavischen Staaten auffallen, weil sie sich in sich selbst entwickelt haben und keinesweges unterworfen sind. Folgende Bemerkungen indeß scheinen die Sache zu erklären.

408. Zuerst war schon der Umstand von großer Bedeutung, daß bei der Erweiterung der Reiche die kleineren Freien von den öffentlichen Tagen hinwegblieben, weil die Besuchung derselben zu lästig und zu kostbar war. Es versammelte sich nicht mehr die Volksgemeinde, um sich über öffentliche Angelegenheiten zu

berathen und zu entscheiden, sondern die königlichen Beamteten, die Jarle, die Herser, nebst den größeren Erbgesessenen; und von der Entscheidung dieser Männer, die sich eben deßwegen als Herren ansehen mußten, hingen nun die Angelegenheiten des ganzen gemeinen Wesens ab. Zweitens hatten die Eroberungen Sueno's und Kanut's des Großen einen mächtigen Einfluß. Diese Eroberungskriege konnten die Könige nur mit freiwilligen Männern führen, die sie durch Versprechungen und Belohnungen dingen mußten. So wie früher Hirdmannen erschienen, so erscheinen jetzt Dingmannen oder Huskarle. Dabei wirkten Begriffe, die man in der Fremde kennen lernte, in die heimischen Verhältnisse hinein. Die Krieger wurden mit Grundstücken belohnet, die zur königlichen Domäne gehörten, oder in dem Gewirre der Zeiten an die königliche Domäne gebracht wurden. Und je größer das Glück bei den Unternehmungen war, desto glänzender wurde der Hof des Königes, desto zahlreicher das Gefolge seiner Dingmannen. Das Gesetzbuch Knut's kann Zeugniß über die Folgen geben. Drittens führten die Kriege, die man bestand, und der Verkehr mit Fremden die Veränderung herbei, daß auch im Norden der Dienst zu Pferde vorgezogen wurde, daß das Ritterwesen Eingang fand und daß Diejenigen, die in der Rüstung zu Pferd erscheinen und ein ritterliches Leben führen konnten, die Absonderung suchten, in welcher die Ritter in anderen Ländern sich zu halten pflegten. Und da man — namentlich in Schweden — der guten Ordnung vortheilhaft hielt, daß nur Derjenige das Schwert

an der Seite tragen sollte, dem es als unbedenklich zugestanden war: so wurde bald die höhere Ehre von Denen ertrotzet, welche die Waffen hatten, und die höhere Ehre stellte sich natürlich zu der besseren Rüstung. Viertens erzeugte der aufstrebende Geist, das reichere Leben, der regere Verkehr unter den Völkern Städte und städtisches Leben; und die besonderen Verhältnisse, in welchen sich dieses Leben nothwendig bewegte, führte zu eigenthümlichen Rechten. Endlich wirkte das christliche Kirchenwesen weit und tief und mannigfaltig. Die reichbegüterte Geistlichkeit gewann auf den Reichstagen ein Ansehen, das um so stärker zu einem Gegensatze trieb, je einiger sie war und je mehr Mittel ihrer Herrschaft zu Gebote standen; und die Gliederung, durch welche die Hierarchie so kunstreich Ordnung und Einheit in sich selbst erhielt, konnte als Muster und Vorbild dienen. Aus allen diesen Gründen nun ist es, wie uns scheinet, vollkommen erklärlich, wie der Geistlichkeit gegenüber, mit der fortlaufenden und an Alles gewöhnenden Zeit, ein Adel entstand; wie gewisser Maßen das Lehenwesen sich ausbildete; wie ursprünglich die Unterscheidung der Menschen weniger schneidend war, als sie im Fortgange wurde; wie sie am Schneidendsten in Dänemark werden mußte; wie in Norwegen am Meisten gleiche Freiheit blieb; wie aber auch da, wo die Entwickelung am Weitesten kam, freie Bauern bleiben mochten, und wie mithin in diesen Ländern sehr früh vier Stände erscheinen konnten.

Eilftes Capitel.

Die slavischen Völker. Polen. Russen.

409. Die slavischen Völker haben für uns weniger Bedeutung. Wenn sie auch nicht größtes Theiles außer dem Kreise lebten, welchen wir um das Mittel-Alter gezogen haben: so würden sie doch in diesem ganzen Zeitraume die Aufmerksamkeit nur wenig auf sich ziehen, weil das, was durch sie und bei ihnen geschah, in die Begebenheiten selten oder nie bestimmend eingriff, in welchen Geist und Bildung sich offenbarten und an welchen eben deßwegen die allgemeine Geschichte sich zu halten hat. Früher haben wir Einiges angedeutet über der Slaven Wohnsitze und Art. Dieses geschah, als wir (129) von der Stetigkeit sprachen, welche nach dem Abzuge der Longobarden in das Leben der germanischen Völker kam, während das östliche Europa noch immer und noch sechs hundert Jahre lang von dem Andrang asiatischer Barbaren zu leiden hatte. Nach der Zerstörung des avarischen Reiches durch Karl den Großen zeigte sich der slavische Volksstamm vom adriatischen Meere, längs der böhmischen Wälder, der Saale und Elbe bis zum baltischen Meere verbreitet, ohne daß Jemand bestimmen könnte, wo im Osten die Gränze war. An den Gestaden des baltischen Meeres berührten sich die Slaven mit Letten und Finnen; in der Mitte der weiten Fluren scheinen sie uns in ruhigeren Verhältnissen, weil Keiner uns Nachricht hinterlassen hat, von ihrem Sein, Thun und Leiden; im

Süden aber, an den Ufern des schwarzen Meeres und an der Donau, wohin das Auge der Byzantiner reichte, und woher den Byzantinern stets Jammer, Noth und Schmach kam, dauerte das Gewoge der Völker, vor welchem Teutschland seit der Ankunft der Ungarn geschützet wurde, dergestalt fort, daß slavische Art und Leben nicht gedeihen konnten, ohne daß doch irgend eins von diesen Völkern, Bulgaren, Chazaren, Petschenegen, Kumanen, eine bedeutende eigenthümliche Bildung erreicht hätte. Die Slaven aber, die im Süden weiter westlich wohnten, in der Nähe des adriatischen Meeres, haben kaum jemals einige Selbständigkeit gewonnen. Diejenigen, welche der westlichen Gränze ihres Volkes zunächst lebten, sind nach und nach um die Unabhängigkeit gebracht. Böhmen, Mähren, Schlesien, alles Land zwischen der Saale, Elbe und Oder ist theils von dem teutschen Reich abhängig gemacht, theils ist es zu der Eigenthümlichkeit des teutschen Volkes gelangt; und häufig haben wir Gelegenheit gehabt, die Händel der Teutschen mit diesen Slaven, sowie das Schicksal derselben anzudeuten. Wäre nicht die teutsche Kraft nach Italien hin abgeleitet, und dadurch den Slaven Ruhe verschafft worden: so möchte die Ordnung der Dinge in der Vergangenheit ganz anders gewesen sein, und eine ganz andere Aussicht in die Zukunft möchte sich dem denkenden Menschen darbieten. Von der Verbreitung der Teutschen, mit dem Kreuz und dem Schwerte, längs der Ufer des baltischen Meeres, durch die Länder von Slaven, Letten und Finnen, wollen wir, da sie erst gegen das Ende dieses Zeitraumes begann, späterhin, im fünften Buch, im Zusammenhange

sprechen. Also ist nur übrig, hier der Polen und der Russen zu gedenken.

410. Wann die slavischen Stämme, welche um die Weichsel und Warthe lebten, den Namen Polenier oder Polen erhalten haben, ist ziemlich gleichgültig. Der Umstand, daß er erst im Anfange des eilften Jahrhundertes in die Geschichte eingeführet wird, beweiset nicht, daß er nicht länger vorhanden gewesen. Eben so gleichgültig ist es, ob sie diesen Namen von den weiten Gefilden, in welchen sie wohnten, erhalten, oder von irgend einem anderen Verhältnisse. Wichtiger hingegen ist es, zu untersuchen, durch welche Veranlassung und unter welchen Umständen die slavischen Stämme in diesen Gegenden die alte rohe Weise verlassen, und sich zu einem bürgerlichen Vereine, zu gemeinsamer Vertheidigung oder zu gemeinsamem Rechte verbunden haben. Aber diese Untersuchung führet zu keiner Gewißheit. Wer es gewohnet ist, die Sagen und Bräuche der Völker allgemein zu fassen und ihnen einen tiefen Sinn anzudeuten, der wird vielleicht mit dem Lech, dem Gründer der Nation, eben so wenig anzufangen wissen, als mit seinem Bruder, dem Czech; aber der ehrliche Piast, der seinen eigenen Werth nicht kannte, wenig hatte und Viele speisete, wird ihm eben so bedeutend sein, als die seltsame Gewohnheit in späterer Zeit, volksthümliche Könige nach diesem luftigen Namen zu nennen. Wenn man indeß die Lage der Länder bedenkt und die Stellung der Völker erwägt, so scheinet es sehr natürlich, daß die Polen, die Erinnerung an die alte Feindschaft zwischen Slaven und Teutschen in der Seele, seit Karl's

des Großen Zeit auf ein Mittel der Rettung gegen solche Gewalt dachten, und daß sie dieses Mittel nur in der Vereinigung ihrer Kräfte fanden. Aber nicht bloß von Teutschland her sahen sie sich bedrohet. Oestlich bildete sich die russische Macht, die mit reißender Schnelle um sich griff; und vor der Bewegung der Völker im Süden waren die Polen, obgleich sie entfernter von der gewöhnlichen Richtung der Züge wohnten, keinesweges sicher. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß in diesem Gedränge die Vereinigung der Polen unter einem einzigen Herzog, im neunten Jahrhunderte, Statt gefunden habe. Wenigstens ist es gewiß, daß die Erhaltung ihrer Vereinigung durch die Fortdauer der Gefahr bewirkt worden sei.

411. Bei der Macht der teutschen Könige gelang es im zehnten Jahrhunderte (J. 965?) dem religiosen Eifer derselben, den Herzog Mieczyslaw oder Miesko zur Annahme des christlichen Glaubens zu bewegen. Die Gründung des Bisthumes Posen durch Kaiser Otto I. und des Erzbisthumes Gnesen durch Kaiser Otto III. befestigte das Christenthum, und in der wachsenden Macht des Bischofes in Rom, und in der Ueberlegenheit der teutschen Waffen, war dem katholischen Christenthume, das in Teutschland bestand, der Sieg unter den Polen gesichert, wenn gleich der Kampf mit den alten slavischen Göttern noch lange dauern mochte. Dieses Ereigniß war, wie die folgende Zeit bewiesen hat, von einer Wichtigkeit, die Niemand ahnete, als es Statt fand. Für die Entwickelung der ersten Völker in Europa, für die Ausbildung

des teutschen Geistes, in welcher der Fortschritt der Menschheit zu suchen ist, konnte es nur heilsam werden und ist es nur heilsam geworden; für die Polen hingegen, als ein eigenthümliches und selbständiges Volk mußte es verderbliche Folgen haben. An sich war die Herrschaft der göttlichen Religion gewiß eine Wohlthat. In ihrer Begleitung hatte sie einen Reichthum von Kenntnissen und Künsten, an welchen die Polen arm waren; aber sie hatte auch das römische Kirchen-Wesen in ihrem Gefolg, und den Stand der Geistlichen und die werdende Allgewalt des Papstes. In den germanischen Reichen waren Papstthum und Hierarchie Bedürfniß der Menschheit; waren sie dieses auch unter den slavischen Völkern? Dort bildeten sie eine schützende Gegen-Macht gegen die Gewalt des Schwertes und den Uebermuth roher Eroberer; hier war eine solche Gegenwehr keinesweges nothwendig. Die Gefährlichkeit, die in dem Papstthume liegen mochte, mußte in den germanischen Reichen durch die Reibung der Stände ihre Kraft verlieren; wie aber sollte es bei den Polen zu Ständen kommen? Allerdings wurde der Herzog der Polen gezwungen, sich für einen Vasallen des teutschen Kaisers zu erklären; aber dieses Vasallenthum, immer ohne Bedeutung, wurde nur in Zeiten der Noth anerkannt, und führte im Volke selbst kein Lehenwesen herbei, und konnte kein Lehenwesen herbei führen, da diesem Binnenland alle Bedingungen desselben fehlten. Von der anderen Seite trennten sich die Polen durch Annahme des katholischen Glaubens von ihrem Volke, denn die Russen nahmen fast zu derselben Zeit das Christenthum in der Weise an, in welcher es in der morgenländischen Kirche bestand.

Und gleichsam als hätte diese religiose Sonderung von ihren Volksgenossen allgemein sein müssen, wurden Diejenigen dieser Volksgenossen, die sich gleichfalls zu dem katholischen Glauben bekannten, entweder unterworfen, wie die Slaven in Ungern, oder, wo sie eine Art von Selbständigkeit behielten, wie in Böhmen, durch den Sieg teutscher Eigenthümlichkeit von ihnen abgeschnitten. In dieser Stellung, in welcher sie, die Polen, volksthümlich nach Osten und Norden und religios nach Westen und Süden gezogen und eben deßwegen hier wie dort abgestoßen wurden, haben sie einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der europäischen Verhältnisse gehabt. Sie haben (mit den Ungern) die beiden großen Volksstämme, die in Europa herrschen, Germanen und Slaven, lange aus einander gehalten, und dadurch besonders den Ersten möglich gemacht, sich durch Streben, Ringen und Kämpfen in sich selbst auszubilden. Aber in ihre Mitte haben sie feindselige Elemente aufgenommen, deren Verderblichkeit für sie selbst vielleicht auch abgewandt, aber gewiß nur durch große Klugheit und Tugend abgewandt werden konnte. Kein besonnener Mann wird behaupten: daß, wenn die Polen das Christenthum aus Constantinopel erhalten hätten, sie alsdann früh von dem großen russischen Reiche verschlungen sein, daß die Mongolen nicht über Slaven geherrschet haben und daß die Küsten-Länder des baltischen Meeres niemals in die Hand der Teutschen gekommen sein würden. Aber zu leugnen ist nicht: jener Umstand hat auf diese Dinge und auf den ganzen Gang der Ereignisse einen großen Einfluß gehabt.

412. Die steten Händel der Polnischen Fürsten mit Teutschland gingen theils aus dem Bestreben hervor, das Lebensband zu zerreißen, theils hatten sie ihren Grund in den Verwirrungen des teutschen Reiches, und wurden diesem nicht selten lästig. Je nach dem Zustande des Reiches war es den Fürsten von Polen erlaubt oder versagt, den königlichen Titel zu führen. Der erste Herzog, der diesen Titel annahm, und dadurch ankündigte, wie er zum Reiche stehen wollte, war Boleslav I. zur Zeit Heinrichs II.; aber erst als das teutsche Reich unter Friedrich II. sich auflösete, war die Unabhängigkeit entschieden. Die Kriege mit den Böhmen, mit den Ungern, mit den Russen übergehen wir; sie waren von gewöhnlicher Art. Am Bedeutendsten aber war das Streben der Polen nach der Küste des baltischen Meeres hin, gegen die Pommern und gegen die Preußen, das schon in demselben Boleslav erwacht war. Allerdings möchte es zweifelhaft sein, ob die Polen die Einsicht gehabt haben, daß Derjenige, der das Binnenland besitzet, auch nothwendig die Ufer des Meeres zu gewinnen suchen müsse, um sich zu schützen, um sich in Verbindung mit der Welt zu setzen, um sich die Wege des Verkehres und der Bildung zu öffnen; es ist jedoch kaum zu glauben, daß sie, obgleich der Eifer für das Christenthum sie zunächst bestimmte, nicht auch darum ihre Macht nördlich gerichtet haben sollten, um zu dem Laufe der Flüsse die Mündungen zu gewinnen. Die unglückselige Theilung aber von Boleslav III. (J. 1138), die noch mehr Zerrüttungen, als ihrer Natur nach nothwendig war, durch die Bestimmung veranlassen mußte, daß der Aelteste seines Hauses das Krakauische Gebiet

besitzen und die Hoheit über die anderen Glieder desselben haben sollte, machte die Erreichung dieses Zieles unmöglich. Vielmehr ward in dieser Zerrüttung der Kampf gegen die erbitterten Preußen für den Herzog von Masovien, den er zunächst traf, so beschwerlich, daß Konrad, ein Enkel Boleslav's III., verwirret durch den Zustand Polens, irre geführet durch den katholischen Glauben und bethöret durch falsche Begriffe vom Lehenwesen, sich eine Hülfe verschaffte, die für ganz Polen verderblich werden mußte. Er rief (J. 1230) die Teutschen Ritter herbei, von deren Sein und Wirken wir späterhin sprechen werden. Indem aber diese Ritter anfingen, im Norden Polens den Grund zu ihrer gefährlichen Macht zu legen, traf den größten Theil des übrigen Landes eine ungeheuere Verwüstung, welche die Mongolen, unter Batu, Dschingis-Chans Enkel, über dasselbe brachten (J. 1241). Der Sturm ging allerdings vorüber, als sich die Mongolen, nach der Schlacht bei Liegnitz, südlich wandten und dann andere Verhältnisse eintraten; aber das Unglück wirkte um so tiefer, je verworrener der bürgerliche Zustand in Polen vorher gewesen war. —

413. Was die Russen betrifft: so sind Aeltere und Neuere darüber einstimmig, daß bis zu der Mitte des neunten Jahrhundertes von ihrer Geschichte keine Rede sein könne. Die Wahrheit aber, die man sogleich nach der Mitte des neunten Jahrhundertes in voller Klarheit zu erblicken geglaubt hat, scheinet nicht so ganz sicher zu stehen. Alle Geschichte muß einen Anfang haben. Ob aber der Anfang, welchen ein, übrigens sehr verständiger

und wackerer, Mönch, der fremde Schriftsteller gelesen hatte, (Nestor, sieben oder acht Menschen-Alter nach der angeblichen Entstehung des russischen Reiches, in einer bedeutenden Entfernung von dem Orte derselben, lebend), der Geschichte des russischen Reiches in einer Zeit gegeben hat, aus welcher er keine schriftlichen Nachrichten haben konnte, eben die wahrscheinlichste ist, könnte allerdings wohl ohne große Versündigung an den Gesetzen geschichtlicher Forschung in Zweifel gezogen werden. Man kann sich freilich Verhältnisse ausdenken, welche es einiger Maßen begreiflich machen würden, wie die Slaven in Novgorod dazu gekommen sein mögen, von ihren Feinden einige Männer herbeizurufen, und diesen freiwillig die Herrschaft zu ertheilen und zu erhalten; aber selbst bei diesen willkührlichen Annahmen wird die Erscheinung immer außerordentlich bleiben. Hält man einmal an den Warjagern, und an dem Lieblingsgedanken der Russen von drei Brüdern, Rurik, Sineus und Truwor, fest: so läßt sich nicht leugnen, daß man kaum umhin kann, sie aus den Nordmannischen Landen, und der Nähe wegen aus Schweden kommen zu lassen. Indeß braucht man nicht zu streiten über ihre Abkunft. Die Frage hat keine wesentliche Bedeutung. In der ganzen russischen Geschichte kommt nicht eine einzige Erscheinung vor, die nur durch die Annahme, Rurik und seine Brüder seien Nordmannen gewesen, erkläret werden könnte. Vielmehr könnten sie, in dieser Hinsicht, eben so gut Chazaren sein, oder Russen. Denn die Meinung, als sei auch in Rußland ein Lehenwesen eingeführet, ist durchaus irrig; Rußland hat kein Lehenwesen gekannt. Und wenn dasselbe ein-

8 *

geführet wäre, so hätte es von Rurik, in dem Drange der Umstände, eben so gut erfunden werden müssen, er möchte aus Westen gekommen sein oder aus Osten. Es wird daher kein bedeutender Nachtheil sein, wenn man die artige Erzählung von jenen Brüdern und von den anderen Brüdern, Oskold und Dir, auf sich beruhen lässet und als die Hauptsache ansiehet: daß im neunten Jahrhunderte die slavischen Volksstämme im Norden sich unter Eine Herrschaft vereinet, daß diese Herrschaft sich bald, von Novgorod nach Kiew und weiter verbreitet habe, daß für sie und mit ihr der Name Russen, der übrigens älter ist, als Rurik, allgemein geworden sei, und daß der Fürstenstamm, der auf Rurik zurück geführet wurde, länger als sieben hundert Jahre über Rußland geherrschet habe.

414. Für Rußland und vielleicht für ganz Europa war es ein wichtiges Ereigniß, daß der Sitz des Reiches so früh von Novgorod nach Kiew verlegt wurde. Schon Oleg, der, nach Rurik's Tode (J. 879?), für dessen unmündigen Sohn, Igor, das Reich verwaltete, gewann diese, von Polänen bewohnte, Stadt, durch schlechte Künste, und das Verhältniß derselben zu den Chazaren, denen sie früher zinspflichtig gewesen war, und die Bewegung und die Unsicherheit der südlichen Länder machten die Verbindung Rußlands mit der germanischen Welt nothwendig loser. Der Verfall der Chazarischen Herrschaft, deren Chakane in morgenländischer Ueppigkeit verdorben zu sein scheinen, machten den Russen manche Eroberung leicht. So wurden sie immer südlicher gezogen, kamen mit den Byzanti-

nern, gegen welche schon Oleg einen mährchenhaften Zug unternahm, bald in feindliche, bald in friedliche Berührung, erkannten die Schwäche des Reiches, wurden durch dieselbe zu Neckereien und Gelderpressungen gereizet, öffneten aber auch hier dem Christenthume den Eingang und mit demselben griechischer Bildung, Sitte, Ueppigkeit und Verderbniß. Anfangs indeß fand der neue Glaube nur geringen Beifall. Die heilige Olga, Igor's Gemalin, die einst so schöne Jungfrau vom Lande und nachmals so kluge als grausame Fürstin, empfing zwar schon in Constantinopel die Taufe (J. 957) und ließ aus Teutschland den Mönch Adelbert von Trier (J. 961) kommen, um das Christenthum zu verkündigen; aber der Tag, den diese „Morgenröthe des Heiles" versprach, ging erst auf unter Wladimir I. Dieser, ein Sohn des kriegslustigen Swätoslav's I., der sein Reich unter seine Söhne getheilet hatte, und in verworrenen Vergrößerungsplänen zu Grunde gegangen war, gelangte über der Leiche seines Bruders Jaropolk hinweg (J. 980) zum Throne der Russen, und erweiterte dann mit Ruhm und Erfolge die Gränzen seines Reiches, immer jedoch Sinn und Geist dem südlichen Meere zugewandt. Besonders hat Wladimir, der Große, durch zwei Dinge von unermeßlicher Wichtigkeit auf Gegenwart und Zukunft gewirket, durch die Einführung des Christenthumes und durch die Theilung seines Reiches unter seine zwölf Söhne.

415. Was das Erste betrifft: die Einführung des

Christenthumes, so scheinet, seit Olga's Zeit, der alte heidnische Glaube der Russen einen großen Stoß bekommen zu haben, und eine arge Ungewißheit scheinet in den Seelen der Menschen entstanden zu sein. Wladimir, diesem alten Glauben eifrig ergeben, mochte jedoch erkennen, daß derselbe nicht mehr zu halten sei. Merkwürdig aber und bezeichnend ist es, wie er sich den Bemühungen von Moslemen, Juden, römischen und griechischen Christen gegenüber, die sich gleich eifrig bemüheten, ihn zu gewinnen, benommen haben soll; merkwürdig und bezeichnend zugleich die Gewalt, die sein Entschluß auf das Volk hatte. Die lockenden Freuden des Paradieses, die Mohammed den Gläubigen in jenem Leben versprochen hatte, würden den weibersüchtigen und genußgierigen Fürsten wahrscheinlich gewonnen haben, hätte er ihm nicht in diesem Leben die häßliche Beschneidung und die Enthaltsamkeit vom Weintrinken zugemuthet; und wäre Wladimir zum Islam übergetreten: so würde das Volk vielleicht auch gesagt haben: „unser Knjäs hätte es nicht gethan, wäre es nicht gut," und ihm gefolget sein mit diesem Worte. Nun folgte es ihm, als er in der kaum eroberten Stadt Cherson (J. 988) die Taufe empfing, sich mit der griechischen Prinzessin Anna, einer Schwester der teutschen Kaiserin Theophano, vermälte, und durch großen Eifer für die neue Religion die Heiligkeit in der Kirche erwarb. Was aber auch den heiligen Wladimir bewogen haben mag, das Christenthum, und zwar das griechische Christenthum allen anderen Religionen vorzuziehen, ob innere Ueberzeugung, äuße-

rer Schein, politische Berechnung, oder dieses Alles zusammen: nach der Lage und nach der Beschaffenheit seines Landes wählte er unstreitig das beste Theil für sein Volk. Und obwohl er dasselbe durch den Beitritt zur griechischen Kirche den gebildeten, oder zur Bildung aufstrebenden Völkern Europa's entgegen setzte: so wurde gerade damit, wie es scheinet, seinem Volke die Zeit verschafft, deren es, nach Art und Geist, bedurfte, um, bewahret vor römischem Recht und vor kanonischem, in seiner Eigenthümlichkeit zu der großen Bestimmung heran zu reifen, die es unverkennbar erfüllen soll.

416. Das Zweite hingegen, die Theilung des Reiches, ist schwer richtig zu beurtheilen. Es ist leicht gesagt: diese Theilung sei ein Staatsfehler, sie sei ein Unglück, sie sei ein unseliger Gebrauch jener Zeit gewesen. Auch ist die Bemerkung nicht schwer zu gewinnen, daß Wladimir ja deutlich an seinem und seiner Brüder Schicksale zu erkennen vermocht habe, welche Folgen dieselbe nach sich ziehen mußte. Wenn man aber bedenket, daß das Reich in Einem Jahrhunderte zusammen erobert war, und daß die Theile höchst lose an einander hingen; wenn man ferner bedenket, daß durch die neue Religion, die noch keinesweges allgemein bekannt wurde, neue Zerrüttungen entstanden waren, und daß diese Zerrüttungen in einem Reich, in welchem es an festen und guten Gesetzen fehlte, doppelt gefährlich werden konnten, da Wladimir's Söhne von verschiedenen Müttern geboren waren; wenn man

endlich bedenket, daß er doch unmöglich eine vollkommene Auflösung seines Reiches in zwölf unabhängige und unbedeutende kleine Staaten wollen konnte, zumal, da die Sicherheit von der Stärke abzuhängen schien: so ist es wenigstens begreiflich genug, wie er theils die Einheit durch Gründung eines Großfürstenthumes zu Kiew zu erhalten, theils aber auch die Ansprüche seiner Söhne durch eigene Fürstenthümer zu befriedigen und auf diese Weise das Reich zu erhalten und das Gedeihen desselben zu befördern gesucht. Allerdings ist nicht zu leugnen: aus dieser Theilung ging eine Reihe von Bewegungen, Unruhen, Bürger- und Bruder-Kriegen hervor, die über zwei hundert Jahre nach Wladimir's Tode (J. 1015) fortdauerten, von blutigen Gräueln begleitet waren, und doppelt verwickelt wurden, da die einzelnen Fürsten ihren Theil des Ganzen wieder theilten, ohne Maß und Schranke. Aber, wenn das russische Reich nicht getheilet wäre: wo würde die Eroberungslust, die sich bisher so furchtbar gezeigt hatte, ihre Kraft verloren haben? Oder wenn diese Kraft Widerstand gefunden hätte, und auf sich selbst beschränkt wäre: was hätte den Geist reizen, bei diesem Geschlechte die alte Rohheit zerbrechen, und dasselbe für ein lebendiges Christenthum empfänglich machen sollen? Unleugbar ist es wenigstens, daß die Russen, während der Unruhen und Zerrüttungen, weiter kamen, daß die Bildung fortschritt, daß der Wohlstand sich hob, daß Städte entstanden und zu lebhaftem Verkehre gelangten, daß endlich Gesetze und Sitten sich verbesserten. Ob aber das ungeheuere Unglück,

welches durch die Mongolen oder Tartaren im dreizehnten Jahrhundert über Rußland kam, und welches dann zwei hundert Jahre lang schrecklich auf demselben gelastet hat, vermieden sein würde, wenn die Theilung Rußlands nicht Statt gefunden hätte, kann Niemand sagen. Es ist freilich schwer zu glauben, daß der Sturm, der über Asien dahin gebrauset war und Alles niedergeworfen hatte, in diesem nahen Lande, das durch seine Natur den asiatischen Ländern sehr verwandt ist, schon damals, da seine Heftigkeit noch so groß war, gebrochen sein sollte. Das jedoch ist nicht zu leugnen: wenn die Schwäche, welche durch die Streitigkeiten der russischen Fürsten gegen einander entstanden war, auch dem Chan Dschudschi, dem ältesten Sohne Dschingis-Chan's, den Sieg am Flusse Kalka (J. 1224) nicht erleichterte, so erleichterte sie doch die Unternehmung Batu's, der, mit neuen Horden in Rußland eindringend, Alles unterwarf, und das große Reich (J. 1238) um seine Selbständigkeit und unter die Herrschaft der Mongolen brachte. Aber zu leugnen ist auch eben so wenig, die Gründung dieser mongolischen Herrschaft in Rußland hat wesentlich dazu beigetragen, daß die germanische Welt den Gewinn eigenthümlich verarbeiten konnte, den sie durch langes Ringen und Streben und zuletzt in den Kreuzzügen gewonnen hatte, und daß sie den Raum fand, der ihr zu ihrer Entwickelung nöthig war.

Zwölftes Capitel.

Die südöstlichen Reiche: Ungern und Byzantiner. (Seldschuken.)

417. Die Ungern, über deren Abkunft, Art und Stellung im europäischen Völker-Leben wir früher (233) Einiges bemerket haben, stehen durch die Lage des Landes, das sie bewohnen, und durch manche Verhältnisse, im Krieg und im Frieden, welche diese Lage herbei führte, der germanischen Welt allerdings näher, als die Russen, aber ihrer Abstammung und ihrer inneren Natur nach sind sie ihr bei Weitem fremder. Ohne Plan und Ziel, drängend und gedränget, waren die Ungern heran gezogen; und wenn ihnen die schönen Weiden, südlich von den Karpathen, in welchen sie sich eine Zeit lang außer dem Gewoge der Völker befanden, auch Anfangs zusagen mochten: so würden sie doch schwerlich der alten Raub- und Wanderlust in demselben vergessen haben, wenn sie nicht in Teutschland auf eine Macht gestoßen wären, vor welcher sie sich beugen mußten. Nach der warnenden Niederlage auf dem Lechfelde blieb ihnen Nichts übrig, als sich auf das Land, das sie inne hatten, zu beschränken. Innerhalb dieser Schranken konnten sie dann dem Christenthume nicht lange entgehen; und das unergründliche Geschick, das über Menschen und Völker waltet, fügte es also, daß sie dieses Christenthum von Teutschland aus erhielten und nicht von Constantinopel her.

Der äußere Grund von diesem Ereignisse lag gewiß in dem Umstande, daß die Ungern, wegen ihres feindseligen Verhältnisses zu Teutschland, den Sitz ihrer Macht in den westlichen Theil ihres Reiches gelegt hatten; vielleicht trug auch die Achtung etwas bei, die ihnen von den Teutschen aufgezwungen war: gewiß ist, das Ereigniß selbst ist von großer Bedeutung für die Entwickelung des Geistes in Europa gewesen, und schwerlich möchte es den Ungern, deren Land zum größten Theile von Slaven bewohnet gewesen war, gelungen sein, die Völker aus einander zu halten, zwischen welchen sie standen, wenn die griechische Kirche bei ihnen obgesieget hätte. Was Sarolta, Geisa's schöne Gemalin mit männlichem Geiste, was ihn selbst, diesen Geisa, Arpad's Urenkel, zur Annahme der Taufe (J. 980) und zur eifrigen Beförderung des Christenthumes bewogen haben mag: ob nur die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der göttlichen Lehre bei ihnen gewirket, oder ob andere Rücksichten Einfluß gehabt: muß und darf unausgemacht bleiben. Das ganze Verfahren Geisa's aber, gegen sein Volk, gegen seine Unterthanen, gegen seinen Sohn, gegen den Kaiser, führet auf den Gedanken, daß er erkannt habe, die alte Art der Ungern müsse gebändiget werden; die Herrschaft über ein so großes Land, das ganz verschiedenartige Menschen nährte, und Nachbaren hatte, die es fürchten mußte, könne nicht von einer Masse behauptet werden, die, unter Zelten lebend, mehr das Leben einer Kriegshorde führte, als das Leben eines Volkes, die ihren Sinn nur auf Raub gerichtet hatte ohne Ge-

winn, auf Plünderung ohne Genuß, auf Gewaltthat ohne Gesetz, Ordnung und Einheit; es müsse daher, zumal nach so großem Verlust, ein neuer Geist in dieselbe gebracht, oder in ihr erwecket werden.

418. Geisa's verheißener Sohn, Waik, der in der Taufe (J. 997) den Namen Stephanus erhielt und den Heiligen zugezählet worden ist, sollte vollenden, was der Vater angefangen hatte. Man hatte aber schon unter Geisa die Erfahrung gemacht, daß die heilige Lehre in der starren Art des rohen und verwilderten Geschlechtes ihre Wirkung verlor, und daß selbst gewaltsame Maßregeln, wenn auch erduldet, doch vergeblich waren. Man mochte auch wohl bald einsehen, daß die Heiligkeit des Mannes, der die Taufe verrichtete, Adelbert's (von Prag), und die Erhabenheit der Männer, die als Zeugen neben derselben standen, Kaiser Otto III. und Herzog Heinrich von Baiern, oder die Unterordnung der ungrischen Kirchen unter teutsche Erzbischöfe, allein nicht ausreichen würden, daß vielmehr eine völlig neue Einrichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse nothwendig sei, wenn erreicht werden sollte, was erstrebt ward. Daher wohl die Vermälung Stephan's I. mit einer teutschen Fürstin; daher die Aufnahme so vieler Teutschen in das Reich und ihre große Begünstigung: sie sollten die Bildung nähren und stützen; daher die Einführung der lateinischen Sprache bei Hofe, die, wie es scheinet, als Vermittlerin zwischen den Menschen so ganz verschiedenes Stammes und ganz verschiedener Zunge treten

sollte; daher die Annahme des königlichen Namens (J. 1000) unter den beiden höchsten Autoritäten, des Papstes und des Kaisers, und die Vereinigung des Kreuzes mit der geweiheten Krone; daher endlich und im Besonderen die neue Staats-Verfassung, die Stephan der Heilige ganz nach dem unglückseligen Muster, das ihm Teutschland darbot, seinem Reiche gab, um den Eindruck zu benutzen, welchen die ersten Begebenheiten hervorgebracht hatten, und Alles in der rechten Richtung zu erhalten.

419. Aber es geschah, wie es scheinet, zu viel. Stephan's, in der That ausgezeichnete, Tugenden waren nicht im Stande, sein Volk mit den Neuerungen auszusöhnen, von welchen die meisten anstößig für dasselbe, und kaum eine einzige Bedürfniß war. Gegen das Christenthum mit seinen Bischöfen und dem ganzen Kirchenwesen erhob sich nicht bloß die Macht des alten Glaubens, sondern auch der Sinn zu räuberischen Fahrten. Die Verbindung mit den Teutschen, den gehaßten Feinden, war Vielen um so widerwärtiger, je stolzer diese Teutschen ihnen oft entgegen treten und ihnen ihre Rohheit fühlbar machen mochten. Christenthum und Teutsche machten sich gegenseitig verhaßt. Die lateinische Sprache, die verbinden sollte, hielt aus einander, und bewirkte, daß die Menschen verschiedenes Stammes schroff neben einander fortlebten. Die Krone mußte Allen ein Gräuel sein, die sich dem Herzoge gleich geachtet hatten; und die Eintheilung des Landes in Gespannschaften, und die Ver-

waltung des Reiches nach bestimmten Gesetzen, durch bestimmte Beamtete, den Pfalzgrafen an der Spitze, und die jammervolle Unterscheidung der Menschen nach gewissen Ordnungen, durch welche die Unterdrückung der großen Masse der Menschen nothwendig wurde, brachen den ganzen alten Zustand zusammen, fuhren verderbend in des Lebens Gewohnheit hinein, und zerstörten für die unteren Classen der Gesellschaft auch fast die Hoffnung. Alles Dieses erzeugte Unzufriedenheit und führte bald zu Unruhen und Verwirrungen. Seitdem bot Ungern eine traurige Barbarei dar, ein seltsames Gemisch von alter einheimischer Rohheit und fremder Bildung, einen wunderlichen Widerspruch zwischen den Formen und dem Geiste, zwischen Dem, was das Leben bedurfte und Dem, was ihm geboten ward. Eine wahrhafte Durchbildung war kaum noch möglich.

420. Der Umstand aber, daß Stephan I., der Siebenbürgen mit Ungern vereinigte, keinen Sohn hatte, der ihm (J. 1038) folgen konnte, gab der Spannung der Gemüther sogleich Luft. Schon König Peter, von ihm zu seinem Nachfolger bestimmet, empfand es, wie wenig damit gewonnen war, daß man die Nation zurück gedrückt und an ihre Stelle eine Versammlung, aus Prälaten, königlichen Beamteten oder Reichs-Baronen (Magnaten) und den größten Grundeigenthümern (einer Ritterschaft, Servientes regii) bestehend, gesetzt, welche man gewiß leiten zu können gehofft hatte, da der König sie willkührlich berufen sollte.

Ihm half es Nichts, daß er sich zum Vasallen des gewaltigen Kaisers Heinrich's III. erklärte; er ging, mit noch größerem Hasse beladen (J. 1045), unglückselig zu Grunde vor der empörten Volksthümlichkeit. Unter dem schwachen und feigen Andreas I., welchen die Empörung, von blutigen Gräueln begleitet, auf den Thron brachte, kamen das Christenthum und die teutsche Bildung durch heidnischen Fanatismus und die erbitterte Eigenthümlichkeit der Ungern fast in Gefahr, noch ein Mal ausgerottet zu werden. Und wenn durch die Uneinigkeit des Volkes diese Gefahr vorüber ging, so konnte doch auch unter Bela, der in einem Kriege gegen seinen Bruder den Thron (J. 1060) gewonnen hatte, nur durch Gewaltsamkeit die Wuth unterdrücket werden, die in den Ungern gegen das Christenthum und gegen die Teutschen tobte. Erst seit Salomo (dem Heiligen), den der teutsche König, Heinrich IV. (J. 1063), ein Knabe den Knaben, auf den Thron setzte, mochte man den Sieg des Christenthumes äußerlich als entschieden ansehen; aber der Grimm gegen die Lehre und noch mehr gegen das Volk, welches dieselbe gebracht hatte, und mit fremdartigen Einrichtungen zu erhalten suchte, dauerte fort. Dieser Grimm nährte sich an den Streitigkeiten über den Thron, gab durch sie der Parteiung Halt und Namen, und konnte nur von Zeit zu Zeit im Kampfe gegen fremde Völker zum Schweigen gebracht werden.

421. Unter dem kraftvollen Wladislav (dem Heiligen), der nach seines Bruders Geisa's Tode (J. 1077),

und nach des unwürdigen Salomo's Sturze (J. 1087), den Thron bestieg, und unter Koloman, Geisa's Sohn, der nach ihm (J. 1093) König ward, wurden die Länder bis zum adriatischen Meere, Kroatien (J. 1095) und Dalmatien (J. 1105), mit Ungern vereinet. Nicht leicht kann es eine schönere Erwerbung geben; aber, bei dem inneren Zustand Ungerns, brachte sie diesem Reiche kaum einen Gewinn. Eben dieser Zustand vereitelte wohl größtes Theiles die wohlthätigen Wirkungen, welche die Durchzüge der Kreuzfahrer unter anderen Umständen für Land und Volk vielleicht gehabt hätten. Die Gesetze, die Koloman dem Reiche gab, waren gewiß in einem sehr guten Geist und die gesellschaftlichen Verhältnisse wurden, bis zu den untersten und unglücklichsten Gliedern der Gesellschaft hinab, dem Buchstaben nach, wesentlich durch sie verbessert; aber diese Verbesserungen waren, für die alte Natur der Ungern und für das Gemenge der Völker eben so wenig tauglich, als die entlehnten Einrichtungen Stephan's des Heiligen geeignet gewesen waren. Auch die tüchtigsten Könige konnten sich, scheinet es, in das Leben, das sie umgab, nicht finden. Sie hatten das ganz richtige Gefühl, daß die Bildung allein es sei, welche das Leben halten und heben könnte; aber die Bildung, die sie vorfanden, stand zu hoch und zu fremdartig über der Eigenthümlichkeit ihres Volkes und der Völker, die ihnen unterworfen waren, als daß sie den Gedanken einer durchgreifenden Gestaltung hätten gewinnen können. Sie suchten daher, aus Constantinopel, aus Italien, und besonders aus Teutschland

zu erhalten, was sich erhalten ließ, ohne auf die Aneignung und auf die Möglichkeit der Durchbildung Rücksicht zu nehmen. Sie nahmen fortwährend sehr viele Teutsche in das Reich auf, um Stützen für die gewonnene Bildung, und Arbeiter in den Künsten zu erhalten, welche aus derselben hervorgingen. Aber sie erlaubten diesen, in Zips und besonders in Siebenbürgen, — wo die Hauptniederlassung der sogenannten Sachsen unter Geisa II. (J. 1141 — 1161) Statt gefunden zu haben scheinet — in eigenthümlicher Weise, als besondere Gemeinden und unvermischet mit Magyaren und Slaven fortzuleben. Deßwegen konnten sie auch eben sowohl ganzen Horden von Kumanen und anderen Barbaren Sitze im Reiche zugestehen, weil alles Gefühl für ein volksthümliches Reich dahin war. Es wurden daher die Widersprüche immer vermehret, und immer seltsamer wurde die Verbindung von Menschen, die Nichts an einander knüpfte, als der Boden, auf welchem sie lebten, als der Himmel, welcher sie deckte, und als der Name einer Herrschaft, die sich wohl fühlbar, aber nicht geltend zu machen vermochte.

422. Nach Geisa's II. Tode verlief ein halbes Jahrhundert unter steten Streitigkeiten über die Krone und in einem so raschen Wechsel der Regenten, daß an ein folgerichtiges Handeln von Seiten der Könige gar nicht zu denken war. Und doch hing in diesem Lande von diesem Handeln Alles ab, weil die ungleichartigen Menschen, die es bewohnten, nur in dem König ihren Zusammen-

hang fanden! Als dann endlich unter Andreas II. (J. 1205—1235) einige Stetigkeit in das Leben zu kommen schien: da hatten schon theils die einzelnen Massen des Ganzen eine solche Festigkeit und Bestimmtheit gewonnen, theils war die Macht des Thrones, den Stephan I. auf so schwankenden Säulen aufgerichtet hatte, so schwach geworden, daß sie nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte. In der That ward unter Andreas — dessen Kreuzzug wir in der Folge anführen werden — die königliche Macht, von welcher lediglich Rettung und Heil erwartet werden durfte und welche unter diesen Umständen und in einem solchen Reiche gar nicht zu groß werden konnte, auf dem Reichstage des Jahres 1222, auf eine fast unerhörte Weise urkundlich vernichtet, und auf den Trümmern derselben eine so starke Adels-Aristokratie gegründet, und einige Jahre später (J. 1235) so besonnen befestiget und erweitert, daß das Schicksal Ungerns auf lange Zeit entschieden war. Und kaum war dieser Quell neuer Verwirrungen und neues Jammers eröffnet, so traf Ungern das schreckliche Unglück, von den Mongolen überschwemmet zu werden. König Bela IV. (J. 1236 —1270), ohnehin den Großen verhaßt, weil sie ihn fürchteten, hatte kurz zuvor die Kumanen, die vor den Mongolen flohen, in sein Reich aufgenommen. Dadurch hatte er die Großen, denen seine Absicht bedenklich vorkommen mochte, noch mehr erbittert. In dieser Erbitterung mißhandelten sie die rohen Kumanen auf eine solche Weise, daß diese, auf Rache sinnend, sich nach den Mongolen als den Rächern sehnten; zugleich zeigten sie gegen den König ein Mißtrauen, und bei seinen Warnungen eine

Sorglosigkeit, als hätte nur er den grimmigen Feind zu fürchten. Durch solches Verfahren machten sie dem Chan Batu sein Unternehmen leicht, und erfuhren dann mit allen Bewohnern des Landes die grausamsten Mißhandlungen (J. 1241). Nach anderthalb Jahren wurden zwar die Mongolen, durch die inneren Verhältnisse ihrer ungeheueren Herrschaft, veranlaßt, Ungern wieder zu verlassen; der geflüchtete König Bela aber fand bei seiner Rückkehr nicht nur drei Gespannschaften, durch Herzog Friedrich II. von Oesterreich, von seinem Reich abgerissen, sondern er fand auch dieses Reich schauderhaft verödet, verwüstet, zerstöret, entvölkert, geschändet. Und zu einiger Herstellung desselben: welch' anderes Mittel konnte man, nach dem bisherigen Gange der Geschichte, nach den herrschenden Ansichten und nach der Stellung des Königes, ergreifen, als die Ansiedelung von neu herangezogenen Fremden verschiedener Art und verschiedenes Stammes!

423. Indem aber das Reich der Ungern auf diese Weise immer mehr die Grundlage aller wahren Bildung und aller inneren Stärke, nämlich eine kräftige Einheit des Staates und der Nation und eine freie Eigenthümlichkeit des Volkes, bis zu dem Gedanken derselben verlor, trug es wesentlich dazu bei, dem byzantinischen Reiche das Fortbestehen zu erleichtern. Wenn auch die Ungern ursprünglich als Feinde der Byzantiner aufgetreten waren: so wurden sie doch bald durch ihre inneren Zerrüttungen, in welche die Kaiser von Constantinopel nicht selten arglistig eingriffen, außer Stand gesetzt, denselben

gefährlich zu werden; durch die Lage des Landes aber, das sie bewohnten, und durch die Stellung, welche sie in diesem Lande zu den Völkern ringsher erhielten, schwächten sie nothwendig manchen Stoß, der gegen das griechische Reich gerichtet war und lenkten wohl auch manchen gänzlich ab. Ohne dieses Verhältniß würde es, aller teuflischen Grausamkeit ungeachtet, wohl nicht gelungen sein, die Bulgaren, deren furchtbare Herrschaft sich schon von der Donau bis in das südliche Griechenland erstreckte (J. 1013), zur Unterwerfung zu bringen, die Russen zurück zu treiben, oder den Petschenegen, und den Arabern die Spitze zu bieten. Denn das unglückselige Reich sank, hier dürrend und dort faulend, immer mehr zusammen. Es ist kaum möglich, über den Zustand desselben im ganzen eilften Jahrhundert anders zu urtheilen, als wir früher (253 ff.), über das achte, neunte und zehnte Jahrhundert bis zu der Regierung des Johannes Tzimisces, eines der tüchtigsten Männer in der Reihe der Kaiser, geurtheilet haben. Wenn auch durch den Umstand, daß sich das s. g. Macedonische, von Basilius I. gegründete, Haus fortwährend, obwohl in steter Unsicherheit, auf dem Thron erhielt, gelang, die Quellen des alten Jammers zum Theile zu verstopfen; wenn auch durch das kräftige Verfahren einiger Kaiser, wie des Tzimisces oder Basilius II. Einiges erreicht wurde, das nachhaltig wirkte: so blieb doch im Wesentlichen nicht nur Alles in der alten Art, sondern im Fortgange der Zeit verkrüppelte auch Alles mehr und mehr; der Despotismus erhielt immer mehr ein morgenländisches Ansehen; der Hof behielt die alten Ränke und Gräuel

und versank in Weichlichkeit und Schwelgerei; die edleren Gefühle erstarben in des Menschen Brust, und der Despot ward um so schmeichlerischer und niederträchtiger gefeiert, je schauderhafter die Strafe war, die Denjenigen traf, der sich bei der Anbetung des Kaisers nicht tief genug zu beugen schien; die beständigen Kriege wurden fortwährend mit Miethtruppen aus allen Völkern und und Zungen geführet, und die Länder des Reiches auf eine Weise gedrücket, geplaget und geschändet, die jede Erhebung und jedes Gedeihen unmöglich machte. Die Betrachtung des armen Lebens in diesem Reiche wird noch peinlicher durch zwei Dinge, die sich noch immer zeigten: durch die überschweifende Pracht, mit welcher man, den geschundenen Leib sorgfältig umhüllend, sich und andere zu täuschen suchte, und durch die Frömmelei, die neben der Grausamkeit, der Schande und dem Verbrechen einherging!

424. Während die Besitzungen in Italien nach und nach an die Nordmannen verloren gingen; während der Zustand der Provinzen an der Donau immer unsicherer wurde wegen des Gewoges barbarischer Völker, hatte der Verfall der arabischen Herrschaft und die Auflösung des unnatürlichen Reiches der Chalifen den Kaisern Gelegenheit gegeben, in Asien ihrer Macht eine scheinbare Achtung zu verschaffen, die sie keinesweges verdiente. Vom zehnten Jahrhundert an aber bildete sich im Inneren Asiens eine neue Herrschaft, die um die Mitte des eilften Jahrhundertes zu einer solchen Größe heran gewachsen war, daß sie mit den Griechen zusammenstieß

und sich ihnen dann bald gefährlicher zeigte, als alle ihre anderen Feinde. Wir meinen die Türken, die man, nach Seldschuk, dem Haupt, unter welchem sie sich zuerst bedeutend zeigten, Seldschuken zu nennen pflegt. Die frühere Geschichte dieser Türken ist eben so ungewiß, als die Geschichte der Hunnen, der Ungern oder anderer asiatischer Völker. Vor ihrer Berührung mit den Arabern aber haben sie auch durchaus kein geschichtliches Interesse; und unsere Aufmerksamkeit können sie erst erregen, als sie bis in die Länder des vorderen Asiens vordrangen, die durch Handel, Bildung und Religion mit den Völkern Europa's in Verbindung standen oder ihnen heilig waren. Jener Seldschuk, Derkak's Sohn, gab den Stämmen seines Volkes, an deren Spitze er stand, gegen das Ende des zehnten Jahrhundertes, dadurch, wie es scheinet, einen neuen Geist, daß er mit ihnen zum Islam übertrat, und sie dann, etwa vom Lande der Kirgisen aus, zu That und Sieg führte, nach Süden hin gegen die reichen Länder der Bildung und der Genüsse. Der gänzliche Verfall des Chalifates, dessen Sitz Al Mansur nach Bagdad verlegt hatte: die wilden Streitigkeiten zwischen den Sunniten und den Schiiten über die Lehre, die allen Streit auszuschließen schien, die Zerschlagung des Reiches als weltliche Macht, die Einsetzung des Emirs al Omrah, der, in dem Besitz aller weltlichen Gewalt, dem Chalifen nothwendig in demselben Maße gefährlich werden mußte, in welchem die Lehre sank oder streitig wurde, die Gründung eines eigenen Chalifates in Aegypten durch Moez (J. 969), der von Ali und von der heiligen Fatimah abstammen wollte, und neben Aegyp-

ten auch Syrien beherrschte, die Abweichung von allen alten Grundsätzen, die Verweichlichung und Entartung endlich, in welcher man die Vertheidigung des Reiches türkischen Miethtruppen anvertrauet hatte, erleichterten das Unternehmen der Türken. Schon Seldschuk's Sohn, Togrulbekh, von seinen Schaaren zum Sultan ausgerufen (J. 1037), brachte durch tapfere Thaten und kluge Benutzung der Umstände Chorasan unter sich und die Länder ringsher, und durfte dann dem Abbasidischen Haupte der Gläubigen in Bagdad, der durch sein unglückliches Verhältniß zu dem Emir al Omrah, dem Buiden, in ein heilloses Gedränge gebracht war, seine Hülfe anbieten lassen. Bald sah er sich in der That von dem Chalifen zum Emir al Omrah (J. 1057) erhoben, und wußte dann die Herrschaft seines Stammes durch Sieg und Glück festzustellen gegen alle seine Feinde.

425. Zu derselbigen Zeit (J. 1057) wurde Isaac Komnenus in Constantinopel, durch eine Verschwörung gegen den so verachteten als verhaßten Michael VI., auf den Thron erhoben. Auf demselben erhielt er sich mit den Waffen gegen diesen Michael, und durch kluges Benehmen gegen andere Feinde. Als er aber zwei Jahre auf dem Throne gesessen, und von der Höhe desselben herab die Gefahr überschauet hatte, die dem Reiche von außen drohete, wie von innen, entschloß er sich, ungeblendet durch den Glanz der Krone und ungerühret durch das Drängen seiner Gemalin, die ihres Hauses Größe bedachte, den tüchtigsten Mann in seinem Reiche, Konstantin Dukas, an seine Stelle zu setzen. Acht Jahre lang verwaltete die-

ser das Reich mit Weisheit, Mäßigung und einer heilsamen Sparsamkeit; bei seinem Tode (J. 1067) übertrug er seiner Gemalin Eudokia die Verwaltung desselben, bis seine unmündigen Söhne herangewachsen wären. Sie aber, die Eudokia, vergaß Schwur und Siegel, als sie den schönen Feldherrn Diogenes Romanus darum vor Gericht stehen sah, weil er nach dem Throne gestrebt hatte; sie gab ihm ihre Hand und erhob ihn auf denselben. Und der Patriarch, und der Senat, und selbst die Warjager (Wargangi, Βαραγγοι) ließen die Untreue der Kaiserin, wie es scheinet, um so lieber geschehen, je mehr die Nothwendigkeit der Einigkeit durch die Gefahr fühlbar gemacht wurde, welche der Seldschuke Alp Arslen, der seinem Oheime Togrulbekh (J. 1062) gefolget war, nachdem er Turkestan und Chowaresmien bezwungen hatte, dem Reiche brachte. Zwei Feldzüge bestand der neue Kaiser glücklich gegen die Seldschuken; im dritten aber gerieth er, durch Treulosigkeit und Verrath (J. 1071) in ihre Gewalt. Von den Feinden ward er zwar anständig und edel behandelt; von ihnen erhielt er sogar die Freiheit; aber in Constantinopel und im griechischen Reich erwachten wilde Leidenschaften. Gelehrte, Weiber, Hofschranzen, Feldherren, Fremdlinge — Alle kamen in Bewegung und ein Jeder hatte nur sein Ziel im Auge. Der unglückliche Kaiser, Diogenes Romanus, verlassen, ausgestoßen, verfolget, fand einen Untergang so gräßlich, daß sich die Seele sträubet ihn nur zu denken, und es erfolgte eine so lange Reihe von Abscheulichkeiten, von Empörungen, von ränkevollen Erbärmlichkeiten und arglistigen Bestrebungen, daß alle große Maßregeln völlig

unmöglich wurden. Und doch zerstörte um diese Zeit Robert Guiscard in Italien die griechische Herrschaft und ging mit neuen und großen Entwürfen schwanger; und an der Donau saßen die feindlichen Völker, unter welchen besonders die Petschenegen gefährlich waren; und in Asien naheten sich die Seldschuken, deren Haupt (seit J. 1072) Malek Schah war, Alp Arslen's Sohn, immer mehr den Gestaden aller Meere! Endlich, als das Reich fast aufgelöset schien und man kaum irgendwo hinblicken konnte, ohne auf Noth und Gefahr zu sehen, gelang es (J. 1080) einem tapferen Feldherrn, Alexius Komnenus, durch Bürgerkrieg, Blut und Plünderung hindurch, sich auf den schwankenden Thron zu setzen. Seine Geschichte aber hängt so eng mit den Kreuzzügen zusammen, daß es schicklicher sein möchte, in der Geschichte der Kreuzzüge anzudeuten, was nöthig ist für das Verständniß des Ganges der Ereignisse im Mittel-Alter.

Viertes Buch.

Die Kreuzzüge.

Erstes Capitel.

Allgemeine Bemerkungen über die Kreuzzüge.

426. Während sich die Völker und Staaten Europa's auf die Weise, die wir bisher zu entwickeln versucht, gestalteten oder zu gestalten strebten, gingen, seit länger als anderthalb hundert Jahren, die großen und merkwürdigen Ereignisse vor, deren wir oft zu gedenken genöthiget gewesen sind, die auf die Gestaltung Europa's zuverlässig mächtig eingewirket haben, die wir mit dem Namen der Kreuzzüge zu bezeichnen pflegen, und denen wir jetzt unsere Betrachtung zuwenden müssen. Aber es ist nicht leicht, über diese Ereignisse ein Urtheil zu gewinnen, das man als richtig über das Einzelne wie über das Ganze, nicht minder in Hinsicht des Zweckes und der Folgen, als in Hinsicht des Ursprunges und der Art, mit einiger Zuversicht auszusprechen wagen könnte. Wenn

man den ungeheueren Umfang der Länder in Europa, Asien und Afrika überblickt, deren Bewohner — hier erschüttert und dort bewegt; drängend hier und dort gedränget; bald begeistert und bald verzaget; jetzt von der Schärfe des Wortes durchdrungen und jetzt von der Schneide des Schwertes getroffen; unter bewunderungswürdigen Thaten und unerhörten Leiden, in Thränen, Jammer, Noth, Glauben, Entzückung und Ergebung das Heiligste und Höchste erstrebend, und oft dem Gemeinsten und Elendesten erliegend — deren Bewohner Antheil nahmen an diesem gewaltigen Streit, und so allgemeinen Antheil nahmen, daß schwerlich in diesen Ländern irgend eine menschliche Seele gefunden wurde, die nicht auf irgend eine Weise ergriffen oder berühret worden wäre; und wenn man zugleich bedenket, daß die große Bewegung fast zwei volle Jahrhunderte fortdauerte, ehe sie gänzlich aufhörte, wenn sie gleich nach und nach die erste Kraft verlor: alsdann, wahrhaftig, ist es nicht schwer im Allgemeinen einzusehen, daß solche Ereignisse aus dem innersten Leben der Völker dieser Zeit hervorgegangen und daß sie den gewaltigsten Einfluß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen in der Kirche wie im Staat, und auf den ganzen Gang der Entwickelung des Geistes gehabt haben müssen. Und gehet man zugleich den einzelnen Zweigen menschlicher Bildung und Bestrebung nach, vom Ackerbaue beginnend, durch Gewerbe und Handel hindurch, bis zur Kunst hinauf und zur Wissenschaft, so wird man unbedenklich von jedem einzelnen Zweige behaupten dürfen, daß auch er von den Einwirkungen der Kreuzzüge nicht

unberühret geblieben sei, und es wird nicht schwer werden, Manches in der Geschichte aufzufinden, das als Zeugniß für diese Behauptung dienen kann. Aber auf diese Weise ist, scheinet es, noch keinesweges die Erscheinung selbst erkläret; und besonders möchte man wohl in Beziehung auf ihre Folgen, sobald man dieselben im Einzelnen würdigen will, jeder Behauptung eine andere, eben so gegründete, Behauptung entgegensetzen können, durch welche sie aufgehoben würde. Wir jedoch erlauben uns nur, einige Bemerkungen mitzutheilen.

427. Vor allen Dingen scheinet es nothwendig, bei den Kreuzzügen zu unterscheiden, was sie an sich waren, als einzelne Ereignisse, und was sie geworden sind, als Weltbegebenheiten, im Zusammenhange des Menschenlebens. In der ersten Beziehung scheinet aber wiederum eine Unterscheidung nothwendig. Entweder nämlich kann man sich über die Menschen und die Verhältnisse damaliger Zeit stellen, und das, was geschah, nach Zweck und Mitteln, mit klarem Verstande beurtheilen und würdigen; oder man kann versuchen, sich lebendig in das Leben jener Zeit hinein zu versetzen, um in demselben das Gefühl und die Ansicht zu gewinnen, von welcher die Menschen damals im Ganzen und einzeln bestimmt wurden.

428. Blicket man zuvörderst von der Höhe des Verstandes, kalt und besonnen, in die große Erscheinung hinein: so dränget sich vor Allem die Bemerkung auf, daß die Unternehmungen, wenigstens im Anfange, durch-

aus keine Völkergränzen kannten und in keiner Beziehung abhängig waren von irgend einem Staats-Verbande. Dadurch stellen sie sich dar, als außer allem gesellschaftlichen Zwange, mithin als freie Aeußerungen des Menschengeistes und als das Werk einer unzähligen Menge aus allen Ländern und Zungen, in welcher ein jeder Einzelne durch eigenen Entschluß für Eine und dieselbe Sache bestimmet ward. Dieser Gedanke muß auch den kältesten Verstand treffen; er muß sich beugen vor der unendlichen Kraft, welche die Seelen der Menschen dergestalt durchdrang, daß sie Volk und Vaterland, Weib und Kind, Haus und Besitz, Stand und Gewalt, jede Unterscheidung der Gesellschaft, jedes irdische Gut, jedes Verhältniß und jede Bestrebung aufgaben, oder zurücksetzten, und sich als Menschen einer Vereinigung von Menschen anschlossen, die nur Geistiges wenigstens vorgab und bekannte! In sofern müssen ihm die Kreuzzüge als eine hohe Offenbarung des innersten Wesens der Menschheit in den Menschen erscheinen!

429. Ueber diese Anerkennung hinaus findet sich aber auch kaum irgend Etwas, das gelobet, geachtet und vertheidiget werden könnte: denn von einzelnen bewunderungswürdigen Heldenthaten, von der erhabenen Gesinnung einzelner Männer, von irgend einer Erscheinung, von irgend einem Auftritte kann natürlich hier, wo wir nur das Ganze beachten, die Rede nicht sein. Schon an sich war es höchst unnatürlich, daß Hunderttausende von Menschen sich losrissen von allen gesellschaftlichen Verbindungen, um in Gesellschaft ein Ziel zu erstreben,

das schlechthin nach keinen gesellschaftlichen Grundsätzen erstrebt werden konnte. Sie wollten das heilige Grab, in welchem Der geruhet hatte, von dem das Heil der Welt ausgegangen war; sie wollten die heiligen Oerter, in welchen Der gelebt und gelehret hatte, an dem ihre Seele hing, der allein Licht gebracht hatte in die Nacht dieses verworrenen Lebens, der Gewalt ungläubiger Barbaren entreißen, welche dieselbe entweiheten, besudelten, schändeten. Es würde thöricht sein, zu fragen, ob sie das Recht zu einem solchen Unternehmen gehabt haben. Zwischen ihnen und den Schändern jener heiligen Oerter bestand auch nicht ein Schatten von Recht! Aber schon der Gedanke der Religion, welche die Kreuzfahrer bekannten, einer Religion, die rein geistig war und sein wollte, die eben deßwegen aller Herrschaft mit dem Schwerte fremd sein mußte, und sich mit jeder Eigenthümlichkeit gesellschaftlicher Verhältnisse bei Völkern und Staaten wohl vertrug, ist unvereinbarlich mit dem Gedanken eines solchen Zweckes. Und auch hiervon hinweg gesehen: was lag eigentlich in dem Gedanken der Befreiung des heiligen Grabes? Wollte man dasselbe, wenn man es gewonnen, wieder Preis geben? Unmöglich! Wenn man es aber schützen wollte: woher die Macht? Sollte sie sich immer, wie im Beginn, in den Ländern des Abendlandes freiwillig bilden? Aber welch' ein Gedanke, auf eine solche Macht unter allen Umständen zu rechnen! Oder sollte im Morgenlande selbst ein Staat gegründet werden, um sie zu sichern? Aber welch' ein Staat, der keinen höheren Zweck hatte, als die Bewachung heilig gehaltener Oerter! Und wer sollte ihn bil-

den, diesen Staat, ohne Volksthum und ohne Lebenskraft? Es ist klar: das Mißlingen der ganzen Unternehmung war nothwendig; sie war ihrer Natur nach verkehrt und gegen alle die Grundsätze, durch welche die Verhältnisse des Lebens Halt und Dauer gewinnen. Wenn man daher die ungeheueren Anstrengungen siehet, mit welchen man das luftige Ziel zu erreichen suchte; wenn man das Blut der Millionen erwäget, das in diesen Kämpfen vergossen ward, und die Zerstörung der Länder und Städte, und die Zertrümmerung des Glückes von so vielen Familien und die Zerreißung so vieler heiligen Bande: so kann man nicht umhin, einzugestehen: die Kreuzzüge waren, in religioser Beziehung, die Wirkung eines grassen Aberglaubens und das wahnsinnige Werk einer unglückseligen Schwärmerei; in irdischer Beziehung aber, waren sie abenteuerliche Fahrten, aus Unwissenheit und wilder Kraft hervorgegangen, in Verblendung fortgesetzet, ohne Sinn und ohne Verstand.

430. Versucht man hingegen sich in das Leben jener Zeit hinein zu denken, so wird man Gründe genug finden, welche uns die Kreuzzüge in aller Beziehung begreiflich, und als nothwendig fühlbar machen. In dieser Zeit nämlich, als die Kreuzzüge begannen, waren gewaltige Kräfte, sinnlicher und geistiger Art, aufgeregt. Die ersten, aus gesunder Natur entsprungen, durch frischen Kampf genähret, in Verwegenheit und Gewaltthat groß geworden, hatten einen brennenden Durst nach kühnen Thaten erzeuget; die anderen, im Ringen des Geistes der Menschheit mit der Rohheit der Menschenge-

schlechter hin und wieder zum Bewußtsein gelangt, hatten eine wunderbare Gährung von Ideen veranlaßt und einen seltsamen Kampf in den Köpfen der Menschen. Schneidende Widersprüche hingen an allen Verhältnissen des Lebens, und eine täuschende Dämmerung lag über allem Denken, Handeln und Empfinden. Die Menschen wandelten in diesem Zwielicht einher, und faßten die Gegenstände oft in überraschender Schärfe auf, oft aber war in einiger Entfernung Alles in einander verschwommen. Dieses gilt von dem Höchsten, wie von dem Gemeinsten. Wie groß die Einsicht sein mochte: die Leidenschaft war noch größer. Der erste und nächste Eindruck entschied. Daher stand das Erhabenste oft nahe an dem Niederträchtigsten; der höchste Edelmuth der Seele neben Schandbarkeit und Verbrechen; die schönste Menschlichkeit neben Freveltbat und Grausamkeit; Enthaltsamkeit, Entsagung, Ergebung neben Ueppigkeit, Wollust und unbändigem Trotz. Und wenn etwa das Innerste der Seele von Zeit zu Zeit aufgeregt ward, und der Mensch, hinblickend über sein widerspruchvolles Leben, die Rechnung zog: so konnte es zu festen Entschlüssen für die Zukunft nicht kommen; denn die Verhältnisse drängten, und die Kirche trat dazwischen und that die alte Rechnung ab durch Beichte und Büßung.

431. Aus dieser Verworrenheit gingen die Kreuzzüge hervor und waren das glänzendste Erzeugniß derselben. Man ist gewiß der Wahrheit am Nächsten, wenn man behauptet, daß Anfangs Keiner, vom Papst an bis zum Leibeigenen hinab, eigentlich gewußt habe, was er

wollte, als er sich zur Förderung dieser Züge oder zur Theilnahme an denselben entschloß. Mitten in ein Leben voll von Sünde und voll von Jammer, voll von Unglück und voll von Gewaltthat, voll von Glauben und voll von Ergebung, und aufgegangen in die herrschende Verworrenheit, fiel der Ruf vom Kreuze des Herrn, von der Schändung des Heiligen, von den Leiden der Brüder, und brach allgewaltig in die erschrockenen Seelen der Menschen hinein. Der Mann, der den Ruf erschallen ließ, Peter von Amiens, giebt durch sein Leben, in dessen Abwechselungen er stets gesucht und nie gefunden hatte, wornach seine Seele sich sehnte, und durch das Gemisch von Einsicht und Beschränktheit, von klaren Gedanken und wilden Gefühlen, von Beredsamkeit und Unverstand, das lebendigste Zeugniß über die Zeit. Als aber die Menschen ein Mal in Bewegung gekommen waren, da entstand ein Gedränge, in welchem Einer den Anderen fortschob, während ein Jeder, von dunkelen Ahnungen ergriffen oder von halbverstandenen Ideen bestürmet, die Brust mit großen Gefühlen zu beruhigen strebte, und eine Begeisterung gewann, oder zu gewinnen suchte, in welcher er nicht mehr gewahrte, was hinter ihm lag, oder vor ihm. So handelte man, ohne sich zu entscheiden; man entschied sich, ohne zu denken; man dachte, ohne sich zu besinnen, und sah sich geistig wie sinnlich, in ein Gewühl, in welchem man vorwärts mußte, weil es eben so unmöglich war, stehen zu bleiben, als zurückzukehren. Und warum hätte man nicht vorwärts streben sollen, jenem Ziele zu, auf welches hingewiesen war? Durch Bilder und Reliquien hatte die Kirche die

Andacht zu befeuern, und das Geistige den sinnlichen Menschen auf sinnlichem Wege nahe zu bringen gesucht. Die Einbildungskraft war angeregt. Menschen, die sich erbauet, und mit ihrem Gewissen und mit ihrem Gotte versöhnet fühlten, wenn sie an der Capelle beteten, welche ein Gebein und das Gewand irgend eines Heiligen bewahrte, mußten in dem Lande, wo der Erlöser selbst gewandelt hatte, und wo Alles Reliquie war, eine unendliche Wirkung für Zeit und Ewigkeit erwarten. Wallfahrten nach diesem heiligen Lande waren auch von frühen Zeiten an, häufig unternommen; man hatte, um den religiosen Sinn zu stärken und zu befestigen, zu solchen Fahrten ermuntert und die Pilger, welche dieselben unternahmen, auf alle Weise begünstiget, unterstützet, belohnet. Je schwieriger es aber schien, dahin zu gelangen, je verdienstlicher mithin für den Menschen selbst, der die Schwierigkeit überwand, desto brennender wurde das Verlangen nach einer solchen Seligkeit. Ohnehin hatte dieses Leben an sich keinen Werth, weil man keinen Zweck desselben kannte. Auch die edelsten und weisesten Männer wußten es nicht höher auszubringen, als wenn sie die Bestimmung desselben in ein höheres Leben legten, und es zu einer Vorschule für dieses höhere Leben machten. In dieser Hinsicht kann man die Kreuzzüge nur bezeichnen, als die erhabenste Erscheinung der christlichen Religion in der Pilger-Gestalt der ritterlichen Helden-Zeit.

432. Blicken wir zuvörderst auf den Anfang, so folgte der Papst, selbst ein Mitglied der Gesellschaft sei-

ner Zeit, dem Geiste, der, wie ihm nicht verborgen bleiben konnte, alle Völker der christlichen Welt aufgeregt hatte. Er mußte folgen, wenn er (Urban II.), in seiner besonderen Lage, da der kaiserliche Papst, Clemens der III., ihm gegenüber stand und selbst Rom im Besitze hatte, nicht Würde und Ansehen verlieren wollte. Es ist aber unmöglich, daß er die Sache in der Absicht befördert haben kann, die Gewalt seines Stuhles dadurch zu vermehren oder zu befestigen. Denn, abgesehen von Urban's persönlichen Verhältnissen, konnte ein Papst diese ungeheuere Bewegung viel zu wenig würdigen, und den Gang derselben viel zu wenig voraussehen, als daß er sich hätte entschließen dürfen, auf denselben hin Plane zu stellen und Entwürfe zu berechnen. Vielmehr kann man kühn behaupten, daß der Papst, wenn er auf Berechnungen eingegangen wäre, nothwendig gegen die Kreuzzüge sich hätte erklären müssen. Es mag wahr sein, daß schon Gregor VII. einen Zug nach dem Morgenlande beabsichtiget hat; gewiß aber war dieser Zug in einem ganz anderen Sinne gedacht; und Gregor konnte keine Ahnung haben von der wunderbaren Erscheinung, die zehn Jahre nach seinem Tod eintrat. Des Papstes Theilnahme war sonach das Werk der Umstände. Seine Begeisterung war die Begeisterung der Gläubigen; er war das Organ der Zeit. Was er that, das mußte er thun in seiner Stellung; er mußte es thun, wenn einige Ordnung in das Unternehmen kommen, und irgend ein Zusammenhang Statt finden sollte. Die Gewalt, welche er dabei übte, lag schon längst in seiner Hand, oder ward jetzt in sie gelegt. Die Könige dieser Zeit blieben

von der Begeisterung unberühret, oder doch ausgeschlossen von dem Heile des Kreuzes, weil die Könige der Länder, in welchen die erste Bewegung entstand, ausgeschlossen waren von der Gemeinschaft der Gläubigen. Deßwegen konnte der Gedanke nicht entstehen, auch sie könnten Theil nehmen an einem Werke, das mit den bürgerlichen Verhältnissen Nichts zu thun hatte. — Die Geistlichen waren, nach ihren besonderen Umständen, in der Lage des Papstes und mußten, von demselben Geist ergriffen, fördern und mehren. — Die Ritter, in gleichem Glauben lebend, von demselben Geiste getrieben, sahen vor sich ein neues Feld eröffnet, das zu kühnen Thaten Gelegenheit bot, das durch seine Unermeßlichkeit anlockte, und das Abenteuer jeglicher Art versprach. Und wenn die Gesänge, von der Tafel-Runde, von Cid, und von seinen gewaltigen Heldenthaten für den Heiland und den Glauben schon ihre Seele mit Bewunderung und Sehnsucht erfüllet hatten, so mußte es nun eine Ehrensache für jeden ritterlichen Mann werden, einzutreten in die weite Bahn, die vor ihm lag. — Die Bewohner der Städte, wiederum von demselben Sinne beseelet, mußten nothwendig eine Sache ergreifen, die ihre Herren, oft ihre Dränger, mild machte, bezähmte, entfernte und gewisser Maßen in ihre Hand gab. Der Geist der Freiheit vereinigte sich bei ihnen mit dem Geiste der Religion, wenn sie gleich, nach der Natur der Dinge, verhältnißmäßig in geringerer Zahl auftraten, als die Ritter. Und was endlich die letzte, unglückliche, mißhandelte und zertretene Classe der Gesellschaft, die Bauern, betrifft: so mußte das wunderbare Werk, bei welchem auch sie als Menschen und Christen aner-

kannt und beachtet wurden, ja wohl mit frommem Jubel aus ihren dumpfen Hütten begrüßet werden. Im Uebrigen wirkte die Hungersnoth, die Alle traf, und am Meisten die untersten Classen der Gesellschaft, gleichfalls auf Alle und zumeist auf diese!

433. Der Anfang der Kreuzzüge scheinet, nach diesen Bemerkungen, erklärlich und begreiflich. Die heiligsten menschlichen Gefühle erzeugten den Gedanken; in den religiosen Ansichten der Zeit wuchs derselbe schnell empor; und die Organisation der Gesellschaft, die Stellung der Menschen-Classen zu einander, und der innere Zustand dieser Classen selbst, drängten zu Entschluß und That. Weniger begreiflich aber möchte die Beharrlichkeit scheinen, mit welcher man den Plan auch dann noch verfolgte, als das stete Mißlingen aller Unternehmungen auch den Blödsinnigen von der Unmöglichkeit der Ausführung überzeugen zu müssen schien. Und doch erkläret sich auch diese Erscheinung leicht. Im Kampfe der Einsicht mit dem Glauben, in dem Streben, den Glauben mit den Ereignissen in Uebereinstimmung zu bringen, kam man zu der kindlich-einfältigen und frommen Gewißheit, daß das Mißlingen der heiligen Unternehmungen lediglich eine Gnade Gottes sei, darum den armen sündigen Menschen verliehen, damit immer Mehrere Gelegenheit finden sollten, auf der heiligen Fahrt, unter dem Zeichen des Kreuzes, durch That und Leiden, das Heil ihrer Seele zu berathen für Zeit und Ewigkeit. Sobald man diese Ansicht gewonnen hatte, und wahrhaf-

tig gläubig an derselben festhielt, verschwand eigentlich das Ziel, dem man zustrebte. Im Streben war der Zweck und nicht im Erstrebten; und eben damit hatte das Unternehmen eine unendliche Natur gewonnen. In ihm selbst lag gar kein Grund zum Aufhören, so lange der Glaube dauerte. Dieser Glaube aber gerieth mit der Zeit in Abnahme oder in Vergessenheit, theils weil die Einsicht lebendiger und kräftiger wurde, theils weil sich nach und nach zu viele irdische Bestrebungen in das heilige Werk eindrängten, hinter welchen das geistige Heil, das man suchte, immer mehr verschwand, theils endlich, weil man die Richtung verlor, als auch Kreuzfahrten gegen Ketzer und Ungläubige in Europa selbst, und zu gleichem Gewinne, verkündiget wurden. Da war das Aufhören der Kreuzzüge nothwendig, wenn auch eigentlich niemals eine Beendigung derselben eintreten konnte.

424. Was endlich die Bedeutung der Kreuzzüge für die Entwickelung des Geistes der Menschheit, für Freiheit, Recht und jegliche menschliche Bildung, betrifft: so scheinet dieselbe, nach der Darstellung, die wir von dem Gange und von dem Zustande des Lebens zu geben versucht haben, unverkennbar. Wer sich diesen Zustand des Lebens recht lebendig vor die Seele stellet, und sich, im vollen Gefühle der sittlichen Zerrüttung, der religiosen Verirrung, der geistigen Verworrenheit, der Knechtschaft, der Gewaltthätigkeit, des Unglückes und des Jammers, die Frage vorlegt, wie, unter solchen Umständen, Freiheit und Licht,

Wahrheit und Gerechtigkeit etwa zu gewinnen sein mochten: Der wird kaum umhin können, eine große und allgemeine Erschütterung des ganzen, geistigen und sinnlichen Lebens für nothwendig zu halten. Aber wie sollte es zu einer solchen Erschütterung kommen? Blicken wir zuerst auf das Innere der Staaten, in welchen die Bildung am Höchsten stand: so hatte das Feudal-Wesen sich nunmehr vollkommen ausgebildet, und die schrecklichen Folgen alle, die in demselben lagen, hatten sich schauderhaft entwickelt. Eine bürgerliche Gemeinschaft war nirgends zu finden; nirgends eine wahre Gesellschaft, in welcher nur der Geist gedeihet, nirgends eine feste gesetzliche Ordnung, in welcher allein die Freiheit bestehet, nirgends eine kräftige Gewalt, die das Gesetz geltend machen, vertreten oder den Mangel desselben ersetzen kann, und eben darum nirgends eine wahrhaftig menschliche Bildung. Ein unseliger, alles Schöne und Große hemmender Druck lag auf allen Classen der Menschen, aber die ganze Last desselben hatte zuletzt die unterste Classe zu tragen. Alles stand vereinzelt und feindselig neben einander und gegen einander, und was die Religion etwa verband, das trieb das Schwert aus einander. Vor der Willkühr der Throne, gegen welche geistliche und weltliche Barone mit allen Waffen gekämpfet hatten, war man sicher; aber diese Barone hatten diese Willkühr der Throne, die wenigstens Ordnung und Ruhe zu schaffen, und dadurch Geist und Bildung zu pflegen und zu fördern vermag, an sich gerissen, und in ihrer Hand hatte dieselbe nur

zu Unruhen, Fehden, Verwirrungen und Mißhandlungen geführet. Und wo war gegen sie Rath und Hülfe zu finden? Wohl hatte sich der Geist gerühret, und in den Städten waren Ansprüche entstanden, auf den Geist gestützet; aber je schneller diese Ansprüche emporwuchsen, desto grimmiger würde man sich entgegen gestellt haben, und ein Kampf würde entstanden sein ohne Ende. Der Ursprung der Stände liegt ja in diesem Verhältnisse; und die Absonderung des Adels, an die geharnischte Ritterschaft gelehnet, ohne gesetzliche Bestimmung, kann es fühlbar machen, was geschehen sein würde, wenn Alles im alten Gange geblieben wäre.

435. Blicken wir ferner auf die Stellung der Staaten zu einander: so ist allerdings nicht zu leugnen, die Staaten hatten solche Gränzen gewonnen oder hatten doch den Grund zur Gewinnung solcher Gränzen gelegt, innerhalb deren, gesetzliche Freiheit vorausgesetzt, eine volksthümliche, das heißt, kräftige und menschheitliche Bildung möglich zu sein schien. Aber zu einer wahren volksthümlichen Gestaltung fehlte es an jeglichem Mittel. Die Staaten standen einzeln neben einander, um einander unbekümmert. Nur der Krieg trieb die Nachbaren zuweilen gegen einander, aber die Wirkung des Krieges ging nicht über Diejenigen hinaus, die ihn führten. An eine gesellschaftliche Verbindung der Staaten, an eine kräftige Reibung der werdenden Völker war nicht zu denken. Die Kirche wölbte sich allerdings über die Länder Eu-

ropa's hinweg, und innerhalb dieser Wölbung sollten alle Völker und Staaten in einer großen Gemeinschaft stehen; aber selbst diese Verbindung, so heilsam sie in anderer Beziehung sein mochte, war der volksthümlichen Gestaltung mehr nachtheilig als förderlich, weil sie durch die lateinische Sprache die Ausbildung der eigenthümlichen Sprachen aufhielt und durch die Verschwemmung des Glaubens die Schärfe aller Gränzen und aller Gestalten hinderte.

436. Wenn wir endlich unser Auge auf diese Kirche selbst richten: kann sie etwa mit Freude oder Hoffnung erfüllen? Gewiß hatte sie der Freiheit und dem Geist einen großen Dienst geleistet. In ihr hatte sich vor der rohen Gewalt eine schützende Zuflucht eröffnet. Durch sie war Europa vor der Willkühr roher Eroberer, vor welcher keine Bildung aufgekommen sein würde, sicher gestellt. Durch sie war die heilige Flamme der Humanität und der Gelehrsamkeit genähret, als alles Edle und Gute aus dem Leben verschwinden zu müssen schien. Damit aber war ihre Aufgabe gegen die weltliche Macht erreicht. Sie hatte eine Herrschaft über die Geister und Gewissen gewonnen, und dieselbe zu einer Höhe emporgetrieben, von welcher herab dieselbe mit einer größeren Gefahr drohete, als die Gefahr gewesen, vor welcher die europäische Menschheit durch sie gerettet war. Vor dieser Gefahr mußte gleichfalls eine neue Sicherheit eintreten. Und wo war diese Sicherheit zu finden? Keinesweges in der Wiederkehr der alten Gewalt des Schwertes, die von

der Kirche bezwungen war, sondern lediglich in der Macht der Gesetze, welche den Völkern die Freiheit verschaffen konnten, die ihnen nothwendig ist für die Ausbildung ihrer Eigenthümlichkeiten, und den Thronen die Gewalt und die Würde, die ihnen gebühret zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Ausführung der Gesetze; lediglich in der Gestaltung wahrer nationaler und gesetzlicher Erb-Monarchien, welche die Entwickelung der Menschheit nunmehr forderte und verlangte. (I, 39.)

437. Auf eine wunderbare Weise erzeugten die Kreuzzüge diese Erschütterung, die unter den gegebenen Umständen Bedürfniß der Menschheit war, oder vielmehr, sie selbst waren diese Erschütterung. Durch dieselben wurden die Menschen aus den verworrenen Kreisen herausgerissen, in welchen sie sich leidenschaftlich und ohne Besinnung umher getrieben, in welchen sie sich dergestalt verirret hatten, daß sie nicht wußten, wo Morgen und wo Abend. Durch dieselben wurde den Seelen ein anderes Ziel und den Bestrebungen eine andere Richtung angewiesen. Durch dieselben wurden viele gährende und brausende Kräfte abgelenket. Durch sie wurden auch die Ketten hin und wieder gesprenget, die den Menschen von dem Menschen trennten und die überhaupt hemmend am Leben hingen. Alle Classen der Gesellschaft wurden aufgerufen zu dem heiligen Zuge. Damit war der Gedanke der Freiheit ausgesprochen, wenigstens erwecket; und unter der Fahne des Erlösers erschienen Alle als Gleiche, als Sünder,

als Theilnehmer an Einem Heil, als Menschen. Aus allen Völkern, ohne Unterschied, wurden die Krieger Christi versammelt auf Einem Kampfplatze. Verbunden auf mannigfaltige Weise wurden die Eigenthümlichkeiten gegen einander gestellt, und neben einander und an einander versucht. So wurden sie an einander abgerieben; jedem Volksgenossen wurde die Eigenthümlichkeit seiner Nation in ihrer wahren Gestalt vor die Augen gestellt, und er fast gezwungen, mitzuwirken zu ihrer Ausbildung. Zugleich aber waren stete Unterhandlungen zwischen den verschiedenen Völkern nothwendig, und ein gesellschaftliches Band, das nicht mehr von der Hand des mächtigen Priesters gehalten wurde, sondern an ihrem eigenen gegenseitigen Bedürfnisse festhing, umschlang sie in demselben Verhältniß, in welchem sie sich gegen einander ausbildeten. Endlich erweckte der Anblick so ganz verschiedener Länder, der Anblick so mannigfaltiger Sitten und Bräuche, in religioser Beziehung nicht minder, als in Hinsicht auf jede andere menschliche Regung, vom gemeinsten Getreibe des alltäglichen Lebens bis zur schönen Kunst hinauf und zur ernsten Wissenschaft, eine Masse von Ideen, die desto gewaltiger wirkten, je mannigfaltiger die Bedürfnisse waren, welche die Kreuzzüge erzeugten, und je eingeengter, beschränkter, gedämpfter, gelähmter den Menschen das Leben im Vaterland erscheinen mußte, wenn sie in die Heimath zurück kehrten, und den alten Jammer wieder fanden. Und diese Aufregung des Geistes, diese Fortstoßung des Gedankens, diese Masse von Kenntnissen und Ideen waren eigent-

lich das große Resultat, welches die Kreuzzüge gewährten, und welches dann mehr oder minder, nach Verhältnissen, Umständen und Bedürfnissen geltend gemacht wurde, wie im Staate, so in der Kirche, wie in der Wissenschaft, so in den Gewerben. Ob dieses Resultat zu theuer erkauft sei, wird Niemand fragen, der aus der Betrachtung und Erwägung der Lage der Welt und aller Verhältnisse die Ueberzeugung gewonnen hat, es sei nicht zu erhalten gewesen für einen geringeren Preis.

Zweites Capitel.

Veranlassung und Anfang der Kreuzzüge.

438. Konstantin der Große und seine fromme Mutter, Helena, hatten die heiligen Oerter zu Jerusalem von dem Schmutze gereiniget, in welchem sie, unter dem herrschenden Heidenthume, verborgen gewesen, und, angemessen der begeisterten Frömmigkeit, die sie hatten oder vorgaben, hatten sie dieselben mit kaiserlicher Pracht verzieret, geschmücket, verherrlichet. Seitdem war Jerusalem eine schöne Stadt geworden, reich an Leben und Verkehr, vielbesuchet von begeisterten Pilgern wie von gewinnsüchtigen Kaufleuten, wiewohl auch die Uebel bis zu ihr hinwirkten, an welchen das ganze Byzantinische Reich zu leiden hatte. Nach dem Verlaufe von drei hundert Jahren aber gerieth die heilige Stadt in die Gewalt der Moslemen (J. 637)

und die herrschende Religion, obwohl mit Schonung behandelt, mußte vor dem Islam zurück weichen. Größer wurde die Bedrängniß der Christen, die im Morgenlande lebten, oder nach dem heiligen Grabe wallfahrteten, als das Haus der Ommajahden gestürzet, und das Chalifat in die Hände der Abbasiden gekommen war (J. 750), wenn gleich Handel und Verkehr zur Begünstigung der fernher ziehenden Pilger trieb. Noch größer wurde sie, als das Chalifat im neunten Jahrhundert in Verfall gerieth; als im zehnten das neue Chalifat der Fatimiden in Aegypten sich über Syrien ausdehnte (J. 970); und besonders, als im Anfange des eilften Jahrhundertes der wilde, schwärmerische, von seinem abbasidischen Gegner, dem Chalifen in Bagdad, bis zur Wuth gereizte Chalif, Hakem, einen wahnsinnigen Gedanken fanatischer Schiiten ergriff, sich als Gott verehret wissen wollte, und im rasenden Zorn über christliche Wunder (J. 1010) Kirchen und Synagogen zerstörte, das Pilgerthum, das eben damals, weil seit des Erlösers Tode tausend Jahre vollendet wurden, stärker und glänzender als je zuvor ward, hemmte und durch seine Grausamkeit Alles erschreckte. Indeß auch dieser Sturm, der übrigens im Abendlande nicht unbeachtet geblieben war, ging vorüber. Die griechischen Kaiser erhielten die Erlaubniß, die Kirche der Auferstehung wieder aufzubauen, und noch einmal kehrte der alte Gang der Dinge wieder.

439. Im Ablaufe des eilften Jahrhundertes aber gerieth das Chalifat der Fatimiden in eine schauder-

hafte Verwirrung. Ein Vezier, der hier auf derselben Leiter empor stieg, auf welcher hundert Jahre früher in Bagdad der Emir al Omrah zur höchsten Gewalt gekommen war, konnte wohl den Chalifen selbst entwürdigen, und in Noth und Elend bringen, aber die Ordnung und Ruhe vermochte er nicht herzustellen. Inzwischen erhob sich die Macht der Türken und ihr Sultan gewann die Herrschaft über alle Länder, welche das Chalifat von Bagdad ausmachten. Als der Sultan Malek-Schah seinen Vetter Suleiman nach Klein-Asien sandte; als dieser das Land bis zu der Küste verwüstete, so daß Alexius Komnenus von den Mauern seiner Hauptstadt die Verheerung sehen konnte, und dann seinen Sitz in Nicäa nahm (J. 1073): zu derselbigen Zeit, als eben Gregor VII. den heiligen Stuhl bestieg, eroberte Malek-Schah's Bruder Thutusch, nach einer Reihe großer Verwirrungen, die ganze syrische Küste bis zu der Gränze Aegyptens hinab, und übergab dann (J. 1086) einem seiner Feldherren, Orthok, die heilige Stadt Jerusalem zur Belohnung für geleistete Dienste. Von diesem Augenblick an war die Stadt mit Gräuel und Jammer erfüllt. Die wilden Türken, übermüthig durch ihr Glück und ihre Siege, gierig durch die Gewohnheit der Beute, und durch den Anblick der herrlichen Pracht einer fremden Religion fanatisch, frevelten grausam gegen Menschen und Dinge, kein Gefühl schonend, keine Menschlichkeit achtend. Sie schändeten die Heiligthümer, mißhandelten die Christen, sie mochten heimisch seyn in der heiligen Stadt oder aus weiter

Ferne zu ihr hergepilgert, und ließen keine Entweihung und keinen Frevel unversucht. Sie wurden bei diesen Abscheulichkeiten keinesweges von einem besonderen Hasse gegen die Religion getrieben, sondern ihr Verfahren ging aus ihrer Rohheit hervor; und wie die Horden, welche Jerusalem besetzt hatten, in dieser heiligen Stadt, so frevelten andere, in anderen Orten, z. B. in Damascus, gegen alle Ueberbleibsel des Alterthumes.

440. Dem Abendlande blieben diese Gräßlichkeiten nicht unbekannt. Die zurückkehrenden Pilger verbreiteten sie in den Ländern christliches Glaubens, und die bedrängten Griechen schrieen um Hülfe. Die ungeheuere Zerrüttung in den Ländern Europa's ließ es freilich nicht zu Entschluß und That kommen; die Herzen der Menschen jedoch wurden mehr als jemals dem Morgenlande zugewandt, wurden mit Erbarmen, Jammer und Ingrimm erfüllt, und der Gedanke einer Heerfahrt nach diesem Lande blieb keinem freien Manne fremd. Als aber der Gräuel zwanzig Jahre gedauert hatte und der Jammer in Europa immer größer geworden war, machte Peter von Amiens (J. 1093 bis 1094) eine Pilger-Reise nach dem Lande des Heiles, des Unglückes und der Entweihung. Die Ideen dieses Mannes waren verworren; sein Leben war ohne Halt; aber seine Seele war hoch gespannt durch religiose Gefühle und seine Brust brannte vor Sehnsucht und Verlangen. Bei dem Anblicke der Schändung und der Leiden der heiligen Stadt faßte er den Ge-

danken, die Gläubigen des Abendlandes aufzurufen zur Rettung und zur Rache. Durch eine Erscheinung des Heilandes in seinem frommen Entschlusse bestärket; von dem Patriarchen Simeon, dem jede Hoffnung, dem jede Theilnahme willkommen sein mußte, ermuntert und unterstützet; vom Papst Urban II., vorsichtig in einer höchst ungewissen Lage, nicht zurückgewiesen, durchzog dann Peter Stadt und Land und predigte Rettung und Rache. Und sein Ruf durchdrang die Seelen der Menschen weit und breit, und seine Begeisterung wuchs mit dem Erfolge seiner Predigt. Unstreitig würde es unrichtig sein, wenn man behauptete, Peter's Predigten hätten die große Bewegung, die nun, besonders in Frankreich und Lothringen, bald auch in Italien und in Teutschland, und dann weiter und weiter entstand, erzeuget; aber noch unrichtiger wäre es, wenn man nicht eingestehen wollte, daß er die Veranlassung zur That gegeben, daß er den Funken in den zündbaren Stoff geworfen habe. Als die mächtigen Ritter und Herren das Kreuz genommen hatten, da verschwand vor dem Klang ihrer Waffen das Wort des frommen Mannes, und sie mochten es nicht gern anerkennen, daß sie durch den armen Einsiedler für den Heiland in Harnisch und Helm gebracht seien. Das gemeine Volk hingegen, daß den feudalistischen Stolz wohl fühlte, aber nicht theilte, hielt sich an Petern; und die Griechen, die außer den Vorurtheilen der Abendländer lebten, und deßwegen das Wesen der Sache reiner erfassen konnten,

sahen auch ihn nur an als den Urheber so großer Dinge.

441. Auf der Kirchen-Versammlung, die Urban II. (im März 1095) zu Piacenza hielt, erkannte der Papst die Bewegung der Zeit; und je höher er sich durch dieselbe, sowohl gegen seine bisherigen Feinde, als vor den Gesandten des byzantinischen Kaisers gehoben fühlte, desto weniger durfte er sie zu stillen versuchen. Die neue Versammlung zu Clermont (im Herbste desselben Jahres) war eine natürliche Folge dieser Erkenntniß. Die Rede, mit welcher der heilige Vater, in der ganzen Fülle päpstlicher Würde und Größe, hier auf offenem Felde zu der großen und glänzenden Versammlung sprach, war allerdings, soweit wir sie kennen, kein Meisterstück der Beredsamkeit; aber sie war angemessen der Bildung einer solchen gemischten Versammlung; sie war angemessen dem Glauben der Zeit, der päpstlichen Hoheit und der Stimmung der Gemüther. Immerhin mögen die Geschichtschreiber zu frommen Zwecken Einiges oder Alles übertrieben haben: die Erschütterung mußte groß und allgemein sein. Und wenn der Ausruf: Gott will es! auch mehr ein Ausbruch längstgenährter Gefühle, als eine Wirkung der päpstlichen Rede war: so galt er doch als Antwort auf den Aufruf des heiligen Vaters. Sobald der ehrwürdige Adamar von Puy das Beispiel gegeben hatte, empfing eine große Zahl von Männern, geistliches und weltliches Standes, das Kreuz. Und bald hallte der Ruf: Gott

will es! weit und breit durch die Länder der Erde; und überall wurden die theuersten Verhältnisse aufgelöset oder vergessen; und überall sah man das rothe Kreuz auf der Schulter der Gläubigen. Der Papst aber traf einige verständige Anordnungen, welche, durch den Zustand der Zeit und die Lage der großen Angelegenheit selbst nothwendig geworden, eben so sehr zur Beförderung der heiligen Heerfahrt beitragen mußten, als zur Sicherung der Kirche und ihrer Güter und zur Befestigung der päpstlichen Macht. Da er selbst dem Zuge nicht beiwohnen wollte und konnte, so bestellte er den Bischof, der zuerst um seinen Segen zu dem frommen Werke gebeten hatte, zu seinem Legaten!

442. Unter den Männern, welche, aus ihrem verworrenen Leben fromm oder reuig heraustretend, das Kreuz empfingen, waren Folgende die ersten und bedeutendsten. Graf Raimund von St. Aegidius und Toulouse, durch Reichthum und Macht der gewaltigste Fürst im südlichen Frankreich, und ehrwürdig durch Alter und Weisheit; Graf Roger von Foix, der alte Händel um weltliches Gut gern mit seinen Nachbaren ausglich, um dem Herrn zu dienen; der Bruder des Königes Philipp's I. von Frankreich, Graf Hugo von Vermandois, ein stolzer, trotziger und prachtliebender Prinz, der die Eitelkeit unter dem Zeichen des Heilandes nicht vergessen konnte; Graf Robert von Flandern, der schon als Pilger die Entweihung des heiligen Landes mit eigenen Augen gesehen hatte, und

durch kühne Tapferkeit ausgezeichnet war; Graf Robert von der Normandie, Wilhelm's des Eroberers Sohn, der durch seinen Leichtsinn und seine Verwegenheit auch wohl zur Theilnahme an einer anderen großen Unternehmung getrieben sein würde, die weniger heilig und fromm gewesen wäre; endlich die drei Söhne des Grafen Eustachius von Boulogne, unter welchen Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen, durch seine Frömmigkeit, Rechtlichkeit, Tapferkeit und ritterliche Ehre, mit welcher er allen Kreuzbrüdern vorleuchtete, so wie durch seine Bestimmung im heiligen Werke, sich auszeichnete. Neben diesen Fürsten müssen Boemund von Tarent und Tancred von Brindisium genannt werden, obwohl sie sich erst zu der heiligen Fahrt entschlossen, als sie die wirkliche Ausführung des großen Gedankens erkannt hatten. Beide waren Nordmannisches Stammes; Boemund, Robert Guiscard's Sohn, ein so schlauer Mann, als kühner Krieger; Tancred, Boemund's Neffe, gab das Bild eines jugendlichen Helden, der mit allen Eigenschaften schöner Ritterlichkeit geschmückt war, und durch seine hohe Begeisterung überall Begeisterung erregt hat, wie bei seinen Zeitgenossen, so bei der Nachwelt. Ihr Beitritt war übrigens für die Sache selbst nicht eben förderlich, da sie, in ihrer feindlichen Stellung zum griechischen Reich, am Hofe zu Constantinopel Verdacht erregten und erregen mußten.

443. Das glänzende Beispiel so vieler und so großer Herren wirkte unabsehbar. Die Geistlichen ver-

stärkten den Eindruck durch Predigten im Geiste jener Rede, durch welche der Papst zu Clermont entschieden hatte. Die Rüstung fand Statt, ohne Beachtung irgend eines weltlichen Interesses, mitten unter Zeichen und Wundern, die von der aufgeregten Einbildungskraft erzeuget werden mochten, die aber auch auf diese Einbildungskraft zurückwirkten, und viele Menschen in einen wahrhaft krampfhaften Zustand versetzten. In diesem Zustande konnten sie sich nicht auf dem Wege des Verstandes halten; sie konnten es nicht abwarten, bis die Rüstung der Herren vollendet war. Und wozu auch solche Vorsicht? Gab man nicht Alles auf für die Sache des Allmächtigen? und zog man nicht einher unter der Fahne seines Sohnes? Was hatte man zu fürchten? Der Aufbruch großer Schaaren aus allerlei Volk unter Peter's des Einsiedlers abenteuerlicher Führung (im Frühling 1096); die Eile, in welcher die beiden Walther, von Pexejo und ohne Habe, mit ihren Haufen dem priesterlichen Feldherrn, dem das Predigen Bedürfniß war, vorausstürmten; die verderblichen Streitigkeiten, in welche diese zügellosen Menschen mit den Fürsten und Bewohnern aller Länder, die sie durchzogen, Ungerns zumal und Bulgariens, geriethen, der traurige Aufzug, in welchem diese Haufen, ausgehungert, zerlumpet, verwildert und doch noch begeistert, vor Constantinopel erschienen, den Griechen zum Erstaunen und Mitleid; ihr Uebergang nach Asien und ihre Vernichtung, welcher jedoch Peter entging, bei Helenopolis durch die Truppen des Sultans von Niconium oder Nicäa, David Kilidsch-

Arslen, der Suleiman's Nachfolger war und unabhängig herrschte: Alles dieses war in seinem Ursprung eben so natürlich, als in seiner Entwickelung. Eben so natürlich waren, bei der Stimmung der Gemüther und nach solchen Vorgängen, die Entstehung und das Schicksal des Haufens, mit welchem Gottschalk in Ungern zu Grunde ging. Und nicht minder natürlich war in solcher aufgeregten Zeit die Erscheinung des so großen, als unglückseligen Schwarmes loses und armes Volkes, mit welchem sich der wilde Rheingraf Emico verband, mit allen seinen ungeheueren Verirrungen, welche unter das Maß des Verstandes nicht fallen, mit allen seinen abscheulichen Grausamkeiten gegen die armen Juden in den Gegenden des Rheines, welche die menschliche Seele mit Angst und Jammer erfüllen, so wie mit seinem gräßlichen, aber wohlverdienten Untergange.

Drittes Capitel.

Der erste Kreuzzug.

444. Sieht man von dem ungeheueren Unglücke hinweg, das durch diese wilden Fahrten roher Schwärmerei über Hunderttausende von Menschen jegliches Alters und jedes Geschlechtes gebracht wurde: so war es von der einen Seite für die Sache selbst gewiß vortheilhaft, daß die geordneten Züge wohlgerüsteter Heere von diesen, alle Zucht verkennenden, alle Ord-

nung hassenden, im blinden Glauben bethört hineilen- den Schwärmen befreiet wurden. Es ist kaum einzu- sehen, was aus diesen Zügen geworden sein sollte, wenn sich jene Massen ihnen angehängt hätten. Von der anderen Seite aber mußte auch das Vorauseilen dieser Schaaren, ihr Verfahren und ihr Schicksal, die geordnete Unternehmung der Fürsten und Herren in vieler Beziehung erschweren. In allen Ländern, durch welche man den Weg nahm, waren die Menschen durch jene zügellosen Horden in Angst und Schrecken gesetzt. Mit Furcht und Erbitterung in der Seele sah man die neuen Heere heran ziehen. Vielen mochte das heilige Werk ein Abscheu geworden sein. In Con- stantinopel aber hatte das traurige, verwilderte und zerlumpte Volk auf die feinen und dünkelvollen Grie- chen einen so häßlichen Eindruck gemacht, daß sie mit dem Namen Franken, wie sie die Kreuzfahrer im All- gemeinen zu nennen pflegten, den Begriff der Roh- heit, der Unwissenheit, der Gierigkeit und Gefräßig- keit verbinden, und daß sie eben deßwegen glauben mochten, sie seien denselben, wie in Ansehung der Bildung, so in Ansehung des Geistes weit überlegen, und es würde nicht schwer sein, sie zu überlisten. Endlich mag selbst Manchem im Heere des Kreuzes das Herz etwas gesunken sein, als er die traurige Nachricht von dem Ausgange so vieler Menschen er- fuhr, die sich dem Herrn geweihet, und, wie er selbst, das Kreuz getragen hatten.

445. Wohl gerüstet, von kriegskundigen Fürsten

geführet, brachen mächtige Heere (im August 1096) auf und zogen auf verschiedenen Wegen, durch Teutschland, Ungern und Bulgarien, durch Dalmatien, durch Italien, meistens im Einverständnisse mit den Herren der Länder, einher, um sich bei Constantinopel zu vereinigen und alsdann mit der gesammten Macht gegen die Ungläubigen in Asien vorzudringen. Nicht ohne große Schwierigkeit und nicht ohne Verlust gelangten sie nach und nach bis zur Gränze des griechischen Reiches. Von diesem Augenblick an geriethen sie in Zwiste mit dem Hof in Constantinopel, die eben so unvermeidlich als unglückselig waren für die Griechen und verderblich für das Heer des Kreuzes. Allerdings mochte der Kaiser Alexius Hülfe gegen die furchtbaren Türken zu erhalten gewünschet haben: diese großen Leiber der nördlichen Länder, in unzählbarer Menge und seltsamer Rüstung, furchtbar durch ihren Anblick, furchtbarer durch den Trotz, den man in ihnen gewahrte, und durch die Vorstellung, die man von ihrer Rohheit immer gehabt und von Neuem gewonnen hatte, mußten, wie sie für den Augenblick manche Bedrängniß veranlaßten, so für die Zukunft nothwendig Besorgnisse einflößen. Es war schwer zu glauben, daß so ungeheuere Heere, in deren Mitte man alte Feinde sah, Boemund nämlich und Tancred, die Entwürfe gegen das griechische Reich geerbt, die selbst Feindseligkeiten gegen dasselbe ausgeübt, und die sogar jetzt sich dieser Feindseligkeiten nicht enhalten hatten, lediglich für die Sache des Heilandes ausgezogen sein sollten. Wenn aber auch vorausgesetzet wurde,

daß die Kreuzbrüder keine feindliche Absicht gegen Constantinopel hegten: so wurde ja doch in Constantinopel das Land, das sie von den Ungläubigen befreien wollten, als ein Theil des byzantinischen Reiches angesehen, und es war sehr natürlich, daß man sich diesen Theil nicht gern entreißen lassen wollte. Aus dieser Verlegenheit hoffte Kaiser Alexius, unbekannt mit der Geschichte und dem Zustande des Abendlandes und mit dem heillosen Verhältnisse zwischen dem Lehnherrn und den Vasallen, hinaus zu kommen, wenn er die Fürsten im Kreuzheere dahin brächte, daß sie ihm den Vasallen-Eid leisteten; und deßwegen suchte er sie durch Ueberredung, durch Ueberlistung, durch Bestechung und auch wohl, wenn er, wie bei dem Grafen Hugo, Gelegenheit fand, durch Gewalt zu diesem Eide zu bewegen. Die Kreuzfahrer fühlten ihrer Seits die Ueberlegenheit ihrer Macht, und nahmen keinen Anstand, von derselben oft einen solchen Gebrauch zu machen, daß die bitterste Feindschaft auch dann noch in den bedrängten Griechen zurück bleiben mußte, als sie sich endlich, nach einer langen Reihe unseliger, arglistiger und blutiger Händel, scheinbar freundlich mit ihnen ausgeglichen hatten. Ohne die weise Mäßigung des frommen Gottfried's würde es zu dieser Ausgleichung schwerlich gekommen sein. Durch ihn geleitet, leisteten die Kreuzbrüder den verlangten Eid und erkauften damit des Kaisers Unterstützung. Boemund wurde gewonnen durch große Geschenke.

446. Schon vor Nicäa zeigte sich, sowohl wie

wenig ein Heer von — angeblich — sechs Mal hundert tausend bewaffneten Männern geeignet war, die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung zu überwinden, als auch, was man an der Freundschaft der Griechen auf die Dauer gewonnen hatte. Nach einer mühseligen Belagerung, die großen Verlust verursachte und keinen Gewinn gab, wurde die Stadt durch die Griechen von den Türken erhandelt (Juni 1097), und die Häupter des Kreuzheeres, das solche Künste nicht kannte, wurden durch Geschenke zum Schweigen gebracht. Schon vor den Ränken, denen man bei Constantinopel nach schwierigen Fahrten begegnet war, hatte die fromme Begeisterung manches Mannes etwas weichen müssen. Vor diesen neuen Ränken wich sie noch mehr zurück. Auf dem äußerst mühseligen Zuge durch Klein-Asien aber, zuerst von unzählbaren Schaaren leichter türkischer Reiterei begleitet, verfolget, genecket, bis die Schlacht bei Dorpläum endlich Ruhe verschaffte, dann gequälet von Hitze, Durst und Mangel, traten die Leidenschaften immer mehr hervor. Es kam unter den Kriegern Christi selbst zu bitteren Streitigkeiten, zu Blut, Verrath und anderen Gräueln. Durch diese Zwiste wurde Graf Balduin, Gottfried's Bruder, der an ihnen einen häßlichen Antheil hatte, bewogen, das Heer mit einigen hundert Rittern, bei denen wie bei ihm das Irdische das Uebergewicht über das Himmlische erhalten haben mochte, zu verlassen, um am Euphrat, wo sich ihm eine schöne Gelegenheit darbot, ein Fürstenthum an sich zu bringen. So wenig man aber auch Ursache hat, sich über die Verhältnisse zu

freuen, denen Balduin auswich, so leidet es doch keinen Zweifel, daß die Gründung einer Herrschaft in Edessa für das große Unternehmen der Kreuzbrüder höchstwichtig war. In blinder Leidenschaft geschah, was, wie sich schon bei der Belagerung von Antiochien zeigte, die besonnenste Ueberlegung billigen mußte. Indeß regte er durch sein Glück in anderen Fürsten, die nun gesehen hatten, daß die heiligen Waffen auch zu irdischem Gewinne benutzet werden mochten, neue Begierden auf. Besonders glaubte Boemund, der es vom Anfang an etwas zweifelhaft gelassen, was ihn eigentlich unter das Kreuz getrieben hatte, er sei in Gefahr, zu kurz zu kommen, und verfolgte besondere Zwecke.

447. Die Belagerung von Antiochien ist unstreitig sehr merkwürdig, und ihre Betrachtung wirket tief auf die menschlichen Gefühle, weil sie in so gewaltigen Zügen den Kampf des Edelsten im Menschen mit dem Gemeinsten zeiget, die furchtbare Gewalt der Sinnlichkeit und die unendliche Kraft des Willens. In der Beschreibung derselben bei abendländischen Schriftstellern mag Einiges übertrieben sein, weil sie die Herrlichkeit des Herrn und die Größe seiner Wunder im vollsten Glanze zu zeigen strebten; im Wesentlichen aber ist an den Vorgängen nicht zu zweifeln. Neun Monate dauerte die Belagerung (October 1097 — Junius 1098). Das Heer, bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen, erschöpfet, ermattet durch lange Entbehrungen, begann diese Belagerung mit eitelen Hoff-

nungen, und, von dem Reichthume der schönen Gegend verblendet, mit Genüssen, die bald in Wollust, Ueppigkeit und wilde Schwelgerei ausarteten; es setzte dieselbe fort, in Nässe und Kälte, bei dem Mangel an allem Nothwendigen, in unerhörtem Jammer; und wenn unter diesen Umständen Manchen der Muth entfiel, wenn auch Manche entflohen oder zu entfliehen suchten in das liebe Land der Väter: so wurde doch im Allgemeinen auch das Härteste mit Ergebung ertragen, und unter bewunderungswürdigen Thaten hielt man fest an dem Angefangenen. Aber auch selbst unter solchen Leiden vergaß Boemund seine Entwürfe nicht; und der Fürst von Mosul, Kerboga, der sich von der Hoffnung, Edessa erobern zu können, bethören ließ, gab ihm Zeit und Gelegenheit, dieselben zur Ausführung zu bringen. Durch seine List wurde die Stadt allerdings in die Gewalt des christlichen Heeres gebracht; aber erst mußte ihm der Besitz der Stadt versprochen werden, ehe er sich entschloß, die Verrätherei des Renegaten Pyrrhus für die gemeine Sache zu benutzen. Die Stadt kam unter schauderhaften Gräueln in die Hand der Kreuzbrüder. Aber die Unthaten wurden schnell und hart gebüßet. Kerboga kam mit seinem unermeßlichen Heer endlich, obwohl zur Rettung der Stadt zu spät, heran, und die Belagerer wurden sogleich die Belagerten. Eine furchtbare Hungersnoth entstand. Da es indeß kaum glaublich ist, daß die Kreuzbrüder, nach der Erfahrung, die sie so eben gemacht hatten, und bei der Angst, welche in ihnen durch die Nachricht von der Annäherung

Kerboga's erregt war, nicht höchst vorsichtig und haushälterisch mit den Lebensmitteln umgegangen sein sollten; und da die Belagerung, die sie zu bestehen hatten, kaum einen Monat dauerte: so möchte man fast der Vermuthung geneigter werden, daß die ungeheuere Noth, welcher selbst Ritter und Fürsten durch die Flucht zu entkommen suchten, mehr in der, wahrhaftig gerechten, Besorgniß vor der Zukunft, bei einer längeren Dauer der Belagerung, als im wirklichen Mangel bestanden habe. Begreiflich wenigstens wäre es wohl, und verzeihlich zugleich, wenn sowohl die Flüchtlinge, als Diejenigen, welche ausharreten, die Lage des Heeres über die Wahrheit hinaus schrecklich gemacht hätten. Wenn aber auch die Rettung aus der Noth, in welcher man sich befand oder in welche man zu gerathen fürchtete, bei der großen Uneinigkeit im Heere der Muselmänner natürlich genug gewesen sein mag: so leidet doch das keinen Zweifel, daß es ohne die aufgefundene heilige Lanze den Kreuzbrüdern, bei aller Unordnung im türkischen Heere, schwerlich gelungen sein würde (28. Jul. 1098), den beutereichen Sieg zu erringen, der jene Rettung brachte. Ja, sie würden ohne die hohe Begeisterung, die ihrer Verzweifelung zu Hülfe kam, wohl nicht die Kühnheit gehabt haben, den schrecklichen Feind anzugreifen. Darum kann man dem Mönche, Peter Bartholomäus, der so geschickt als glücklich jene Lanze herbei zu schaffen wußte, seine Bewunderung nicht versagen. Und wenn er auch in der Folge vor dem erwachten Nachdenken fast zu Schanden geworden wäre: so hatte er doch

unleugbar seinen Kreuzgenossen einen großen Dienst geleistet; er hatte den Glauben befestiget und die Fortsetzung des Unternehmens möglich gemacht.

448. So ungeheuer aber auch die Unfälle gewesen waren, welche das Kreuzheer bisher erduldet hatte: so würde es, nach menschlicher Einsicht, ihnen nicht einmal gelungen sein, so weit zu kommen, wenn nicht in der Zeit, die seit Peter's des Einsiedlers Aufenthalt in Jerusalem verlaufen war, die Macht der Türken sehr zersplittert, und durch Kriege und Zwiste mancher Art gutes Theiles erschöpfet wäre. Nicht nur hatte sich das Reich Iconium oder Nicäa in Klein-Asien unabhängig gemacht, so daß Kilidsch-Arslen, ohnehin erst der zweite Fürst des Reiches, allein dem ungeheueren Heere der Christen gegenüber gestanden hatte, sondern nach des Thutusch Tode, der (J. 1095) in einem Treffen gefallen war, hatte sich ganz Vorder-Asien in lauter kleine Herrschaften aufgelöset. Antiochien, Mosul, Aleppo, Damascus, hatten eigene Fürsten. Diese Fürsten sollten zwar in einem gewissen Unterthänigkeits-Verhältnisse mit dem großen Sultanat stehen, um welches jetzt Malek Schah's Söhne schweren Streit führten; in einem Verhältnisse, welches man wohl mit dem Lehensverband in den germanischen Reichen vergleichen kann, welches aber nicht mit demselben verwechselt werden darf, da dem Morgenlande, das nur unumschränkte Herrschaft kannte, das abendländische Vasallenthum völlig fremd geblieben ist; aber sie benahmen sich wie unabhängig, und, von wilden

Begierden immer gegen einander getrieben, bekümmerten sie sich wenig um das große Reich, zu welchem sie gehörten. Ueberdieß war die Küste von Syrien in der Gewalt der Fatimiden, oder ihrer Veziere, geblieben, die in Aegypten herrschten. Ja, diese Fatimiden hatten, unter dem Vezier Afdal, fast zu derselbigen Zeit einen Zug gegen Palästina unternommen, als Europa in Bewegung war, um die Heerfahrt nach dem heiligen Lande zu beginnen; und um die Zeit des Aufbruches der ritterlichen Heere (August 1096) war es ihm gelungen, den Söhnen Orthok's die Stadt Jerusalem zu entreißen. Während der Belagerung von Antiochien aber hatte der Chalif, oder sein Vezier, eine Gesandtschaft an die Häupter und Führer des christlichen Heeres geschickt, und ihnen Frieden, Freundschaft und Bündniß gegen die gemeinsamen Feinde, die Türken, angetragen; und die Führer und Häupter des christlichen Heeres hatten die Gesandtschaft freundlich empfangen und fröhlich erwiedert.

449. Es war sehr natürlich, daß diese Unterhandlungen mit Aegypten, so vortheilhaft auch die Stellung desselben zu den Türken für das Kreuzheer gewesen war, zu keinem Bündnisse führen konnten. Die Krieger Christi durften, wenn sie ihr ganzes Unternehmen, das schon so viel Blut und Leiden gekostet hatte, nicht selbst als eine zwecklose Thorheit anerkennen wollten, das heilige Land nicht in der Gewalt von Ungläubigen lassen, sie mochten sich Türken nennen, Aegypter oder Araber; sie durften dieses um so

weniger, da ja die Erfahrung gezeiget hatte, daß die heiligen Oerter auch unter ägyptischer Herrschaft keinesweges sicher waren. Es war aber eben so natürlich, daß der Chalif, Politik und Religion beachtend, dem christlichen Heere das Land nicht einräumen und die Hoheit über dasselbe gänzlich aufgeben wollte. Aber es war doch auch nicht minder natürlich, daß das christliche Heer wegen dieser Verhältnisse zu dem Fatimidischen Chalifen in einige Ungewißheit, und sogar in einige Verlegenheit kam in Rücksicht der Fortsetzung des Zuges. Nun waren während der Vorfälle bei Antiochien, durch Thaten und durch Leiden, die Seelen der Menschen furchtbar angegriffen. Man bedurfte der Ruhe zu einiger Erholung; man bedurfte ihrer, um die Rüstung einiger Maßen herzustellen und die Bedürfnisse herbei zu schaffen, die nothwendig waren. Auch waren gewaltige Leidenschaften aufgeregt, besonders durch das Betragen Boemund's, welcher, nachdem ihm Antiochien gesichert war, die Eroberung des heiligen Grabes den Anderen überließ, und diese Leidenschaften wirkten doppelt verderblich, da das christliche Heer durch den Tod des Erzbischofs Adamar von Puy, des einzigen Mannes beraubet war, der den Ungestüm derselben einiger Maßen zu mildern vermocht hätte. Nach vier Monden indeß (Nov. 1098), unter steten Zwisten, manchen kühnen Abenteuern und furchtbaren Krankheiten verlaufen, trieb das Volk einen Theil der Fürsten zum endlichen Aufbruch; ein anderer Theil jedoch, und unter ihnen Herzog Gottfried, blieb noch

vier Monde länger in Antiochien (bis zum März 1099), ehe er dem ersten folgte.

450. Uneinig, mißtrauisch, ingrimmig zog man einher. Die Hindernisse des Zuges, der Widerstand einiger Städte, der Mangel und die Hitze, Alles vermehrte die feindselige Stimmung. Und nicht eher verschwand der böse Geist der Zwietracht, der so furchtbar unter den Häuptern wie zwischen den Gliedern waltete, bis man den Boden des Heiles unter den Füßen hatte und die Stadt der Erlösung vor sich erblickte. Da erwachten auf ein Mal alle die großen Gefühle, durch welche bestimmt man vor drei Jahren, fromm und Gott ergeben und Nichts bedenkend als das ewige Heil, das Kreuz des Herrn auf sich genommen hatte. In diesen Gefühlen vergaßen Alle die Ursachen und den Gang ihrer bisherigen Zänkereien. Sie gewannen Einheit des Willens und der That, und durch diese Einheit wurde das wahrhaftig große und bewunderungswürdige Werk vollbracht, die Eroberung der Stadt Jerusalem (Jul. 1099). In der ganzen Geschichte möchte kaum ein Ereigniß gefunden werden, daß so schlagend und so erfreulich zugleich die unendliche Kraft des Willens und die Gewalt des Glaubens und der Begeisterung bewiese, als diese Eroberung, derer Versuch nach gewöhnlicher Berechnung durchaus verwerflich war. Die ungeheueren Gräuel aber, welche die Krieger Christi in der unglücklichen Stadt verübten, können die Herrlichkeit der That selbst nicht zweifelhaft machen. Menschen, die so schrecklich gelitten,

so viel gekämpfet, so Manches entbehret, so lange Hoffnung und Sehnsucht in sich getragen, und nun unter den gewaltigsten Anstrengungen endlich das heilige Kleinod, das Ziel ihrer Wünsche und Bestrebungen, im Kampf auf Leben und Tod, aus den verruchten Händen gerissen hatten, durch welche es entweihet und geschändet war: solche Menschen können nicht verantwortlich sein für das, was sie thun. In ihrer Wuth liegt ihr Recht und in ihrer Wildheit ihre Entschuldigung. Man mag sie bejammern; man kann sie nicht verdammen. Aus dem Blute der Muselmänner aber, das zu Jerusalem in Strömen floß, stieg der Geist des Hasses und der Rache empor, der ihre Glaubens-Genossen durchdrang, und zu einem Kampfe trieb, in welchem die Christen schwer gebüßet und das Ziel ihrer Anstrengungen zuletzt ganz verloren haben!

Viertes Capitel.

Herzog Gottfried von Lothringen, König von Jerusalem.

451. Durch Boemund's List und hartnäckige Herrschsucht waren die Fürsten des Kreuzheeres über das eidliche Versprechen, nach welchem sie dem Kaiser Alexius die eroberten Städte und Länder übergeben sollten, hinweggedränget. Je weniger sie in ihrer großen Noth von dem Kaiser unterstützet waren, desto we-

niger mochten sie auch wohl auf dieses Versprechen gesetzt haben; nur die gegenseitige Eifersucht auf einander hatte sie an dasselbe erinnert. Bei Jerusalem kam daher das Verhältniß des Kreuz-Heeres zum Kaiser in Constantinopel gar nicht mehr in Betracht. Die Fürsten sahen sich an als gemeinschaftliche Herren von Stadt und Land. Aber ihre Eifersucht auf einander blieb unvermindert auch in der heiligen Umgebung. Schon vor der Eroberung der Stadt war man uneinig darüber gewesen, wie es mit der Verwaltung und Vertheidigung werden sollte. Und kaum hatte man nach der Eroberung die erste Sehnsucht der Seele befriediget und sich in der heißesten Andacht des Herzens durch Gebet, Gesang und jegliche fromme Aeußerung an heiliger Stelle selig gefühlet, so wurde die Frage: wem die Stadt zu übergeben sei, von Neuem aufgeworfen, und der alte Streit kehrte zurück. In der That war es, bei der Lage des christlichen Heeres, höchst nothwendig, sobald als möglich feste Grundsätze der Vertheidigung und eine bestimmte Ordnung aufzustellen, zumal da die Geistlichen mit Anmaßungen hervortraten, die vielleicht in Rücksicht auf den Ort natürlich, die aber gewiß in Rücksicht auf die ungläubigen Feinde höchst unzeitig waren; aber kaum ist bei dieser Lage begreiflich, nicht etwa, wie man in frommer Begeisterung oder Ergebung zu Allem, was kommen oder drohen mochte, bereit gewesen sei, sondern wie man für irdische Zwecke, aus Herrschlust, aus Ehrsucht, aus Ruhmgierde Ansprüche machen konnte auf den Besitz von Jerusalem. Denn, wahrhaftig, es

war keine Erwerbung, die Ruhe verhieß oder Gewinn, Glück oder Glanz; vielmehr war es ein luftiger Besitz, dem es an jeder Grundlage und mithin an jeder Haltbarkeit fehlte! Zum Glücke fiel die Wahl eines Königes, für welche man sich entschied, auf Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen, der an Tapferkeit und hoher Gesinnung Keinem nachstand, der an wahrer Frömmigkeit die Meisten übertraf, und sich überdieß rein gehalten hatte von den häßlichsten Gräueln. Aber die gekränkte Eitelkeit wurde selbst nicht dadurch versöhnet, daß Gottfried, sei es aus Demuth vor dem dorngekrönten Heilande, sei es aus Klugheit, wegen eifersüchtiger Feinde, oder aus Beidem zugleich, wie die Krone, so den Titel eines Königes von Jerusalem ablehnte, und sich begnügte, Herzog Gottfried zu heißen, der Baron des heiligen Grabes.

452. Im Grunde war Gottfried König ohne Königreich. Die glänzenden Erfolge, mit welchen das christliche Heer bei Antiochien und Jerusalem gekämpfet hatte, mochten in jeder Brust das kühnste Vertrauen auf Gott und seinen Sohn erwecket haben, und in diesem Vertrauen, durch Auffindung des heiligen Kreuzes noch vermehret, mochten die Krieger Christi wohl mit Gleichgültigkeit, oder selbst mit Verachtung auf die Menge der Feinde sehen, von welchen sie ringsher bedrohet waren; der Sieg bei Ascalon (Aug. 1099) über den ägyptischen Vezier, Afdal, und seine unkriegerischen, ordnungs- und zuchtlosen Schaaren, obgleich an sich wohl nicht von großer Bedeutung, mochte jenes

Vertrauen noch verstärken. Im Wesentlichen aber war wenig gewonnen. Die Macht der Feinde hatte in der Natur der Länder eine Grundlage, auf welcher sie sich immer furchtbarer erheben mußte; die Zuversicht des Glaubens hingegen, in welcher allein die Stärke der Christen bestand, konnte theils wohl nur dauern, so lange sie sich bewährte und durch steten Erfolg erhielt, theils aber mußte sie nothwendig in den sinnlichen Mitteln eine Gränze der That finden. Und die Kräfte der Christen verminderten sich, an Statt sich zu vermehren. Viele von den Kriegern des Kreuzes, Fürsten wie Gemeine, glaubten nunmehr ihr Gelübde erfüllt zu haben, und eilten, bald von der Sehnsucht zu Weib und Kind, zu Freunden und Verwandten, bald von der Erinnerung an alte Zwiste getrieben, nach der lieben Heimath zurück. Wenn aber auch von der einen Seite zu hoffen war, daß die Nachricht von der wirklichen Eroberung der heiligen Stadt neue Pilgrimme aus Europa, begierig nach That, Ruhm und Verdienst vor dem Herrn, herbei führen werde, so war von der anderen Seite doch auch zu fürchten, daß die Erzählung der rückkehrenden Kreuzfahrer von den Mühseligkeiten, den Bedrängnissen, den Leiden jeglicher Art, die sie erduldet, mit Einem Worte von der rauhen Wirklichkeit, die Begeisterung abkühlen und dem berechnenden Verstande das Uebergewicht verschaffen möchte über Herz und Gemüth. Ueberdieß lagen in dem inneren Zustande des neuen Reiches Hindernisse, durch welche die Gestaltung der wirklichen Kräfte desselben zu einer verhältnißmäßigen Macht unmöglich wurde. Wer wa-

ren denn eigentlich die Bürger des kleinen Reiches? Die Pilgrimme aus dem Abendlande bestanden, auch abgesehen von den mannigfaltigen Leidenschaften, mit welchen sie gegen einander strebten, aus Menschen von ganz verschiedener Zunge und von ganz verschiedenen Sitten. Sie hatten Nichts, was sie an einander knüpfte, als den Glauben, die Gefahr und den Boden, auf welchem sie sich, mehr durch Zufall als durch freien Entschluß, zusammen fanden. In aller anderen Beziehung ging ein Jeder seinen eigenen Weg. Und ihr Verhältniß zu den Christen, welche Eingeborene des heiligen Landes waren? Sollten die Befreieten gleich sein den Befreiern? die Wehrlosen Denen, welche die Gewalt hatten und die Waffen? Und doch, sollten die Fremdlinge über den Söhnen des Landes stehen, die sogar in religioser Beziehung von ihnen getrennt waren? Aber selbst Diejenigen, welchen die Entscheidung zustand, hatten keine höheren Begriffe von gesellschaftlichen Verhältnissen, als welche sie aus dem Vaterlande mit sich gebracht. Ueber das Lehenwesen, wie es sich in Europa, und besonders in Frankreich gestaltet hatte, mit allen den unglückseligen Scheidungen in der Gesellschaft, kamen sie nicht hinaus. In der That waren sie auch gezwungen, zu dem Vasallenthum ihre Zuflucht zu nehmen, wenn nicht die beiden ersten Fürstenthümer, die von Kreuzfahrern gegründet waren, Edessa und Antiochien, für das neue Königreich gänzlich verloren sein sollten. Aber grade diese beiden Fürstenthümer, die, wegen ihrer Entfernung, wegen ihrer Stellung zum byzantinischen Reich

und wegen ihrer inneren Verhältnisse, nur lose mit dem Reiche verbunden sein konnten, gaben sogleich ein böses Beispiel für die anderen Vasallen des Königes, welches den Samen der Trennung und der Zwietracht, der im Lehenwesen selbst lag, noch schneller und üppiger empor treiben mußte. Zu diesem Allen kam hinzu, daß die Geistlichkeit zu Jerusalem es bitter empfand, daß sie mit den Ansprüchen, zu welchen sie in der heiligsten Stadt der Welt berechtiget zu sein glaubte, von den weltlichen Herren zurück gewiesen wurde. Sie war vor den Waffen gewichen, aber vergessen hatte sie nicht!

453. Erwägt man alle diese Verhältnisse, so wird man nicht umhin können, den Muth zu bewundern, mit welchem Gottfried die schwere Aufgabe übernahm, König zu werden in diesem Reich, und noch weniger die Weisheit, mit welcher er König in demselben zu sein verstand. Der Abzug von zwanzig tausend Kriegern mochte für ihn von der einen Seite ein großer Schmerz sein, weil unter ihnen mancher der edelsten Helden war, mit welchen Gottfried sich durch die große Erinnerung an gemeinsame Thaten und gemeinsame Leiden verbunden fühlen mußte, wie die beiden Roberte, der Graf von Flandern und der Herzog von der Normandie, die beide einem jammervollen Geschick entgegen gingen; von der anderen Seite aber ward auch mancher bittere Stoff der Zwietracht und der Feindschaft entfernt; und Dieses mußte um so erfreulicher sein, da solche Feindseligkeit, wie in des Grafen Raimund's Seele wohnte,

jedem Versuch einer Aussöhnung unzugänglich war. Das kleine Häuflein getreuer Männer, das um ihn blieb, und mit Sehnsucht neuen Zuzug aus den Ländern der Väter erwartete, suchte Gottfried in aller Weise aufrecht zu erhalten, zu stärken und zu stählen. Er belohnete und ermahnte und gab Allen ein Beispiel von Demuth, Beharrlichkeit, Bescheidenheit und von jeglicher Tugend. Auf solche Weise milderte er die Zwietracht zwischen Geistlichen und Laien, zwischen Morgenländern und Abendländern, zwischen Teutschen, Franzosen und Italiänern. Um den Anmaßungen der Geistlichkeit endlich genug zu thun, trug Herzog Gottfried, bei seiner friedlichen Gesinnung, sogar kein Bedenken, sein Land von dem neuen Patriarchen Dagobert, und der Kirche zu Jerusalem zu Lehen zu nehmen, obwohl er nur dadurch den Grund zu neuer Zwietracht und zu neuem Jammer legte. Zu gleicher Zeit traf er, nach Ort und Bedürfniß, Einrichtungen wie für die Bildung, so für die Verwaltung seines kleinen Reiches. Diese Einrichtungen, die nachmals ausgebildet sind, wurden die Grundlage zu dem Gesetzbuche, das man die Satzungen des Königreiches Jerusalem, oder auch die Briefe des heiligen Grabes zu nennen pflegte, haben, obgleich wir sie nur unvollkommen kennen, selbst für die Geschichte der europäischen Völker und Reiche eine gewisse Bedeutung, weil sie, als eine besonnene Anwendung feudalistischer Grundsätze, ein Licht auf die Zeiten werfen, aus welchen sie, gleichsam als die Blüthe der Staatsweisheit, hervorgegangen waren. In den Verhältnissen zu den ungläubigen Feinden

ringsher erreichte Herzog Gottfried durch diese Bestrebungen und Einrichtungen in seinem Reiche bei Weitem nicht soviel, als durch die großen Eigenschaften, die ihn in den Augen dieser Feinde so hoch stellten. Seine Tapferkeit wurde nicht übertroffen und seine Stärke erregte überall Bewunderung und Schrecken. Sein Edelmuth und seine Frömmigkeit gewannen ihm die Seelen der Araber, die von jeher eine hohe Gesinnung zu achten gewußt. Die große Einfalt seiner Sitten aber erinnerte die Muselmänner schmerzlich an die ersten Chalifen und ihre großen und ruhmvollen Zeiten. Durch solche Eigenschaften wurde dem Eindrucke, welchen die Erscheinung des Kreuzheeres auf die Morgenländer gemacht hatte, eine gewisse Weihe gegeben; und durch einzelne bewunderungswürdige Heldenthaten, welche von Gottfried und seinen Rittern, bei ihren abenteuerlichen Unternehmungen, die ihnen allein noch vergönnet waren, zum Erstaunen der muselmännischen Welt vollbracht wurden, erhielt sich der Eindruck und erzeugte eine Art von Aberglauben in Rücksicht der Stärke und Furchtbarkeit der christlichen Ritter. Ein Reich aber, von dessen Könige seine Feinde bekannten, wie die Araber von Gottfried, er sei der Einzige, der es verdiene, die Welt zu beherrschen, hatte in diesem König eine Sicherheit, wie keine irdische Macht sie geben konnte!

Fünftes Capitel.

Das Königreich Jerusalem: Balduin I. und Balduin II. Neuer Kreuzzug. (Die Assasinen.)

454. Unglücklicher Weise starb der Held des heiligen Grabes schon nach einem Jahre (J. 1100), mitten in der Fülle des Ruhmes und der Verehrung, zum unendlichen Jammer naher uud entfernter Menschen, und nicht ohne die lebendige Theilnahme der ungläubigen Feinde. Kaum aber war der erste Schmerz über Gottfried's Tod überwunden, so erhob sich die alte Zwietracht unter den Häuptern des kleinen Reiches, geistliches und weltliches Standes, und trieb die Leidenschaften wild und verworren gegen einander. Gottfried hatte vor seinem Tode dem Patriarchen Dagobert von Jerusalem das eidliche Versprechen abgenommen, daß er den Thron seinem Hause zu erhalten suchen wollte, sei es, daß der fromme Held dadurch am Besten für die Wohlfahrt seines Reiches zu sorgen glaubte, sei es, daß auch ihm die Ehren des Lebens nicht gleichgültig waren, oder sei es, daß er kein besseres Mittel fand, als den Thron in diesem Reiche des Heiles und des frommen Heldenmuthes, um seinem Hause ein Vermächtniß mit den Tugenden und Gnaden zu hinterlassen, in welchen er sich so beglückt und so selig fühlte. Der Patriarch aber achtete seines Versprechens nicht. Eben so leidenschaftlich und sinn-

lich, als gelehrt und gewandt, verfolgte er nicht ohne Uebermuth Entwürfe eiteler Herrschaft und priesterliches Stolzes; und er verfolgte diese Entwürfe desto eifriger, je mehr ihm schon gelungen war. Darum scheuete er den Grafen Balduin, Fürsten von Edessa, Gottfried's Bruder, weil derselbe früher Geistlicher gewesen, und die priesterlichen Künste kannte und mit ritterlicher Art zu bekämpfen wußte; er wollte dem Fürsten Boemund von Antiochien, der ihm zum Patriarchenstuhle verholfen hatte, die königliche Würde zuwenden, weniger wohl aus Dankbarkeit, als in der Hoffnung, durch diesen Fürsten am Meisten zu gewinnen. Mit ihm stand Tancred, weil er dem Könige Gottfried gezürnet hatte, weil er den Fürsten Balduin haßte, und weil ihn die Verwandtschaft zu Boemund zog. Arnulf aber, zuvor Patriarch, jetzt Archidiaconus und im Besitze großer Mittel, von Haß und Rache gegen Dagobert getrieben, arbeitete leidenschaftlich entgegen, und viele edle Ritter und Herren, deren Seele an Gottfried gehangen hatte, hielten zu ihm. Dieser Partei aber gelang es um so leichter, ihren Zweck zu erreichen, da der Held der anderen Partei, Boemund, um eben diese Zeit, durch einen schändlichen Verrath, in die Gefangenschaft eines muselmännischen Fürsten gefallen war. Balduin übertrug die Grafschaft Edessa seinem Neffen, Balduin von Bourges, begab sich auf den Weg nach Jerusalem, öffnete sich denselben durch ruhmwerthen Kampf, gelangte glücklich bis zu der heiligen Stadt, und fand in derselben wohl schauderhafte Spuren von den Gräueln der Eroberung, und Zeichen

von Habsucht, Eigennutz und jeglicher Leidenschaft, aber weder Waffen, noch Geld, und Krieger nur in einer unbedeutenden Anzahl. Dennoch gelang ihm nicht, sogleich als König anerkannt zu werden. Erst nachdem er mit einem kleinen Häuflein treuer Männer ausgezogen und durch neue Heldenthaten neues Vertrauen erregt und allen bewiesen hatte, daß der Geist seines Bruders nicht von ihm gewichen, wurde der Patriarch bewogen, Balduin I. zu Bethlehem die königliche Krone auf das Haupt zu setzen. Tancred aber wich dem neuen König aus, und begab sich mit grollender Seele nach Antiochien.

455. Unter allen Fürsten und Herren, auf welche die Wahl etwa hätte fallen können, war gewiß Keiner würdiger, an Gottfried's Stelle zu treten, als Balduin. An Geiste war er seinem Bruder unstreitig überlegen; an Ritterlichkeit und Heldenmuthe stand er nicht nach; und wenn sein Leben weniger rein war und seine Gesinnung weniger edel, und wenn in ihm der geistige Mensch einen harten Kampf zu bestehen hatte mit dem sinnlichen: so wußte er doch die Würde stets zu behaupten, und strebte dem Vorbilde, das er sich gesetzet hatte, rühmlich nach, nicht ohne Erfolg. Aber seine Lage war sehr schwierig. In keiner äußeren Rücksicht hatten die Verhältnisse des kleinen Reiches sich gebessert; in sittlicher Beziehung aber stand Alles schlimmer. Der Faden war abgerissen. In den vier Monden, die zwischen Gottfried's Tod und Balduin's Krönung verliefen, war hier die fromme Täu-

schung und dort das abergläubische Staunen verschwunden. Auf beiden Seiten sah man kälter in die Verhältnisse hinein, und erkannte Lage und Zahl. Die Sehnsucht nach der lieben Heimath hatte unter den Kriegern Christi an dieser ruhigeren Erwägung der Umstände eine starke Nahrung erhalten, und Denen, welche entschlossen waren, das heilige Land, und in demselben den eigenen Besitz zu vertheidigen, oder welche es als eine Sache der Ehre und des Gewissens ansahen, nicht unwürdig aufzugeben, was man so groß und so rühmlich begonnen hatte, blieb kaum ein anderer Gedanke der Rettung übrig, als der Gedanke, der sich an die Erwartung knüpfte: das Abendland werde neue Heere von Kreuzbrüdern senden, um das zu befestigen, was sie gegründet hatten. Und in der That waren, seitdem sich die Nachricht von der so ruhmvollen, als gnadenreichen Eroberung der heiligen Stadt unter den Völkern Europa's verbreitet hatte, nicht nur viele einzelne Menschen bewogen worden, sich auf Schiffen der Handelsstädte Italiens nach dem Lande des Heiles zu begeben, um an heiliger Stätte zu beten und das Wohl ihrer Seele zu berathen, sondern es hatten sich auch große Heere gebildet, die einen neuen Kreuzzug beabsichtigten und unternahmen. Aber die Hoffnung des Königreiches Jerusalem blieb unerfüllt. Denn dieser zweite Kreuzzug verlor seine Kraft gänzlich, ehe das Ziel, dem man zustrebte, erreicht war; die Theilnehmer an demselben fanden größtes Theiles einen jammervollen Untergang, und für das Königreich Jerusalem hatte er keinen anderen Vortheil, als

daß die türkische Macht abgezogen und überhaupt die Spannung unter den Muselmännern erhalten wurde.

456. Papst Urban II. nämlich hatte, durch sein verständiges Eintreten in die große Bewegung der Zeit, nicht nur eine Macht und ein Ansehen gewonnen, welches seinen Nachfolger anreizen mußte zum Fortgang auf diesem Wege, sondern er hatte in der That diesen Nachfolger in die Nothwendigkeit gesetzt, auf demselben fortzugehen. Paschal II. bestieg fast zu derselbigen Zeit den heiligen Stuhl, in welcher die Nachricht von der Eroberung Jerusalem's, reich an Ruhm und Wundern, die Seelen der Gläubigen durchdrang und zu Dank und Anbetung nöthigte. Sowohl die Stellung seines Stuhles zur Welt, als die Lage der Christen im Morgenlande machten es daher diesem Papste zur Pflicht, den alten Schlachtruf von Neuem erschallen zu lassen, damit befestiget werden möchte, was gegründet war. Und wenn nun auch die Erzählungen einzelner, zurückgekehrter Pilgrimme Manche abschrecken mochten von einem so gefahrvollen Unternehmen, so wurde doch auch die Brust vieler Anderen angefüllet mit Sehnsucht und Verlangen; und die Vergleichung zwischen ihrem eitelen Thun und Treiben und den gottseligen Werken Derer, die für des Heilandes Ehre und Ruhm unter Fährlichkeiten jeglicher Art kämpften, machte sie besorgt für Zeit und Ewigkeit und drängte sie hinweg aus einem Leben, das ohnehin nur geringe Freuden gewährte. Besonders wurden diejenigen von dieser Vergleichung getroffen, welche bei der ersten Verkündigung des Kreuzes ihre Bereitwilligkeit zu dem Zuge durch

Annahme des heiligen Zeichens erkläret hatten, späterhin aber durch die Sorgen und die Verhältnisse des irdischen Lebens von dem frommen Vorsatze hinweg gezogen waren oder im Leichtsinn und in gemeinen Bestrebungen die Zeit versäumet hatten, und jetzt, in der Ungewißheit über ihre Gegenwart und ihre Zukunft, bittere Reue im Herzen trugen. Vor Allen aber fühlten sich Diejenigen in die Notwendigkeit gesetzt, einen neuen Kreuzzug zu unternehmen und zu befördern, welche mit den ersten Kriegern Christi ausgezogen waren, aber, in Muthlosigkeit, Verzagtheit, Verzweifelung über den unerhörten Jammer, in welchem sie den größten Theil des Heeres zu Grunde gehen sahen, durch die Flucht nach der Heimath dem Elende zu entgehen gesucht hatten, und sich jetzt erscheinen mußten, als ständen sie vor der Welt zum Gespött, und vor dem Herrn wie feige Sünder. Zu diesen Männern gehörten auch vornehme Ritter und Herren, wie Graf Stephan von Blois und Hugo, Graf von Vermandois, des Königes von Frankreich Bruder! Dem Papste fehlte es sonach nicht an Männern, die sein Streben förderten, und wiederum wirkte das Streben und das Verlangen dieser Männer auf den Papst zurück. Also ist nicht zu verwundern, daß sich von Neuem in Italien, in Teutschland und in Frankreich Hunderttausende entschlossen, das Kreuz anzunehmen und nach dem Lande des Heiles auszuziehen, zu That und zu Gnade! Aber nicht bloß Jünglinge und Männer nahmen das Kreuz, sondern auch eine große Zahl von Frauen und Jungfrauen, eben so begierig, in der Nähe der Krieger Christi zu sein und die Thaten zu bewundern, die sie von ihnen erwarteten, als an heiliger

Stelle zu beten und das Heil ihrer Seele zu berathen. Die Sitten indeß gewannen eben nicht durch diese weibliche Theilnahme. Vielmehr verschwand der frühere Ernst; Eitelkeit, Hochmuth, Thorheit riß ein, und selbst der Gräuel der Unzucht zeigte sich nicht selten unter den heiligen Schaaren.

457. Es bildeten sich zwei große Heere. An der Spitze des ersten stand der Erzbischof von Mailand, Anselm von Buys, dessen Beispiel von großer Bedeutung war für andere Bischöfe Italiens. Unter den weltlichen Herren zeichneten sich die Grafen Albert und Guido von Blandraz aus, die tapferen Brüder, welche mit Anderen, die ihnen gleich waren oder nahe kamen, eine große Zahl thatlüstiger Jünglinge und Männer des oberen Italiens aus theueren Verhältnissen hinweg rissen und bewogen, die Sache des Herrn zu ergreifen. Diesem Heere, welches durch Teutschland, Ungern und in die Bulgarei, unter Händeln und Abscheulichkeiten aller Art denselben Weg zog, den Gottfried von Bouillon bei dem ersten Kreuzzuge genommen hatte, schloß sich späterhin Kunrad an, ein Stallmeister des Kaisers Heinrich's IV., dem einige tausend Teutsche Kreuzbrüder folgten. Auch aus Frankreich kamen bedeutende Schaaren herangezogen, welche mit diesem Heere vereinet die Bahn der Gnade verfolgten. Graf Stephan von Burgund, Graf Stephan von Blois, den seine Gemalin, eine Schwester Robert's von der Normandie, mehr zu diesem Unternehmen reizte, als der eigene Sinn ihn trieb, und der Bischof Engelrad von Laon, wegen seiner Schönheit von Männern und

Jünglingen beneidet, von Frauen und Jungfrauen geliebet, und von Allen bewundert, ragten unter den Kreuzbrüdern aus Frankreich am Meisten hervor! Vor Constantinopel angekommen, gerieth dieses Heer mit dem Kaiser Alexius gleichfalls in große Zwiste, aber weit mehr durch eigene Schuld, als die ersten Kreuzbrüder, und im Besonderen durch die Schuld der frechen Lombarden. Bei seinem Uebergange nach Asien trat Graf Raimund von Toulouse, der seit seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande noch in Constantinopel verweilte, gewisser Maßen an die Spitze desselben, aber weder zu seiner Ehre noch zum Wohle des unglücklichen Heeres. Denn diese Kreuzbrüder verfolgten einen neuen Plan: sie wollten Bagdad, den Sitz des Chalifates der Abbasiden, so wie der türkischen Herrschaft, erobern. An sich war der Gedanke, lieber die Quellen zuzutreten, als sich gegen den Fluß zu stemmen, gewiß keinesweges zu verwerfen, gleichviel ob er aus Eifersucht auf die Thaten der ersten Kreuzfahrer entsprungen sein mag, oder aus der reinen Absicht, der großen gemeinsamen Sache am Kräftigsten zu dienen. Aber ohne die gehörigen Kenntnisse von dem Lande, von den Bewohnern des Landes und von den Heeren desselben übernahm man es, diesen Gedanken auszuführen, wie sehr auch Kaiser Alexius und Graf Raimund von demselben abgemahnet und gewarnet hatten; und bei der Ausführung selbst bewiesen diese Krieger Christi so großen Unverstand und so ungeheuere Bethörung, und begingen so viele Sünden und Frevel, daß ein gänzliches Mißlingen ihres Unternehmens fast nothwendig war. Das Mißlingen mußte dann, auf diesem Weg, über Nicomedien

und Ancyra in die paphlagonischen Gebirge hinein, um so gewisser den gänzlichen Untergang des großen, zwei Mal hundert und funfzig tausend-Mann starken Heeres zur Folge haben, je länger dasselbe den mühseligen Zug fortsetzte, und je unvorsichtiger und sündhafter es sich auf demselben benahm. Der schreckliche Untergang aber, welcher durch die Feigheit, die Treulosigkeit und den Verrath seiner Führer über dieses Heer gebracht ward, als dasselbe endlich, nach der entscheidenden Schlacht mit den Türken, mehr Raum und Rast gewonnen zu haben glaubte und eben deßwegen anfing mit helleren Hoffnungen vor sich zu blicken, — dieser Untergang, voll von Jammer und Schande, war weder vorauszusehen, noch nothwendig. Nur die Fürsten und Führer retteten sich (August J. 1101).

458. Der junge Graf Wilhelm von Nevers, welcher mit fünfzehn tausend streitbaren Männern, und einem großen Gefolge von Frauen und Jungfrauen, aus Frankreich durch Italien nach Constantinopel, in strenger Zucht und Ordnung gekommen war, scheinet vom Anfang an die Absicht gehabt zu haben, das Heer einzuholen, dessen Verderben so eben erzählet ist, um mit demselben That und Mühseligkeit zu theilen. Er eilte demselben nach, und war nur noch wenige Märsche entfernet, als die unselige Entscheidung fiel. Diese Entscheidung aber zog nothwendig die Vernichtung der Schaaren nach sich, die Graf Wilhelm führte. Sein ganzes Volk ging jammervoll zu Grunde; nur sieben hundert Mann entkamen, und er selbst vermochte kaum, nackt und bloß mit gerin-

ger Begleitung, Antiochien zu erreichen. Er hatte, scheinet es, seinen Zug auch dann noch fortgesetzet, als ihm schon die Nachricht von dem Unglücke des großen Heeres, welches er zu erreichen strebte, bekannt geworden war, weil er die Hoffnung genähret, das zweite große Heer, das sich in Frankreich und Teutschland gesammelt hatte, und das in der That auf dem heiligen Zuge begriffen war, würde zeitig genug eintreffen, um ihm im Augenblicke der Noth Unterstützung oder Zuflucht zu gewähren! Aber die Hoffnung betrog ihn. Was nämlich dieses Heer betrifft: so standen unter den Franzosen in demselben als Häupter und Führer, als Beispiel und Anreiz der Herzog Wilhelm von Aquitanien, ein geistreicher Mann von kühner Tapferkeit, ein Sänger und ein Held, aber leichtsinnig und jedem Eindrucke zugänglich, und Hugo, Graf von Vermandois, der frühere Schmach zu tilgen hatte, den aber ein unerbittliches Geschick verfolgte. Unter den Teutschen aber wurde vor Allen der alte Herzog von Baiern, Welf IV., genannt, der ermüdet sein mochte durch die unselige Zwietracht, die zwischen dem Kaiser und dem Papste stand, und die Markgräfin Ida von Oesterreich, eine fromme Frau, die in der großen Zahl von Frauen und Jungfrauen bei diesem Zuge keiner nachstand an Edelmuth und hoher Gesinnung. Auf dem Zuge durch Teutschland, Ungern und die Bulgarei hatte dieses Heer, durch Unfug und Mißverständnisse, eine Reihe von Händeln veranlaßt, die in jeder Hinsicht nachtheilig waren. Vor Constantinopel waren die gewöhnlichen Mißhelligkeiten mit dem kaiserlichen Hof entstanden, von welchen die Kreuzbrüder immer selbst die Folgen empfanden.

Unbelehret durch Anderer Unfälle war alsdann das Heer, stolz, übermüthig, frech, nach Klein-Asien hinüber gegangen, den verwegenen Gedanken an Bagdad in der Seele. Aber ein gräßliches Geschick traf die unglücklichen Pilgrimme. Durch die bisherigen Erfolge gekräftiget, und durch die reiche Beute des Kampfes für den Glauben, waren die Türken stärker versammelt und wurden einmüthiger geführet, als je zuvor. Vor dieser Stärke und dieser Einmüthigkeit sank den Christen, im Gefühle der Sünde, die sie auf sich geladen, das Herz. Und ohne irgend eine ruhmwerthe That vollbracht zu haben erlagen sie Alle dem Schwerte der Türken, dem Hunger und anderen Qualen, oder wurden in die Gefangenschaft, zu Schande und Leiden geschleppet. Herzog Welf von Baiern hatte das Glück nach Antiochien zu entkommen; unter denen aber, welche den Tod fanden, erreget Hugo von Vermandois darum das tiefste Mitleiden, weil ihm auch dieses Mal nicht der Trost wurde, seiner Andacht am Grabe des Heilandes froh zu werden.

459. König Balduin I. wurde durch diese unglückseligen Ereignisse um seine schönste Hoffnung betrogen. Wenn auch die wenigen Ritter und Herren, welche das Glück gehabt hatten, dem allgemeinen Verderben zu entgehen, den Weg nach Jerusalem fortsetzten: so war die Hülfe, die sie brachten, doch keinesweges bedeutend; auch kamen die Meisten nicht, um zu kämpfen, sondern um ihr Gelübde zu erfüllen, um zu beten an heiliger Stelle, Gott für ihre Rettung zu danken, und alsdann zu Schiffe die Heimath wieder zu suchen. Und wenn auch über das

Meer von Zeit zu Zeit Pilgrimme eintrafen, und selbst in nicht geringer Zahl: so waren doch die Meisten wehrlos, und zum Kampf eben so wenig fähig und geneigt, als gerüstet. Von großer Wichtigkeit für die Christen waren allerdings die Unternehmungen einiger Städte Italiens, Venedig's, Genua's, Pisa's, welche das Meer mit ihren Flotten rein zu erhalten und die Häfen des heiligen Landes zu öffnen suchten; aber auch diese Flotten hatten nur den Vortheil ihrer Herren zur Absicht; sie kamen, um Handel und Gewinn und nicht für die Ehre des Heilandes, und verließen die Küste nach eigenem Willen, wenn etwa die ägyptische Flotte sich zu stark zeigte, mit Räuberei zur See eben so zufrieden, als mit einer Eroberung auf dem Lande. Balduin I. konnte daher eigentlich nur auf die wenigen Getreuen rechnen, die, ihr Schicksal an das Schicksal seines Reiches knüpfend, nach einer strengen Leben-Ordnung zum Dienste verpflichtet waren; und während er sich in dieser Lage sogleich erneuerten Angriffen ausgesetzt sah, ging im Inneren der kleinen Gesellschaft fortwährend die alte Zwietracht in gleicher Stärke einher, und verderbte das arme Leben, das übrig blieb. Der Streit in der Kirche von Jerusalem dauerte fort. Die Ritter und Fürsten konnten auch auf dem heiligen Boden, ungläubigen Feinden gegenüber, deren Zahl Niemand kannte, die alte Raublust nicht überwinden, und schienen sich in beständigen Zwisten zu gefallen. Mit dem byzantinischen Reich aber wurden die Verhältnisse immer zweideutiger, der Haß ward immer größer; und als endlich der furchtbare Boemund seine Freiheit wieder gewonnen hatte (J. 1104), und nun, nach Europa zurückge-

kehret, von Rache getrieben, alte Entwürfe verfolgend und Alles aufbietend, um jene zu sättigen, diese auszuführen, wirklich (J. 1108) einen Krieg gegen Alexius begann, dessen Ausgang freilich den Hoffnungen nicht entsprach, mit welchen Boemund ihn angefangen hatte: so war die Verwickelung noch ärger geworden, und an eine Ausgleichung und Verständigung mit den Byzantinern war nicht zu denken, wie auch die Versprechungen lauten mochten, die man sich gegenseitig gab.

460. Unter solchen Umständen konnten die endlosen Kriege, die Balduin hier gegen die Aegypter und dort gegen die Türken zu führen hatte, keine großen Schlachten und entscheidende Ereignisse herbeiführen; vielmehr bestanden sie, von Seiten der Christen, nur in kleinen abenteuerlichen Unternehmungen, bei welchen plötzliche Anfälle, Ueberlistungen, einzelne kühne und furchtbare Thaten, Wagnisse aller Art den Erfolg gewähren mußten, man mochte Abwehr erstreben, oder Angriff. König Balduin I. vertrauete bei diesen, oft mährchenhaften Zügen und wunderlichen Fahrten, auf seine eigene Geschicklichkeit, auf die Tapferkeit seiner Ritter, auf die Wunder des heiligen Kreuzes, in dessen Schutz er sich und die Seinigen stellte, endlich auf Gott und den Heiland; und in diesem Vertrauen war ihm Nichts zu groß und Nichts zu schwer. Zum Vortheile gereichte ihm bei diesen Kämpfen allerdings die Natur des Landes ringsher, welches von mehreren Seiten nur mit Schwierigkeit zugänglich war, die Art der Kriegführung bei den Völkern, mit welchen er zu kämpfen hatte, und vor Allem die Feindschaft,

die zwischen den Aegyptern und den Türken bestand, und die Uneinigkeit, in welcher die Fürsten der Türken unter einander lebten, eine Uneinigkeit, deren Wirkung noch durch die Besorgnisse vermehret wurde, mit welcher man immer neuen Zügen aus Europa entgegen sehen mußte. Dennoch ist es unmöglich, dem Ringen und Streiten des kleinen Häufleins ohne freudige Bewunderung zuzusehen; es ist unmöglich, ohne fromme Erhebung der Seele zu bemerken, wie sie mit Demuth, Gottergebenheit und Zuversicht jeder Gefahr entgegen eilten, und selbst dann nicht verzagten oder muthlos wurden, wenn Unglück über sie hereinbrach, sondern wie sie festhielten an dem großen Grundsatze, daß alles Unglück aus ihrer eigenen Schuld entspringe, und daß der Herr seinem Volke Segen und Sieg zuverlässig verleihen werde, sobald sie, frei von Vergehen und Sünden, nur Ihn wollen und seinen Sohn! Und in der That: wenn man die Niederlage abrechnet, die Balduin, im zweiten Jahre seiner Regierung (J. 1102) bei Ascalon, durch Vermessenheit und eine verzeihliche Uebereilung, auf sich brachte: so war im Ganzen der Sieg auf der Seite der Christen, und da, wo der Sieg von ihnen wich, blieb ihnen die Ehre. Es wurden nicht nur die Gränzen des eroberten Landes gegen die Türken geschützet und erweitert; es wurden nicht nur mehrere wichtige Städte an der Küste, Akka, Tripolis, Berytus, Sidon, erobert, sondern der Krieg wurde selbst bis in das Innere Aegyptens, zu den Ufern des alten Nils getragen. Und alle Unternehmungen waren reich an großen Thaten, welche für die Gewalt des Geistes über die Macht der Umstände zeugen, und an schönen Zügen der

Menschlichkeit, über welchen einzelne Härten und Grausamkeiten leicht vergessen werden.

461. Was aber auch durch den Heldensinn und die Anstrengungen, durch das Vertrauen und die Begeisterung der Ritter und Herren im heiligen Lande gewonnen werden mochte: in der Hauptsache trug es wenig aus. Aeußerlich angesehen erweiterten sich die Besitzungen der Christen; wesentlich und geistig wurde das Reich in keiner Hinsicht befestiget. Es war vielmehr eine sittliche Nothwendigkeit, daß sich die Anhänger Mohammed's, welche in diesem Kampfe jeglichen Vortheil auf ihrer Seite hatten, der in der Natur der Länder, in der Stärke der Verhältnisse und in der Macht der Geschichte für menschliche Unternehmungen liegen kann, um so gewaltiger aufgeregt, und von Scham, Ingrimm und Rache durchdrungen fühlten, je größer die Entwürfe der Christen zu werden schienen. Der mißlungene Plan der Christen auf Bagdad mußte sehr tief auf die Türken wirken, wenn sie gleich, in der Zerrüttung ihrer Verhältnisse, außer Stande waren, die Kräfte zu vereinen und durch diese Vereinigung furchtbar zu machen. Diese Zerrüttung aber wurde zu der Zeit, als Balduin auf dem Throne saß, vielleicht ärger, als je zuvor; denn zu den alten Ursachen derselben kam eine neue furchtbare und gewaltige Ursache großer Verwirrungen hinzu, nämlich eine ketzerische Secte, welche sich täglich vermehrte, Schrecken und Entsetzen verbreitete, überall Anhänger fand, und überall Haß und Abscheu erregte: wir meinen die Assasinen (Haschischim). Und doch hatte diese Secte in ihrem unglückseligen Wahne

wohl kein anderes Ziel, als der argen Spaltung unter den Moslemen abzuhelfen, einen neuen Geist in die alte Lehre zu bringen, das Todte und Erstarrte zu entfernen, die Religion lebendig zu machen durch die Entfesselung des Gedankens und dadurch die Einheit des Chalifates und die Größe der Bekenner des Islams wieder herzustellen! Es mag wahr sein, daß den Lehren des Ismaeliten, aus welchen die Assasinen herauswuchsen, alte indische und persische Vorstellungen von der Erscheinung Gottes im Fleische zum Grunde gelegen; es leidet keinen Zweifel: schon längst hatte man unter den Moslemen ähnliche Vorstellungen ketzerisch aufgefasset, und der wilde Hakem, Chalif von Aegypten (438), hatte sie geltend zu machen und ihnen eine politische Bedeutung zu geben gesucht. Aber, so wie dieser Chalif ohne den Verfall des Chalifates, ohne die Feindschaft der Secten unter den Gläubigen und ohne den Haß der Abbasiden und Fatimiden, wohl niemals auf einen solchen wahnsinnigen Gedanken gekommen sein würde: so würde Hassan Sabbah, der Stifter der Assasinen, ohne allen Zweifel ein Mann von unendlicher Willenskraft und von einer großen Ueberlegenheit des Geistes, aber von finsterer und grimmiger Seele, niemals seine gräßlichen Entwürfe zur Ausführung gebracht haben, wenn nicht jene heillosen Zerrüttungen Statt gefunden und die Brust vieler Menschen mit Jammer und Trauer erfüllet hätten. Allerdings hatten die Kreuzzüge keinen Einfluß auf die Gründung der Herrschaft des „Alten vom Berge", der aus seinem Felsenschloß, Alamut, eben so reich an allen Schrecknissen der Gewalt als an allen paradiesischen Freuden, die dieses Leben gewähren

kann, schon vor ihrer Ankunft wie mit göttlichem Ansehen gebot, und bei seinen Anhängern einen Gehorsam fand, wie kein Sterblicher jemals gefunden hatte; aber zu der Verbreitung der wildfanatischen Secte nach Syrien hin, indem Rodwan, Fürst von Aleppo, sich zu ihr wandte, um Aushülfe zu finden in mannigfaltigen Bedrängnissen, haben sie gewiß beigetragen. Und wenn es von der einen Seite wahrscheinlich ist, daß die Assasinen, ohne die Ankunft der Kreuzfahrer, niemals diese Furchtbarkeit gewonnen haben würden, so kann man von der anderen mit Zuversicht behaupten, das solche gräßliche Schwärmerei, solcher frevelhafter Eingriff in die göttliche Gerechtigkeit, solche verruchte, blutgierige, meuchelmörderische Anmaßung, wie sie einen tiefen Blick thun läßt in die religiose Wuth dieser brennenden Seelen, so auch früher oder später, mittelbar oder unmittelbar sich gegen die Kreuzfahrer wenden und auch diesen ein Verderben werden mußte!

462. König Balduin I. hatte das kleine Reich Jerusalem mit großem Ruhm achtzehn Jahre lang verwaltet und vertheidiget, als er plötzlich, auf einer abenteuerlichen Fahrt nach Aegypten, erkrankte und starb (J. 1118), tief betrauert, in der Ferne wie in der Nähe. Da sein Bruder Eustachius nicht mehr anwesend war im heiligen Lande, so wurde sein nächster Anverwandter, Balduin von Bourges, Fürst von Edessa, den er sterbend seinen ritterlichen Begleitern empfohlen hatte, ohne Schwierigkeit anerkannt, sogleich feierlich als König Balduin II. gesalbet, und nachmals zu Bethlehem gekrönet. Balduin

II. war ein würdiger Mann, der durch Wollen und That die Ehre wohl verdiente, die ihm zu Theile ward. Er war bejahret und die schönste Zeit der Kraft und des Handelns lag hinter ihm. Aber er bewahrte noch immer die alte Gesinnung; er wich vor keiner Gefahr zurück, zeigte noch die Kühnheit des Jünglinges, und der rasche Geist, der ihn in früherer Zeit nicht selten bis zum Muthwillen fortgerissen hatte, verbreitete jetzt eine gewisse Heiterkeit um ihn her, die seine Nähe erfreulich machte. Während seiner Regierung blieben die Verhältnisse der Christen, im Allgemeinen, wie sie unter seinem Vorgänger gewesen waren. Das große Unglück, das in den ersten Jahren über ihn kam, nämlich die Gefangenschaft, in welche er durch Unvorsichtigkeit (J. 1122) bei dem Orthokiden Balak gerieth, als er den Grafen Joscelin, dem er Edessa zu Leben gegeben hatte, zu befreien strebte, hätte allerdings unübersehbare Folgen haben können, wenn die Muselmänner sich zu verständigen vermocht hätten; da diese Muselmänner aber in der alten Uneinigkeit beharreten, so hatte die Gefangenschaft des Königes um so weniger Nachtheil, da die Reichsverwaltung nicht nur im Ganzen mit Verstande geführet wurde, sondern da man auch Kraft und Besonnenheit genug behielt, ein ägyptisches Heer zu schlagen, und, von einer Venetianischen Flotte unterstützet, Tyrus zu erobern. Auf solche Art wurde dargethan, daß die Erhaltung und Mehrung des Reiches nicht von Eines Menschen Entscheidung und Führung abhange, und mit diesem Beweise war unter den obwaltenden Umständen vielleicht eben soviel gewonnen, als mit einer siegreichen Schlacht. Nach einer zwei-

jährigen Gefangenschaft, reich an Abenteuern, erhielt König Balduin II. seine Freiheit gegen Geld und Versprechungen, die er nicht zu halten gedachte, und benahm sich auf eine Weise, die schweren Tadel verdienen würde, wenn man Verirrungen, bei welchen die Religion vorwaltet, nicht Vieles nachsehen müßte. Im Wesentlichen kämpfte er, wie sein Vorgänger, mit wechselndem Glück, unter den seltsamsten Verhältnissen und Auftritten, unter wunderlichen Widersprüchen zwischen der stets getreuen menschlichen Natur, den Ansichten der Zeit und den Umständen des Augenblickes, immer rühmlich und nicht ohne Erfolg, wenn auch ohne Gewinn. Indem aber König Balduin II. das Reich schützte, das ihm anvertrauet war, erhielten ritterliche Verbindungen unter ihm und durch ihn eine feste und bestimmte Gestalt, durch welche sie nicht nur höchst bedeutend für die Fortsetzung der Kreuzzüge und der Kriege im heiligen Lande geworden sind, sondern durch welche sie auch über jene Zeit und jenes Land hinausgewirket und einen sehr wichtigen Einfluß auf die Entwickelung des Lebens in den europäischen Staaten gewonnen haben; wir meinen die geistlichen Ritter-Orden.

Sechstes Capitel.

Die geistlichen Ritter-Orden.

463. Selten oder nie zeiget die Geschichte der Völker, neben den großen gesellschaftlichen Verhältnissen in Staat und Kirche, eine Erscheinung, die über die Zeit, aus

welcher sie hervorgegangen, ein so scharfes und so klares Zeugniß gäbe, und zugleich so anschaulich bewiese, wie Gedanken, die in ihrem Ursprung und in ihrer Art nothwendig, gut und heilig waren, in den Verhältnissen des Lebens entarten, und von späterlebenden Menschen mit Bewußtsein gebrauchet, verbrauchet, mißbrauchet werden können, als die Erscheinung der geistlichen Ritter-Orden. Es ist schwer, diese Verbrüderungen gehörig zu würdigen; und wohl möchte man glauben, es sei noch nicht geschehen. Man ist aber mehr in Gefahr, sie zu überschätzen, als sie zu gering anzuschlagen. Die wundersamen Umstände, unter welchen sie entstanden; die frommen Zwecke, die sie ursprünglich verfolgten; der demuthsvolle, gott-ergebene Sinn, den sie bewiesen; die außerordentlichen Thaten, die sie vollbrachten; die hohe Begeisterung, die sie, aus Männern bestehend von hoher Geburt, überall erregten; die mannigfachen und auffallenden Schicksale, die über sie kamen: Alles dieses ergreifet die Seele, wirket auf die Einbildungskraft und reget die tiefsten und edelsten Gefühle anf in der menschlichen Brust. Dabei ist dann eine unbefangene Forschung nach dem innersten Sinne dieser Verbindungen kaum noch möglich. Und doch scheinet es nothwendig, daß, zu einer gerechten und wahrhaftig geschichtlichen Erkenntniß und Würdigung dieser Ritter-Orden, nicht nur Dasjenige, was die Stifter derselben gewollt und erstrebt, und was einzelne Glieder auch noch in späterer Zeit in ihnen gesehen, für sie gethan und durch sie zu erreichen gewünschet haben, wohl unterschieden werde von Dem, was in dem Wesen der Orden lag, oder was bei der Organisation

der Gesellschaft in den germanischen Reichen in ihnen nothwendig entstehen mußte, sobald sie nur vorhanden waren; sondern daß auch bei ihnen zu unterscheiden sei, was sie für das Königreich Jerusalem und für die Kreuzzüge gewesen, von dem Einflusse, den sie durch ihr Dasein und durch ihre Einrichtung auf die Gesellschaft, sowohl für die damalige als für die spätere Zeit, gewonnen haben und gewinnen mußten. Einer Untersuchung über sie in diesem Sinne kann es durchaus nicht an großem und mannigfaltigem Interesse fehlen; aber die fromme Begeisterung, welche, bei dem Anblicke der ersten Ausbildung dieser Orden, in der Brust aufzusteigen pfleget, möchte auch hier vor einer ruhigen Erkenntniß zurückweichen, und die Empfindung möchte nicht selten schmerzlich werden. Hier jedoch sind nur einzelne Andeutungen erlaubt.

464. Siehet man zuvörderst auf den Ursprung der Orden: so scheinet die Frage, ob der Orden des heiligen Johannes oder der Orden der Templer der ältere sei, ziemlich gleichgültig. Beide Verbrüderungen haben unleugbar auf einander eingewirket, und sind sich gegenseitig Muster, Vorbild und Aufreiz gewesen. Denket man bei dem Ausdruck: Orden, an bewaffnete und kriegerische Mönche, an mönchische Ritter, oder an eine Vermälung des Adelthumes mit dem Priesterthum in dem ritterlichen Mönche, so scheinet es kaum einen Zweifel zu leiden, daß den Templern der Vorzug gebühre. Wenn man hingegen auf den Gang der Dinge blicket, und die Entstehung dieser Verbindung von Anbeginn verfolget:

so ist nicht zu leugnen, die Johanniter haben früher die Grundlage gewonnen, über welcher sich bald das stolze Gebäude ihrer Verbrüderung emporhob, und haben dadurch, wie es scheinet, die Stifter der Templer erst auf den Gedanken dieser Stiftung gebracht. Nachdem aber diese Stiftung geschehen war, und sogleich einen großen Erfolg versprach, so legten auch die Johanniter Hand ans Werk, um nicht zurück zu bleiben, und führten jenes Gebäude auf über der alten Grundlage. Also erhoben sich Beide mit einander und neben einander, zwei Stämme einer Wurzel, die sich gegenseitig den Lebenssaft zu entziehen suchten, aber außer Stande waren, sich zu überwältigen.

465. Mitleid und Erbarmen allein — wer könnte das bezweifeln! — hatten fromme Kaufleute aus Amalfi, deren Namen Niemand unter uns nennet, ein halbes Jahrhundert vor dem Anfange der Kreuzzüge, bewogen, ein Hospital für arme und kranke Pilger aus dem Abendland anzulegen. Das Bedürfniß der Andacht hatte zu einer Kirche — der heiligen Maria de Latina — geführet; und die Menge der Hülfsbedürftigen hatte zu einer Erweiterung der Anstalt, unter dem Schutze des heiligen Johannes des Erbarmers, genöthiget. Reinheit des Willens, Entsagung und Aufopferung war der Geist dieser gottseligen Gründung, und der Männer, welche sich der Verpflegung unglücklicher Menschen widmeten! Es konnte nicht anders sein: eine solche Anstalt mußte, nach der Eroberung der heiligen Stadt, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sie mußte, von dem frommen Sinne der Zeit,

mit Geschenken überhäufet und dadurch bald zu großem Reichthume gebracht werden, und auch ritterliche Männer aus den Kreuzbrüdern, wie Raimund von Puy mochten sich, nachdem sie so großen Fährlichkeiten entgangen waren, im Uebermaße des Gefühles göttlicher Gnade, entschließen, das Schwert auf die Seite zu werfen, Hospitaliter zu werden und Pfleger armer und kranker Christen; durch dieses Alles aber wurde nothwendig, daß eine gewisse Lebens-Regel, für die Erhaltung guter Ordnung, in klösterlicher Weise, entworfen ward. Hierdurch nun war ein Beispiel gegeben; ritterliches Leben hatte sich mit mönchischer Regel befreundet, und der Sinn, fromme Anstalten in solcher Weise zu unterstützen, war angeregt. Der so fromme als tapfere Hugo von Payens und sein Gefährte, Gottfried von St. Omer, vielleicht selbst Hospitaliter, schlossen nun, etwa mit sieben anderen Rittern (J. 1118), eine Verbrüderung, in welcher, wie bei den Hospitalitern das Ritterthum dem Mönchsthum untergeordnet war, das Mönchsthum dem Ritterthum untergeordnet sein sollte. So gern man auch zugeben mag, daß bei dieser Verbrüderung gleichfalls nur die heiligsten Gefühle nnd die edelste Absicht obgewaltet haben: so wenig kann man verkennen, daß diese Verbrüderung durch die Männer, welche sie schlossen, bei der Trennung der Gesellschaft in Stände und bei der Unterordnung, die von derselben die Folge war, etwas ganz Anderes sein, mehr Aufsehen, mehr Theilnahme erregen und ein Gegenstand der Berechnung wie der Begünstigung vornehmer Geschlechter werden mußte. Je ärmer die Verbrüderung war, desto schneller mußte sie zu großem Reich-

thume kommen; je demüthiger sie zu sein schien, desto höher mußte sie von der Stimmung der Zeit empor getragen werden; und je bescheidener sie bekannte, nicht sich zu wollen, sondern nur den Namen des Herrn, desto sicherer konnte sie auf Größe und Macht rechnen. Es ist daher in der That nicht zu verwundern, daß die Verbrüderung der Templer, zumal da der heilige Bernhard gleichsam ihr Apostel wie ihr Gesetzgeber ward und mit goldener Beredsamkeit ihr Lob verkündigte unter den Völkern Europa's, noch während der Regierung Balduins II., zu so großem Ansehen gelangte, daß sie nicht nur vom Papste Honorius II. auf der Synode zu Troyes (J. 1127) bestätiget wurde, sondern daß sie auch schon von Königen, Fürsten und Herren mit großen Besitzungen überall beschenket, und daß es das Streben frommer Menschen in allen Ländern geworden war, sie nach ihren Kräften auszustatten. Eben so wenig ist zu verwundern, daß nunmehr in den Rittern unter den Hospitalitern des heiligen Johannes, deren Stiftung übrigens schon durch Papst Paschal II. (J. 1113) in der ursprünglichen Art bestätiget war, der alte Sinn erwachte, daß sie eifersüchtig wurden auf die Templer, daß sie sich eben deßwegen von den Menschen geringerer Herkunft in ihrer Verbrüderung trennten, oder, wie man es nannte, diese Verbrüderung in Classen theilten, und mit dem Schwert in der Hand, als ritterliche Mönche, nachzuholen suchten, was sie versäumet hatten. Und es ist auch nicht zu verwundern, daß ihnen Dieses ziemlich gelang!

466. Aber mit der Gestaltung zweier Orden dieser Art

und mit der Anerkennung derselben in dieser Weise mußte nothwendig ein anderer Geist in die Verbrüderungen kommen, oder vielmehr der Geist, welchen die Ritter aus Europa mit sich gebracht hatten, mußte sich geltend machen, und durch das Bewußtsein, daß man auf einem heiligen Boden lebte, einen heiligen Zweck verfolgte und, durch die mönchische Regel, Theil nähme am Priesterthume, mußte dieser Geist noch geschärfet und in sich selbst mehr zusammen gezogen und bitterer werden. Von diesem Augenblick an war für die Orden selbst die Reinheit und Schönheit dahin, was auch einzelne Glieder desselben sein und wollen mochten. Sie waren kein Werk ächter Menschlichkeit mehr; in sich gut und erfreulich für jede edle Seele, sondern sie waren, dem Wesen nach, verkehrt, verneinend, zerstörend und verderblich; und wenn auch die Mitglieder desselben lange nicht, und vielleicht niemals, ihre Stellung und ihr unnatürliches und widerwärtiges Verhältniß klar erkannten, wenn sie sich auch mit großen Gedanken hinhalten und mit ruhmwerthen Thaten, wie die Welt, so sich selbst täuschen mochten: so mußte es doch, nach der Natur der Dinge, den einzelnen Männern immer schwerer werden, das Böse zu überwinden, das nunmehr in das Wesen ihrer Verbindung gekommen war. Die Eifersucht, welche die Umstände in die Keime beider Orden gelegt hatten, ging fruchtbar mit ihnen auf, so wie sie empor blüheten und gediehen, und sie wurde so mannigfach genähret, daß man sie niemals bezwingen konnte. Sie nun mochte von der einen Seite allerdings den Ehrgeiz nähren, und jede der Verbrüderungen antreiben, sich durch kühne Thaten

hervorzuthun, um die Theilnahme der Welt vor der anderen zu erregen; von der anderen Seite aber mußte sie auch die Habsucht aufreizen, die Gierde, jede Leidenschaft, und zu dem Streben verführen, sich vornehm zu halten, und zu Ränken, und zur Arglist und zu allerlei schlechten Künsten. Die mönchischen Gelübde standen mit der Lebensweise der Orden, mit der freien und starken Ausbildung ihrer sinnlichen Kräfte, mit der Führung der Waffen in mancherlei Verhältnissen, mit ihrem Verkehr in der Welt, in einem seltsamen Widerspruch. Es war fast unmöglich, bei solchen Geschäften und Beschäftigungen jene Gelübde rein zu erfüllen. Der Reichthum aber, welchen sie gewannen, und durch welchen jeder sinnliche Genuß des Lebens ihnen zugänglich wurde, machte den Widerspruch noch größer. Die Einfachheit der Sitten, die ursprünglich ihre Verbrüderung ausgezeichnet und Hohen und Geringen empfohlen hatte, konnte, in dieser Stellung der Verbrüderten, nicht bestehen, und mit derselben schwand auch die Demuth dahin, die ihr Erbtheil sein sollte, und die Gottergebenheit, in welcher sie allein bestehen mochten. Je größer aber der Verfall der alten Tugend im Inneren der Verbindungen wurde; je mehr Stolz, Eitelkeit, Dünkel, Uebermuth und Ueppigkeit in ihnen empor kamen: desto weniger konnten sie sich halten im Fortgange der Zeit. Ihr Wesen schloß die Fortbildung mit dem Geist aus, und deßwegen mochten sie nur in der Zeit Etwas bedeuten, aus welcher sie hervorgegangen waren. Menschliche Leidenschaft konnte sie früher vernichten; besondere Umstände konnten ihr Leben fristen: in ihrem Wesen lag ihr Schicksal, und durch sich selbst

und in sich selbst mußten sie, dem fortschreitenden Leben gegenüber, zu Grunde gehen!

467. So unleugbar aber auch diese Ansicht sein mag: so gewiß mußten solche Verbrüderungen, bei der Lage des Königreiches Jerusalem, von der größten Wichtigkeit für die Vertheidigung desselben zu sein scheinen. Der König konnte ja auf Nichts rechnen, als auf den vierzigtägigen Lehendienst seiner Vasallen. Jede andere Hülfe hing von Umständen und Zufällen ab. Eine Schaar von einigen hundert Rittern (denn so hoch stieg bald die Zahl!), welche, durch Eid und Ehre verpflichtet, fast ein vollständiges gemeines Wesen, versehen mit jedem Bedürfniß und jedem Gewerbe, bildend, mit einer großen Menge bewaffneter Knechte, ja auch mit besoldeten Haufen, immer zum Kampfe gegen die Ungläubigen bereit war, und, unabhängig von allen Verhältnissen und frei von allen Banden der menschlichen Gesellschaft, in diesem Kampf allein ihre Bestimmung erkannte, — eine solche ritterliche Schaar mußte in diesem Verhältnisse nothwendig ein großes Gewicht erhalten. Indem diese Ritter sich als die beständigen Vertheidiger des heiligen Grabes hinstellten, wurden sie gewisser Maßen, wie die Besatzung der heiligen Stadt, so die Leibwache des Königes; und Balduin II. hatte daher wohl Recht, den Templern sogar einen Flügel seines eigenen Palastes einzuräumen! In der Hauptsache, nämlich für eine solche Befestigung des Königreiches Jerusalem, daß die Erhaltung desselben möglich geworden,

wurde dadurch allerdings sehr wenig erreicht, aber für den Augenblick wurde der abenteuerliche Kampf erleichtert. Auch haben die Ritter-Orden sehr viel beigetragen zur Erhaltung oder Anfrischung des Sinnes für das Kreuz und für die Züge in das heilige Land, wenn sie vielleicht auch nicht weniger beigetragen haben, Uneinigkeit unter die Kreuzfahrer zu bringen und Mißtrauen und dadurch die Unternehmungen zu vereiteln. Denn nicht nur reizte der große Ruf, den sie sich erwarben, viele ritterliche Seelen, das Kreuz zu nehmen, um auch solchen Ruhm und solche Gnade zu gewinnen, sondern sie waren auch wahre Apostel des Kreuzes; und je weiter sie sich verbreiteten, je größer die Menge ihrer Besitzungen in allen Ländern Europa's wurde, und je bedeutender die Zahl der großen Familien, die mit irgend einem Ordens-Ritter verwandt oder befreundet waren: desto mehr Menschen mußten durch sie Veranlassung finden, sich dem Dienste des Herrn zu weihen und unter dem Kreuze gegen die Ungläubigen auszuziehen. In diesem Sinne könnte man sie die Sehnen der Kreuzzüge nennen, und von ihnen behaupten, daß sie an den Kreuzzügen einen wichtigen Antheil und eben damit auch einen wichtigen Antheil an dem Einflusse der Kreuzzüge auf die Gesellschaft der europäischen Menschheit und auf die Ausbildung des Geistes gehabt haben. In diesem Sinne wird eben deßwegen das Urtheil über sie von dem Urtheil über die Kreuzzüge abhängen.

468. Sehen wir aber von diesem Antheile hin-

weg und betrachten wir endlich die geistlichen Ritter-Orden der übrigen menschlichen Gesellschaft gegenüber, so möchte sich kaum sagen lassen, daß sie auf dieselbe irgend wohlthätig gewirket hätten, ausgenommen etwa in der Art, in welcher alles Verkehrte und Unnatürliche wohlthätig wirken mag, nämlich durch die Aufreizung des Geistes zum Widerstande. Zuvörderst fällt in die Augen, daß die Schranken, die in der Gesellschaft Menschen von Menschen trennten, in diesen abgeschlossenen Vereinen eine neue Stärke erhalten mußten. Die Ritter-Orden wurden eine feste Säule, um welche sich das Adelthum schlang, und welche eben deßwegen auch dem Priesterthume zur Stütze dienen mußte. Sie beförderten die Absonderung und machten sie, durch ihren Reichthum, leichter; in der Absonderung aber wuchs der Hochmuth auf, und mit dem Hochmuthe die Menschenverachtung und die Gleichgültigkeit gegen Geist, Bildung und die heiligsten und edelsten Gefühle, die man so oft in der Geschichte des Mittel-Alters mit Entsetzen und Jammer gewahret. Man mag gern zugeben, daß ständische Reibungen nothwendig gewesen, um den alten Rost zu vertilgen, der am Leben zehrte und ihm den Glanz raubte und die Schärfe; aber diese Vernichtung aller einfachen Begriffe über Menschenwerth und Menschenbestimmung, diese Verkennung des Höchsten und Edelsten, dieses Wohlgefallen an Untertretung und Verkrüppelung, und das Stolzthun auf rohe Gewalt gehöret nicht zu den heilsamen ständischen Reibungen. Und wem wäre denn auch der Geist der Verneinung, den die Ritter-Orden in so vielen Män-

nern vom Adel aufregten, vortheilhaft geworden? Den Bauern? Auf ihnen blieb der größte Jammer liegen, der auf solche Weise in die Verhältnisse kam. Den Bürgern in den Städten? Diese erhielten Nichts, als was sie erkämpften, errangen, erlisteten. Der Geistlichkeit? Sie verkümmerte und verdarb, und verlor das Leben, das sie beherrschen wollte. Dem Adel selbst? Man könnte vielleicht behaupten, daß durch die Ritter-Orden das schönste Element vernichtet sei, das im Ritterthume lag; daß durch die Vermälung des ritterlichen Wesens mit dem Mönchthume die Freiheit verloren gegangen sei, welche der eigentliche Reiz, die eigentliche Herrlichkeit des Ritterthumes gewesen, und daß eben durch die Gewöhnung, zu welcher die Orden den Adel brachten, dieser seine alte Ehre verloren habe, durch welche er die Krone einer gegliederten Gesellschaft, zum Heile aller Stände, zu werden vermocht hätte. Jahrhunderte konnten noch hingehen; so lange die Kreuzzüge dauerten, blieb Regsamkeit; auch der Geist der Kreuzzüge mochte noch lange fortwirken; aber der Same war ausgeworfen und der Boden gedünget: früher oder später mußte die Frucht aufgehen. Kaum jedoch kann man das Verfahren, welches alsdann mit Ritter-Orden Statt gefunden hat, betrachten, und die Stellung erwägen, in welche der Adel hinein gerathen ist, ohne an den ernsten Gang des Schicksales zu denken. Diese Ritter-Orden ohne Ritterthum, erhalten, durch den Gedanken an die ursprünglichen Ritter-Orden, ein wunderliches Ansehen, welchem der Ernst des Lebens wie eine gebeugte Rie-

sen-Gestalt gegenüber tritt. Und dennoch haben Geist und Menschlichkeit durch dieses Verfahren unverkennbar wesentlich gewonnen. So spielet das Schicksal mit dem Treiben der Menschen und gehet unaufgehalten und unaufhaltsam seinen großen Gang! (Vergl. 303).

Siebentes Capitel.

König Fulco. Anfang des Verfalles. Verlust von Edessa.

469. König Balduin II., nachdem er in seinem langen Leben den mannigfaltigsten Wechsel erduldet und Glück und Unglück in vollem Maß erfahren hatte, wurde noch in seiner letzten Zeit mit einem großen Kummer bedrohet, welcher ihm, nach dem unglücklichen Tode seines Schwiegersohnes, des jüngeren Boemund, Fürsten von Antiochien, von der Wittwe desselben, seiner Tochter, der herrschsüchtigen und leidenschaftlichen Elisa bereitet ward. Indeß ging auch dieser bittere Kelch größtes Theiles vor ihm vorüber, und seine Enkelin Constantia blieb im Besitze des Fürstenthumes. Er aber, Balduin II., starb in hohem Alter, angethan mit einem Mönchsgewande, durch welches er die Vorbereitung für die Ewigkeit leichter zu machen gehofft haben mochte (J. 1131), und ihm folgte der Gemal seiner Tochter Melisende, Graf Fulco von Anjou. Zu der Wahl dieses Fürsten hatte gewiß das Ansehen beigetragen, in welchem schon der neue Orden der Templer stand. Fulco war Einer der Ersten

gewesen, der diesen Orden in aller Weise begünstiget und unterstützet hatte; ja, er war demselben sogar, als verheiratheter Bruder, beigetreten. Dadurch scheinet Balduin zunächst bewogen worden zu sein, ihn zu seinem Schwiegersohn und Nachfolger im Reich auszuersehen; und alle Ritter und Herren des Landes hatten ihm beigestimmet. Er aber, Fulco, war in früheren Jahren ein rüstiger Mann gewesen, und reich begabt mit den schönsten Eigenschaften wahrer Ritterlichkeit. Bei seiner Thronbesteigung jedoch war er alt; kaum war ihm Etwas übrig geblieben, als das Ansehen früherer Thaten in Tapferkeit und Gerechtigkeit, und ein redlicher Wille. Sein Verstand war schwach, und wenn auch die Erinnerung an ritterliche Ehre und Pflicht noch in ihm lebte, so hatte ihn doch das Gedächtniß der Menschen und Dinge so ganz verlassen, daß er fast jeden Tag eine neue Welt betrat. Die Abneigung seiner Gemalin aber bemerkte er doch, und um sie zu gewinnen verstattete er ihr den größten Einfluß auf die Geschäfte des Staates. Auch bewahrte er für die französischen Ritter, die mit ihm nach dem heiligen Lande gekommen waren und ihr Schicksal an das seinige geknüpfet hatten, eine Vorliebe, welche den alten Lehenträgern der Krone Jerusalem höchst kränkend und empfindlich war und sein mußte.

470. Alles Dieses würde unter allen Umständen bedenklich gewesen sein; bei den Verhältnissen aber, in welchen sich das Königreich Jerusalem befand, war es wahrhaftig gefährlich. Allerdings ist es wahr, daß

dieses Königreich zu der Zeit, da Fulco den Thron bestieg, im größten Glanze stand, nämlich in dem höchsten Glanze, den dasselbe erreicht hat; aber dieser Glanz zeigte keinesweges von Festigkeit und Gediegenheit. Wenn man lediglich auf Aeußerlichkeiten sehen wollte: so möchte das Reich Jerusalem sich vielleicht in einer Vollendung darstellen, die kaum in irgend einem europäischen Lande damaliger Zeit zu finden sein dürfte. Ein König, große Vasallen, kleine Vasallen, Städte, Ritter-Orden — Alles in gesetzlicher Ordnung mit einander und zu einander, und eine Menge fester Burgen zum Schutz, und das Gedächtniß wundervoller Thaten, und die Hoffnung auf immer neue Unterstützung, und der Glaube an das heilige Land — so Vieles vereinigte das Reich Jerusalem! So regsam aber, und voll Lebens durch diese Dinge das Königreich auch sein mochte: so litt es doch immerfort an den großen Uebeln, deren früher gedacht ist; an Uebeln, die nicht entfernet werden konnten, weil ihr Keim mit der Gründung des Reiches selbst gelegt war. Und zu diesen Uebeln kamen noch zwei äußere Feinde, welche um diese Zeit gefährlich zu werden anfingen, die Assasinen und Zenghi, Statthalter von Mosul. Von der Assasinen Ursprung und Art ist schon gesprochen worden, so wie von der Nothwendigkeit, mit welcher sie dem Reiche früher oder später Gefahr bringen mußten. Emadeddin Zenghi aber war ein Fürst, der sich nicht nur durch einen hohen kriegerischen Geist auszeichnete, sondern der auch mit den schönsten Eigenschaften ausgerüstet war, welche das

Morgenland von einem Staatsmanne zu fordern pflegt. In seinem früheren Leben hatte er viele Kämpfe mit den Kreuzfahrern bestanden und manche kühne That vollbracht. In diesen Kämpfen und durch diese Thaten war das religiose Gefühl in ihm aufgereizet und dergestalt geschärfet, daß er sich mit seltener Erbitterung gegen die Feinde des Propheten erfüllt fühlte. Die Begierde nach Ruhm, Herrschaft und Gewalt fand in dieser Erbitterung wie Nahrung so auch ein kräftiges Mittel zu ihrer Befriedigung. An Klugheit fehlte es dem Fürsten auch nicht, alle seine Schritte auf den Plan zu beziehen, den er verfolgte. Dieser Plan war kein anderer, als die Vernichtung der christlichen Herrschaft durch die Vereinigung der Macht der Muselmänner unter seinen Willen; und für diesen Plan suchte er seine Glaubens-Genossen durch den Gedanken der Herstellung des alten Zustandes der Dinge vor der Ankunft der abendländischen Christen mit schlauen Künsten zu gewinnen.

471. Aber zu derselbigen Zeit, in welcher Fulco den Thron in Jerusalem bestieg, entstand im Reiche Bagdad, nach dem Tode des Sultans Mahmud, ein Streit über die Nachfolge im Sultanat, der durch den Umstand, wie es scheinet, besonders heftig und verwirret wurde, daß der Mann, der damals auf dem Stuhle des Chalifen saß, eine so hohe kriegerische Gesinnung in sich trug, wie man in den Chalifen nicht mehr gewohnet war. In diesen Streit, welcher die Macht der Feinde des Herrn von Neuem theilte und

lähmte, ward auch Zenghi, durch die Natur der Verhältnisse, hineingezogen, und von demselben fühlte er sich so schwer getroffen, daß er seine Entwürfe gegen die Christen geraume Zeit hindurch nicht verfolgen konnte. Es fehlte daher im heiligen Land allerdings nicht an einzelnen Kämpfen; im Allgemeinen jedoch ruheten die Waffen. Kaum aber hatte Zenghi freie Hand gewonnen: so nahm er den Krieg (J. 1136) gegen die Christen mit Grundsätzen wieder auf, welche deutlich für seine großen Plane zeugen, und er that Dieses zu einer Zeit, in welcher Antiochien durch den gekränkten griechischen Kaiser, Johannes Komnenus (seit dem J. 1118), hart bedränget wurde. Dadurch gerieth Alles in Verwirrung und der alte König Fulco, der gern helfen wollte, soviel er vermochte, kam, zu Monsferrandus, in große Gefahr. Er selbst zwar entging dieser Gefahr; aber nicht rühmlich. Der Eindruck blieb in ihm zurück; auf der Burg zu Antiochien wurde das kaiserliche Banner aufgepflanzet, und Fulco gab dieses wichtige Fürstenthum von seinem Reiche hinweg. Die gemeinschaftliche Unternehmung der Griechen und der abendländischen Christen in Antiochien und Edessa gegen Zenghi, welche durch diese Uebergabe der Stadt Antiochien an den Kaiser Johann veranlasset ward, war viel versprechend und gewiß sehr geschickt angeleget; aber eine Verbindung zwischen den Abendländern und den Griechen war zu unnatürlich, als daß irgend etwas Gutes, Erfreuliches und Bleibendes aus derselben hätte hervorgehen, oder durch sie bewirket werden können. In der That diente

sie nur dazu, der alten Feindschaft neue Nahrung zu geben und dem Zenghi die Ausbreitung seiner Herrschaft leichter zu machen. Und als, vier Jahre später (J. 1143), die Fürsten von Antiochien und Edessa, Raimund und Joscelin der Jüngere, gedränget durch Zenghi's Macht und ohne Unterstützung von Jerusalem, ihren Lehensherrn, den Kaiser Johann, noch ein Mal zu Hülfe riefen, da würden sie, nach aller Wahrscheinlichkeit, dem erzürnten Kaiser all' ihr Land zu überlassen gezwungen worden sein, wenn nicht ein plötzlicher Tod den tapferen Mann hinweggerissen und seinen Sohn und Nachfolger Manuel genöthiget hätte, nach Constantinopel zu eilen, um Krone und Reich zu retten.

472. Diese neue Erscheinung der Griechen in Syrien veranlaßte daselbst eine Verwirrung, die desto größer sein mochte, je weniger die beiden Fürsten, von welchen das Schicksal dieser Gegend abzuhängen schien, geeignet waren, dieselbe zu endigen. Denn Raimund war zwar ein äußerst schöner Mann, und ausgezeichnet durch viele herrliche Eigenschaften eines Helden der ritterlichen Zeit; durch Leichtsinn indeß, durch einen gewissen Ungestüm und eine seltsame Spielsucht verdarb er nicht selten, was durch jene Tugenden erreicht werden zu müssen schien. Graf Joscelin aber war durch seine Trägheit und durch seine Ausschweifungen in jeder Art sinnliches Genusses eben so wenig im Stande, der Gewalt der Umstände zu begegnen, als er die Menschen durch seinen Anblick und

sein Betragen zu gewinnen vermochte. Auch standen beide Fürsten in Feindschaft gegen einander; und alte Streitigkeiten des Fürsten von Antiochien mit der Geistlichkeit daselbst hatten gleichfalls ihre verderblichen Folgen. Alles dieses aber war zwiefach gefährlich, da der alte König Fulco noch in demselben Jahr (J. 1143), in welchem der Kaiser Johann sein Leben verloren hatte, durch einen unglücklichen Zufall umkam. Denn sein Sohn und Nachfolger, Balduin III., war erst dreizehn Jahre alt; und wenn auch die Mutter desselben Melesinde, welche jetzt die Regierung vormundschaftlich übernahm, die sie bisher schon, als Beherrscherin ihres Gemales, geführet hatte, eine Verständigkeit entwickelte, welcher jegliches Lob gebühret: so beweiset doch schon der Umstand, daß eine Frau die Verwaltung des Reiches übernehmen durfte, hinreichend, daß eine Stockung in das Leben gekommen, und daß, ungeachtet der Ritter-Orden, der alte Geist des Kreuz-Heldenthumes dahin war, auf welchem das Dasein und die Sicherheit des Reiches beruhete. Auch blieb die vortreffliche Fürstin in aller Hinsicht hinter den Forderungen der Verhältnisse zurück. Diese Verhältnisse übersah und würdigte aber der Fürst Zenghi mit dem scharfen Blicke, mit welchem er immer, seine Plane verfolgend, in die Umstände hinein schauete; und hätte er sie nicht zu würdigen vermocht, so hätte die seltsame Bethörung, in welcher Graf Joscelin, als wäre er von einem Gotte des Verstandes beraubet, Edessa verließ, um in Tellbascher ungestörter seiner Ueppigkeit zu fröhnen, ihn zu einem Angriff auf Edessa

reizen müssen. An dem Besitze dieser Stadt war aber nicht bloß deßwegen sehr viel gelegen, weil sie als die nordöstliche Vormauer des heiligen Landes betrachtet ward, sondern auch, weil die Einbildungskraft der Menschen manches Große an sie knüpfte, da sie an die ersten Zeiten des Christenthumes erinnerte, und die erste Gründung der Kreuzbrüder im Morgenlande gewesen, durch welche die Eroberung von Jerusalem möglich gemacht und vorbereitet war. Zenghi eroberte diese Stadt, ohne große Anstrengung, und gewann bei seinen Glaubensgenossen einen unendlichen Ruhm! (13. Dec. 1144).

Achtes Capitel.

Kreuzzug Kunrad's III. und Ludwig's VII.

473. Jauchzen und Frohlocken über die Eroberung von Edessa erfüllte die Länder der Muselmänner, und Zenghi wurde selig gepriesen in der Ferne wie in der Nähe, weil ihm so Großes für Gott und den Propheten zu thun bestimmt gewesen war. Angst und Jammer hingegen verbreitete sich in den Ländern der Christenheit und eine düstere Ahnung, als sei in Edessa auch die heilige Stadt Jerusalem verloren, lag schwer auf den Seelen der Menschen. Im Drange der Verhältnisse, im Getreibe der Leidenschaften und in der Verworrenheit der Bestrebungen hatte man in Europa das heilige Grab seit geraumer Zeit fast vergessen,

und über das Schicksal der Christen im heiligen Lande war man unbekümmert gewesen. Nur einzelne Menschen, welche entweder das Gefühl früherer Sünden quälte, oder welche, ermüdet von den Armseligkeiten dieser Erde und abgestoßen von den Herrlichkeiten derselben, nur Sehnsucht und Verlangen nach dem Himmel in sich trugen, waren in das Land des Heilandes gepilgert. Die Nachricht von der Eroberung der Stadt Edessa wirkte daher allgewaltig und tieferschütternd, und schreckte die Menschen auf in allen christlichen Ländern, und überall entstand der Gedanke an das Kreuz und an die Hülfe, die man zu bringen verpflichtet wäre. Zenghi zwar genoß des Ruhmes nicht lange, den er gewonnen hatte. Er wurde meuchlerisch ermordet (J. 1146), und seine Söhne geriethen in einen bitteren Zwist über die Theilung der väterlichen Herrschaft. Graf Joscelin, seine Thorheit zu spät erkennend, unterließ nicht, diese Verhältnisse zu benutzen, um sich wieder in den Besitz von Edessa zu setzen. Aber in neuer Verblendung berechnete er nur, was er zu gewinnen, nicht, was er zu behaupten vermochte. Im Einverständnisse mit den christlichen Einwohnern der Stadt gelang ihm daher allerdings, sich derselben zu bemeistern; aber er war nicht im Stande, diese Stadt gegen Nureddin, Zenghi's so kriegerischen und strengen, als gerechten, frommen und jedes Gute fördernden Sohn, zu vertheidigen. Also brachte er nur neues und großes Unglück über Tausende, und mehrte und steigerte den Jammer, welchen der erste Verlust der Stadt Edessa erreget hatte.

474. Papst Eugenius III. befand sich, den äußeren Verhältnissen nach, den Ketzereien Arnold's von Brescia und dem republicanischen Schwindel der Römer gegenüber, gewiß in einer eben so schwierigen Lage, als Urban II. gewesen war. Eben deßwegen durfte er so wenig als dieser hinter den Gefühlen der Zeit zurück bleiben, weil er die Größe seiner Macht nur halten und den Glanz seines Amtes nur behaupten konnte, wenn er die Gewalt des Ganzen den Fährlichkeiten im Einzelnen entgegen zu stellen hatte. Den tiefsten Eindruck aber, wenigstens die regste Bewegung hatte die Nachricht von dem Unglücke der Christen im heiligen Land in Frankreich hervor gebracht. Von Frankreich war der Ruf vom Kreuze des Herrn ausgegangen; die Franzosen hatten bisher am Meisten gethan für das heilige Werk; in Frankreich glaubte man daher, nicht ohne einen frommen Stolz, daß es zunächst die Sache der Franzosen sei, zu schützen, was gegründet war. Und der empfängliche Sinn des reizbaren Volkes gefiel sich in diesem Gedanken. Der Papst aber fand in Frankreich einen Mann, der in jeder Rücksicht dazu geeignet war, die heiligsten Gefühle in der menschlichen Brust, bei Sündern und bei Gerechten, aufzuregen, Begeisterung zu erwecken und zu erhalten, und Hohe und Geringe zur Theilnahme an einer heiligen Fahrt nach dem Lande der Wunder und des Heiles zu bewegen: wir meinen den heiligen Bernhard, Abt von Clairvaux. Dieser Mann, ausgezeichnet durch einen tiefen Geist, durch ein strenges Leben, durch eine so hohe als fromme Gesinnung

und seine Sitten, hatte einen gewaltigen Einfluß auf die Verhältnisse seiner Zeit gewonnen. Denn vor seiner Abkunft öffneten sich die Thüren der Großen und bei seiner Erscheinung beugte sich der Hochmuth. Seine Beredsamkeit, die bald wie ein Sturm daher braus'te, bald wie Milch und Honig von seinen Lippen floß, blieb selten ohne Wirkung. Wer ihr widerstand, der wich vor einer schonungslosen Ueberraschung zurück, welche der fromme Mann im heiligen Eifer nicht verschmähete; und wer auch diese Ueberraschung überwand, der unterlag doch gewiß den Wundern, durch welche Bernhard seinen prophetischen Worten Nachdruck zu geben pflegte. Diesem Mann übertrug Papst Eugen III. das heilige Geschäft, das Kreuz zu verkündigen; und Bernhard übernahm dasselbe in Demuth und vollbrachte es mit einem Erfolge, der auch die kühnste Erwartung übertraf.

475. Die Aufgabe: jetzt einen großen Kreuzzug zu Stande zu bringen, war ohne Zweifel schwieriger, als zu der Zeit Urbans II. Damals erwartete ein Jeder, im Vertrauen auf den Heiland, Nichts als Glück und Sieg, Triumph des Glaubens und Vernichtung der Feinde des Kreuzes, und kein Zweifel an dem Gelingen der großen Unternehmung kam in eines Menschen Sinn; jetzt fehlte es allerdings nicht an Gründen, den Herrn wegen des Unglückes zu rechtfertigen, das über die Seinigen gekommen war; man kannte aber doch allgemein die Schwierigkeit der Unternehmung; man kannte den ganzen Jammer, der

die Kreuzheere getroffen, und in den meisten großen Familien Frankreichs hatte man den Untergang irgend eines Gliedes zu beweinen gehabt. Die alte frische und freudige Zuversicht war also dahin. Dem heiligen Bernhard indeß kam des Königes Ludwig's VII. Art und Gesinnung, und im Besonderen die Unruhe zu Statten, welche derselbe in seinem Gewissen wegen eines Gräuels empfand, der durch ihn verübet war. Aller Vorbereitungen ungeachtet, möchte der heilige Mann, ohne diesen Umstand, auf der großen Versammlung zu Vezelay (März 1146) schwerlich die ungeheuere Wirkung seiner Kreuzpredigt, deren er sich erfreuete, gesehen haben. Nachdem aber der König, nebst seiner Gemalin und mehreren Herren und Rittern, das Kreuz aus seiner Hand empfangen hatte, wurde der Zudrang so groß, daß Bernhard die Kreuze nicht austheilen konnte, sondern daß er sie aussäen mußte, und daß er genöthiget war, seine Kleider zu zerschneiden, um das fromme Verlangen nur einiger Maßen zu befriedigen.

476. Wenn aber die Kirche, und wenn das Oberhaupt der Kirche und der Bevollmächtigte, welchem der Papst die Verkündigung des Kreuzes aufgetragen hatte, ein großes Zeichen ihrer Macht darin erkennen mußten, daß der König von Frankreich selbst der Fahne des Kreuzes zu folgen versprochen hatte, und wenn dieses Beispiel, das den heiligen Fahrten gewisser Maßen einen anderen Charakter gab, nicht ohne Nachahmung bleiben konnte: so mußte Allen, der Kirche, dem

Papst und dem heiligen Bernhard, unstreitig am Meisten daran liegen, den König der Teutschen, Kunrad III., gleichfalls zur Annahme des Kreuzes zu bewegen. Kunrad trug die erste weltliche Würde in der Christenheit; Ludwig's VII. Entschluß konnte erst durch seinen Beitritt eine Bedeutung erhalten, welche zu erstreben der Mühe werth war; über die Stellung des Kaisers zum Papste konnte kaum ein Beweis, der mehr in die Augen gefallen wäre, für die Welt gefunden werden, als wenn der Erste das Kreuz von dem Letzten empfing; und die unruhige Stimmung der Römer mußte den Papst nothwendig vor einer Heerfahrt Kunrad's nach Italien besorgt machen, weil zu Rom, welches in seiner republicanischen Weise dem heiligen Stuhle keinen dauernden Nachtheil bringen konnte, unstreitig große Gefahr für denselben drohete, wenn der teutsche König die Faden der aufgelöseten Verhältnisse ergriff und mit fester Hand zusammen hielt. Kunrad aber war ein Mann ganz anderer Art, als Ludwig VII., und in einer ganz anderen Stimmung. Sein Gewissen war ruhig; der Augenblick wichtig, und Kunrad verstand sowohl seine Stellung zu würdigen und die Verhältnisse seines Reiches, als die Mühseligkeiten und die Gefahren eines Kreuzzuges. Die Aufgabe Bernhard's, ihn zu einer Heerfahrt nach Jerusalem zu vermögen, war daher gewiß doppelt schwierig, da die Begeisterung auch im teutschen Volke bei Weitem so groß nicht war, als unter den Franzosen; und wenn auch eine größere Aufgeregtheit als bisher gefunden ward, so war dieselbe, besonders in den Ge-

genden des Rheines, auf eine traurige Weise mißleitet, und schien in dem Gewürge der unglücklichen Juden ihre Befriedigung zu finden. Dennoch gelang dem heiligen Manne, was er erstrebte. Die Gewalt seiner Wunderwerke, und die Kraft seiner Rede wirkten so weit und so tief im Volke, daß auch Kunrad's fester Sinn zuerst gebeuget und bald erschüttert ward, und daß er durch Annahme des Kreuzes aus der Hand des gefeierten Mannes (zu Speier am Ende des Jahres 1146) ein großes und schmerzliches Opfer brachte. Des Königes Beispiel blieb bei den Fürsten und Herren des Reiches nicht unbeachtet; und ihr Vorgang wirkte allgewaltig auf das Volk. Bernhard setzte seine salbungsreichen und verheißungsvollen Predigten fort, obwohl die Nordteutschen, die noch das Heidenthum in der Nähe sahen, verständiger Weise einen Zug gegen die feindlichen Wenden vorzogen, um Glauben, Sicherheit und Herrschaft zugleich zu verbreiten. So groß aber auch die Gunst war, welche der heilige Mann überall genoß: so ungern wich doch der gierige Pöbel, hohes und geringes Standes, vor ihm zurück, als er für die unglücklichen Juden Schonung und Menschlichkeit forderte. Uebrigens verdienet von Allen, welche das Kreuz empfingen, der edle Bischof Otto von Freisingen, der Geschichtschreiber, des Königes Halbbruder, genannt zu werden, ein Mann, welcher nicht bloß ein großer Zeuge über das Verhältniß der Hohenstaufen zu den Welfen ist, sondern über sein ganzes Zeitalter, ausgezeichnet durch seine Kenntnisse und Erfahrungen, durch seinen Geist, seine

Frömmigkeit, seinen Sinn für Wahrheit und Recht, seine Ansicht endlich vom Gang und von der Bestimmung des Menschenlebens.

477. Es war sehr natürlich, daß nach solchen Vorgängen der Ruf vom Kreuz auch in anderen Ländern, in Italien, in England, in Ungern, nicht ohne Wirkung blieb. Ueberall bewiesen zahlreiche Schaaren einen frommen Eifer und empfingen das Zeichen der heiligen Heerfahrt. In Teutschland aber und in Frankreich rüstete man mit Vorsicht und Anstrengung und auf eine Weise, welche der Würde der beiden ersten Könige des Abendlandes angemessen war; die Verbindung dieser Könige mit dem Papst indeß, durch welche der ganzen Unternehmung die ursprüngliche Freiheit, wenn nicht genommen, doch verkümmert war, veranlaßte eine Bedrückung und Erpressung im Volke zum Behufe dieser Rüstung, daß die freudige Theilnahme an dem großen Vorhaben unmöglich allgemein bleiben konnte. Auch war bei den Männern selbst, die sich mit dem Kreuze bezeichnet hatten, die frische Begeisterung nicht zu finden, welche die Helden des ersten Kreuzzuges ausgezeichnet hatte. Dem Himmlischen hatte sich zu viel Irdisches beigemischet; der Hoffnung auf den Herrn stand die Besorgniß vor den Mühseligkeiten und Gefahren zur Seite; man berechnete und erwog; und im Allgemeinen zeugte das ganze Benehmen der Kreuzbrüder mehr von dem Gefühle, daß man sich ein Verdienst erwürbe, für welches man Belohnung anzusprechen hätte, als von einer kindli-

chen, frohen und demuthsvollen Ergebung. Der Aufbruch geschah im Frühlinge des Jahres 1147. Das teutsche Heer, das aus siebenzig tausend geharnischten Rittern bestand, und aus einer Menge leichteres Volkes zu Pferd und zu Fuße, jedes Alters und jedes Geschlechtes, mußte den Segen des zürnenden Papstes entbehren; das französische Heer aber, nicht weniger zahlreich und nicht weniger prächtig gerüstet, eine Masse von Weibern und Menschen jegliches Gewerbes im Gefolge, hatte das Glück, von dem heiligen Vater selbst, der seine Größe nicht glänzender zu sehen vermocht hätte, mit dem apostolischen Segen ausgestattet zu werden. Glücklich erreichten die Heere, obgleich nicht ohne großes Bedrängniß durch Mangel an Ordnung und Lebensmitteln, den Boden des griechischen Reiches.

478. Auf dem Throne des griechischen Reiches saß um diese Zeit Kaiser Manuel, der Komnene, der seinem Vater Johannes (J. 1143) gefolget war. Das Reich litt fortwährend an dem alten Jammer und der alten Sünde, deren so oft gedacht ist. Aber von der großen Masse von Leben, Kraft und Geist, welche die Kreuzzüge durch die Länder desselben hindurch führten, fiel immer Einiges ab, und brachte eine neue Regsamkeit; die östlichen Gränzen des Reiches wurden durch die Kreuzheere erweitert und gegen die Türken geschützet; und Kaiser Manuel war, wie sein Vater, ein tapferer Mann. Das Reich stand also unstreitig viel kraftvoller da, als zuvor, und der Kaiser war sich

dieser Kraft bewußt. Nun war Manuel allerdings der Schwager des teutschen Königes Kunrad, und ein mannigfacher, freundschaftlicher Verkehr hatte zwischen diesen Fürsten Statt gefunden, auch in politischer Beziehung, weil Beiden der König Roger II. von Sicilien als gemeinschaftlicher Feind gegenüber stand. Dennoch geriethen sowohl Kunrad und seine Teutschen, als Ludwig und seine Franzosen mit Manuel und seinen Griechen in sehr bittere und blutige Händel. Der Griechen Leben und Art, ihre sittliche Verkrüppelung und sclavische Gesinnung erregte in den stolzen Seelen der Abendländer Unwillen, Verachtung, und Ekel, und riß manchen stolzen Ritter, wie den Herzog Friedrich von Schwaben, den nachmaligen Kaiser, zu unentschuldbaren Handlungen hin; die Rohheit und Gierigkeit der Kreuzbrüder, die nicht selten durch Hunger und durch Bedürfnisse jeder Art zu Gewaltthätigkeiten genöthiget wurden, zwang die Griechen zu einem Betragen, aus Furcht und List hervorgegangen, in welchem Jene nur Heuchelei und Feigheit sahen; die Griechen, sowohl die Regierung als das Volk, unfähig in ihrer Abgelebtheit den Geist der Abendländer zu fassen, hatten fortwährend den Gedanken, daß die Abendländer das heilige Grab nur zum Vorwande gebrauchten, um sie zu berauben oder zu unterwerfen; das Zusammentreffen des Königes der Teutschen, der ohnehin durch seinen Anspruch auf die Kaiserwürde in stetem Streite mit dem Monarchen zu Constantinopel stand, und des Königes der Franzosen mit dem griechischen Kaiser veranlaßte nothwendig Mißverständnisse und Verstöße, da

der griechische Kaiser eben so wenig von den Förmlichkeiten seines Hofes, die den Abendländern lächerlich waren, abweichen wollte, als die Lehenherren von Teutschland und Frankreich sich zu einer Huldigung verstehen mochten, durch welche sie, für die Länder, die sie zu erobern gedachten, Vasallen des Kaisers werden sollten. Also fehlte es nicht an mannigfaltigem Stoffe zu Streitigkeit und Gezänke, zu Kämpfen und Gefechten, die mit dem Eintritt ins griechische Reich begannen, und unter seltsamen Auftritten unaufhörlich fortdauerten. Die Kreuzheere — und das teutsche hatte durch große Unfälle sehr gelitten — sahen sich zuletzt genöthiget nachzugeben, ohne dadurch die Griechen oder ihren Kaiser zu gewinnen. Denn so wie bei ihnen durch diese Händel schon jetzt der Gedanke erzeuget wurde, daß, wenn die Züge nach dem heiligen Lande gelingen sollten, es nothwendig sei, Constantinopel zu erobern, das griechische Reich zu zerstören und die Herrschaft an die Abendländer zu bringen — ein Gedanke indeß, der noch ohne Wirkung blieb —: so ging bei den Griechen in diesen Händeln aus Kleinlichkeit, Feigheit, Elendigkeit und dem unseligen Gefühle der Hülflosigkeit der Gedanke an Rache und Vernichtung hervor, welchen der Kaiser Manuel, wie die Abendländer glaubten, in seiner Seele bis zur Niederträchtigkeit zusammen kochte.

479. Es ist allerdings eben so sehr dem menschlichen Gefühle Bedürfniß, als es in der Natur der Verhältnisse begründet zu sein scheinet, anzunehmen,

daß die Beschuldigungen, welche die Kreuzbrüder, in dem ungeheueren Unglücke, das über sie kam, schonungslos aussprachen, theils ganz irrig, theils übertrieben seien. Man darf wohl als gewiß behaupten, daß es die Absicht der Griechen nicht gewesen, diesen schrecklichen Untergang über das teutsche Heer zu bringen, der besonders über den Theil desselben kam, welchen Kunrad selbst durch Phrygien zu führen suchte. Das aber leidet keinen Zweifel, daß sie gewünschet, den Trotz der Teutschen zu brechen, ihren Stolz zu beugen, sie zu lähmen und für sich selbst unschädlich zu machen, und zugleich mit den Türken, mit welchen sie Frieden geschlossen hatten, ein freundliches Verhältniß zu erhalten; und es leidet eben so wenig Zweifel, daß ihre Arglist, ihre Treulosigkeit, ihr verrätherisches Verfahren, dessen Folgen sie vielleicht nicht übersahen, das ganze ungeheuere Unglück herbeigeführet habe. Als das französische Heer in Asien eintraf, war Kunrad schon von diesem Unglücke getroffen. Nur wenige tausend Mann gelangten mit ihrem verwundeten König, ermattet, abgerissen, verhungert, verzaget und verzweifelnd, nach Nicäa, und schlossen sich den Franzosen an; alle Uebrigen hatten ihren Untergang gefunden. Kunrad's Seele war zerrissen. Sein Bruder, Otto von Freisingen, welcher den anderen Theil des teutschen Heeres, auf anderer Straße, führte, war fern und nicht einzuholen. Sollte er, der erste Fürst des Abendlandes, nunmehr im ärmlichen Aufzug, als Führer eines unglücklichen Häufleins, dem Könige der Franzosen folgen, der sich noch immer in Glanz und Herr-

lichkeit von einem stattlichen Heer umgeben sah? Sollte er die Neckereien anhören, welche sich die Franzosen im Uebermuthe gegen seine unglücklichen Teutschen erlaubten? Er vermochte weder Jenes zu ertragen noch Dieses. Darum folgte er, von hoher Noth gedränget, der Einladung des Kaisers Manuel, wie erbittert er sein mochte, nach Constantinopel, um sich im nächsten Frühling über das Meer nach dem heiligen Lande zu begeben, daselbst die teutschen Pilger, welche der Gefahr entgangen waren, so wie Diejenigen, die zur See angekommen sein möchten, zu sammeln, und an ihrer Spitze für den Herrn zu streiten.

480. Das französische Heer setzte indeß seinen Zug fort, aber im steten Kampfe mit den Hindernissen des Weges, mit den furchtbaren Türken, die unaufhörlich folgten und drängten, und vor Allem mit den Schrecknissen des Hungers, unter solchen unsäglichen Mühseligkeiten, Aengsten, Leiden und Gefahren, vermehret durch den immer neuen Verrath der Griechen, den man überall erkannte oder fürchtete, daß auch dieses schöne Heer, so wie die Schaaren Otto's von Freisingen, theils aufgerieben, theils zu einem jammervollen Zustande hinab gebracht ward, ohne Gestalt und ohne Schöne. König Ludwig verließ endlich sein unglückliches Heer und schiffte sich mit wenigen Begleitern zu Attalia ein, um sich nach Antiochien zu begeben, in der Hoffnung, dort seine Gefährten wieder mit sich zu vereinen. Aber auch er sah, so wie der König Kunrad, als er endlich an die Küste des

heiligen Landes gelangte, nur armselige Trümmer von seiner stolzen Rüstung. Indeß sammelte sich doch immer noch ein Heer um sie, das man, wenn man die Herrlichkeit ihres Auszuges aus Europa vergaß, groß, stattlich, ja selbst prächtig nennen mußte, weil der größte Jammer über die ärmeren Kreuzbrüder gekommen war, und weil zur See bedeutende Schaaren anlangten, die wohlbehalten und wohlgerüstet, und zum Theil in dem stolzen Bewußtsein, ruhmvolle Thaten vollbracht zu haben, da standen. Denn eine große Flotte, mit nordteutschen und englischen Pilgrimmen besetzt, war auf ihrer Fahrt von der Nordsee nach dem heiligen Land in Portugall gelandet, und die Krieger des Heilandes, bereit überall ihr Schwert zu schwingen, wo Ungläubige und Feinde des Kreuzes zu bekämpfen waren, hatten zu derselben Zeit, da Kunrad's Heer in Klein-Asien zu Grunde ging, auf den Anruf des Königes Alfons von Castilien die Saracenen bekämpfet, und die große und volkreiche Stadt Lissabon glorreich erobert! (Oct. 1147).

481. Die Verhältnisse des Königreiches Jerusalem hatten sich seit dem Tode des Königes Fulco keinesweges gebessert. Nureddin hatte den Sitz seiner Macht nach Aleppo verlegt; er hatte sein Reich erweitert, und durch Weisheit und Gerechtigkeit, nach den Begriffen des Morgenlandes, befestiget. Er stand daher sicher, und wohl gerüstet, ein furchtbarer Feind des christlichen Reiches. In diesem Reich aber war die frische Regsamkeit mehr und mehr abgestorben, und der alte

Helden-Geist wurde höchstens nur noch in den geistlichen Ritter-Orden gefunden. Ein Paar Kriegszüge waren allerdings, in abenteuerlicher Weise, unternommen, und der junge König, Balduin III., hatte denselben beigewohnet; aber selbst diese Züge, weder vom Ruhme noch vom Glücke begleitet, gaben ein unerfreuliches Zeugniß über die Kraft der Regierung und über den Zustand des Reiches. Die Fürsten desselben, unter einander in bitteren Zwisten, und die Gefahr, von welcher sie bedrohet wurden, aus Selbstsucht und Eitelkeit verkennend, sahen fast eben so argwöhnisch, wie die Griechen, auf die neuangekommenen Heere; und alle Pullanen, mehr und mehr verweichlichet und an die Sitten des Morgenlandes gewöhnet, fürchteten sich mehr vor der Kraft und der Derbheit der Abendländer, als vor ihren muselmännischen Feinden. Die Kreuzheere, unter Kunrad's III. und Ludwig's VII. Anführung, durften daher in keiner Hinsicht auf die morgenländischen Christen rechnen; vielmehr mußten sich auf beiden Seiten Mißtrauen und Argwohn einstellen; und eben deßwegen konnten dort Mißmuth und Unwillen, hier Falschheit und Verrath nicht ausbleiben. Die beiden Könige indeß, welchen diese Heere folgten, jene Verhältnisse nicht gehörig erwägend, und von dem natürlichen Verlangen beseelet, wie sie in äußerem Glanz ihre hohe Würde darzulegen suchten, so auch durch eine große und würdige Unternehmung ihre Macht zu bewähren und sich im Lande des Heiles ein bleibendes Gedächtniß zu stiften — die beiden Könige beschlossen, die Eroberung der Stadt Damascus, der

uralten Leuchte des Morgenlandes, zu versuchen. Die Unternehmung aber, mit schönen Hoffnungen angefangen, endigte (J. 1148), unter Arglist, Verrath und Bethörung, auf eine höchstschmachvolle Weise, und erzeugte in den beiden Fürsten einen gerechten Unmuth, der sich desto grimmiger an ihr Herz festsog, da auch die Unternehmung gegen Ascalon, durch welche der Schimpf von Damascus getilget werden sollte, so unglückselig ablief, daß der fromme Geschichtschreiber dieser Begebenheiten aus christlicher Scham die Erzählung vermeidet. Nach solchen Erfahrungen: was blieb den Kreuzbrüdern, wie schmerzdurchdrungen auch ihre Brust sein mochte, Anderes übrig, als das heilige Land seinem Schicksale zu überlassen, und in die Heimath zurückzukehren! (J. 1149). Der heilige Bernhard aber ward in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, als man, Verheißung und Erfüllung an einander haltend, ihm harte, spöttische, höhnende Vorwürfe machte. Die Kreuzfahrer indeß hatten auf eine solche Weise gelebet, daß es ihm leicht genug ward, den Heiland zu rechtfertigen und sich selbst; sein heißer Wunsch aber, den er im frommen, wachsenden Vertrauen auf den Herrn hegte, noch eine große Heerfahrt, aus gläubigen und frommen Kriegern bestehend, zu Stande zu bringen, ging nicht in Erfüllung, und seine, und seines Freundes, des Abtes Suger, große Anstrengungen für diesen Zweck waren alle umsonst.

Neuntes Capitel.

Fortgang des Verfalles; Verlust von Jerusalem; Kreuzzug Friedrich's I. Philipp August's, Richard's I. (Teutsche Ritter).

482. Es war sehr natürlich, daß der Eindruck, welchen dieser jammervolle Kreuzzug auf die Seelen der abendländischen Christen machte, den Gedanken an eine neue Unternehmung auf lange Zeit vernichtete, und selbst bei Einzelnen die Lust zu einer Wallfahrt nach dem heiligen Land unterdrückte; es war auch eben so natürlich, daß die Muselmänner über solchem Unglücke der christlichen Fürsten und Heere, die so stolz zu ihrem Verderben herangezogen waren, frech ihr Haupt erhoben, bitteren Hohn aussprachen, die Macht ihres Propheten feierten und eben dadurch zu neuen und kühnen Unternehmungen aufgereizet wurden. Die unglücklichen Pullanen aber, nunmehr den ungläubigen und trotzigen Feinden bloß gestellet, die in der That Vieles zu rächen hatten, erkannten zu spät das Unheil, das zum Theile durch ihre Trägheit und Treulosigkeit herbeigeführet war. Die Geschichte des Königreiches Jerusalem verlieret unter solchen Umständen sehr an Interesse. Die einzelnen Ereignisse scheinen Wiederholungen früherer Ereignisse zu sein, nur mit dem Unterschiede, daß auf der Seite der Christen mehr und mehr die Schwäche offenbar ward und das Leben abstarb. Die Gränzen des Reiches wurden immer mehr zusam-

mengedränget, und das Land innerhalb der Gränzen oft weit und breit verwüstet von feindlichen Schaaren. Selbst die kühnsten Thaten, an welchen es keineswegs fehlte, hatten selten andere Folgen, als Raub und Beute. Und dennoch setzten die Fürsten des Landes ihre alten Zwiste fort und verfolgten Pläne, bei welchen das Heil des Ganzen ihnen selten vor der Seele stand. Die Zwietracht zwischen der Geistlichkeit und den weltlichen Herren fand stets und überall neue Nahrung; und besonders gaben die geistlichen Ritter, in welchen neben ihrer kühnen Tapferkeit eine arge Habsucht schmutzig empor wucherte, stets Veranlassung zu Unfrieden und Streit. Ja, der König Balduin III. gerieth (J. 1152) mit seiner eigenen Mutter, Melisende, welche der Gewohnheit des Regierens nicht entsagen konnte, zuerst in einen Streit, der zur Theilung des Reiches führte, nnd bald in einen offenen Kampf, der über dem Grabe des Heilandes blutig bestanden ward, und bittere Leidenschaften, auch nach der Ausgleichung, zurück ließ. Und zu diesem Allen kam noch die fortdauernd feindliche Stellung der Kreuzfürsten zum griechischen Reiche, mit welchem der ungestüme und frevelhafte Raimund von Antiochien zuletzt sogar einen offenen Krieg herbeiführte. In der That: es ist zu verwundern, daß das kleine Reich sich habe erhalten können unter solchen Umständen!

483. Diese Erscheinung indeß ist leicht genug zu erklären, und besonders aus drei Gründen. Zuerst waren die Staaten der Muselmänner, von arger Feind-

schaft gegen einander beseelet, nicht in einem Zustand, in welchem ihnen die Benutzung der Verhältnisse des Königreiches Jerusalem leicht geworden wäre. Nureddin war der einzige Feind, welcher den Christen gefährlich war; und dieser Fürst ging mit großer Vorsicht zu Werk, und suchte stets zu befestigen, was er gegründet hatte, und zu sichern, was er besaß. Ihm lag zunächst daran, Damascus zu erobern, und, als er es erobert hatte, zu gewinnen. Ueberdieß hatte er sein Auge nach allen Seiten zu wenden; er durfte seinen eigenen Truppen nicht trauen; er mochte zugleich erkannt haben, daß das christliche Königreich desto leichter fallen würde, je länger es fortbestand; auch wurden er und andere türkische Fürsten durch die Griechen und durch ihre Furcht vor neuen Fahrten aus dem Abendland in Spannung erhalten. Aegypten endlich gerieth mehr und mehr in große Verwirrung und fühlte sich in aller Hinsicht gelähmet. Zweitens war das christliche Königreich, wenn auch von der übrigen Christenheit vernachlässiget, doch nicht ganz verlassen. Kleine Haufen ritterlicher Pilgrimme langten von Zeit zu Zeit an; und was an Begeisterung fehlte, das ersetzte einiger Maßen der Eigennutz. Die Venetianer nahmen sich, aus Liebe zum Handel und zum Gewinne, der Küsten an, und leisteten dadurch den Pullanen wesentliche Dienste. Am Meisten aber trug drittens wohl der Umstand aus, daß Balduin III. ein Fürst war, der nicht unter den Umständen stand, ausgezeichnet durch die herrlichsten Eigenschaften für den Krieg wie für den Frieden, immer bereit, kräftig und gewaltig ein-

zugreifen, wo Hülfe am Dringendsten gefordert ward, und, wenn auch zuweilen durch Jugend und bösen Rath zum Verkehrten hingestoßen, doch meistens dem Recht und der Wahrheit zugewandt, und Beides rücksichtslos erstrebend. Im Uebrigen war die ruhmvollste That unter der Regierung Balduin's III. die Eroberung von Ascalon (J. 1153). Allerdings mochte diese Eroberung, bei der Zerrüttung Aegyptens, so schwierig nicht sein; aber sie erregte ein großes und allgemeines Aufsehen und hob den König und seine Ritter zu dem kühnsten Vertrauen empor, weil die Feste zwei Male großen Kreuz-Heeren Widerstand geleistet hatte, und weil ihr Besitz das Eindringen in Aegypten möglich und leicht machte.

484. Das aber, was nach menschlicher Berechnung ein Glück für das Königreich Jerusalem sein und werden sollte, schlug in dem Gange der Begebenheiten zum Verderben desselben aus. König Balduin III. nämlich starb (J. 1162) zu großer Betrübniß vieler tausend Menschen, und ihm folgte, da er keine Kinder hinterließ, sein Bruder Amalrich, ein Fürst keinesweges ohne Geist und Tüchtigkeit, aber durchaus nicht geeignet, den weiten Raum auszufüllen, der durch Balduin's Tod entstanden war. Ungelenk und unberedt, abstoßend und nachlässig, sinnlich, voll blindes Vertrauens, Günstlingen hingegeben und der Geistlichkeit unritterlich zugewandt, konnte Amalrich unmöglich die Angelegenheiten eines Reiches fördern, das so gefährlich stand, wie Jerusalem, und so weni-

gen Halt in sich hatte. Sein Gedanke war ohne Zweifel, auf dem Wege fortzugehen, auf welchem Balduin, sein Bruder, einen so schönen Ruhm gewonnen hatte; und die Verhältnisse Aegyptens lockten ihn immer weiter auf dieser Bahn. In Aegypten nämlich war der Fatimidische Chalif nicht wieder zu Ehre und Ansehen gelangt; weil er aber doch für den Herrn des Landes galt: so war, nach der Natur menschlicher Dinge, um die Stelle der Vezire, jetzt Sultane genannt, bei welchen die Gewalt war, ein Ringen und Streiten entstanden, das seit drei Jahrzehenten das Reich auf die ärgste Weise zerrüttete. Nicht lange nach der Thronbesteigung Amalrich's war der Vezir Schaver, verdränget von Dargam, der sich an seine Stelle setzte, zum Sultane Nureddin geflüchtet. Von diesem erhielt er einige Schaaren Curdischer Miethvölker, welche von Schirkuh und dessen Neffen Saladin, Ejub's Sohne, geführet wurden, und ihn in seine Würde wieder einsetzen sollten. Das war der Anfang von einer Kette merkwürdiger Ereignisse. Der Sultan Dargam fürchtete, in der Gefahr vor Schaver, einen Angriff von Seiten der Christen, zu welchem Amalrich sich schon rüstete. Daher verglich und verband er sich (J. 1163) mit diesem. Dargam ward ermordet; Schaver aber gerieth mit seinem Beschützer in bitteren Streit, weil er ihm in der Noth mehr versprochen hatte, als er ihm im Glücke zu halten geneigt war. In dieser gefährlichen Stellung trat Schaver in dieselbe Verbindung mit dem König Amalrich, in welcher Dargam mit ihm gestanden hatte, und Schirkuh und Saladin

waren mit ihren Kurden genöthiget, vor den vereinten Schaaren der Christen und der Aegypter das Land zu räumen (J. 1164). Dieser Vorgang reizte Nureddin's Stolz; er erregte in Schirkuh und Saladin Zorn und Ingrimm, und in allen Muselmännern, die sich zu dem Abbasidischen Chalifen hielten und die Aegypter zugleich als Ketzer betrachteten, erhob sich ein religiöser Unwille über die Schande dieser Verbindung mit den Christen. Also entstand der Gedanke einer großen Heerfahrt nach Aegypten für den Propheten und den Glauben, zum Sturze des Fatimidischen Chalifen und zur Unterdrückung der Schiitischen Ketzerei. Nureddin sorgte für das Heer; Schirkuh und Saladin erhielten die Anführung, und der Chalif in Bagdad segnete das heilige Werk (J. 1166).

485. Zu leugnen ist nicht: in dieser ungeheueren Noth, in welche nicht bloß der Vezir Schaver gerieth, sondern das ganze Chalifat der Fatimiden, ward Aegypten (J. 1167) nur durch den König Amalrich gerettet. Es ist aber begreiflich, daß der christliche König, ehe er den alten Feinden die erbetene Hülfe leistete, sie fühlen lassen wollte, wie sie ihm gegenüber standen. Es ist selbst verzeihlich, daß die Christen, als das Land gerettet war, und sie nun den Zustand desselben erblickten, und die Wichtigkeit erwogen, welche der Besitz für das Reich Jerusalem, wie man schon im Beginne der Kreuzzüge erkannt hatte, haben mußte, nach diesem Besitze strebten und den Gedanken der Unterwerfung festhielten. Aber eben so unklug,

als schandbar nnd unverzeihlich war es, daß der König und das christliche Heer das Unglück des Landes so schnöde mißbrauchten, und von Habsucht, Geiz und anderen niedrigen Leidenschaften getrieben, plünderten, raubten, höhnten und die Menschen zur Verzweifelung brachten. Denn diese Verzweifelung zwang den Vezir und den Chalifen sich, demuthsvoll und Hülfe flehend, an Nureddin zu wenden; und, wie groß der Haß gegen die Aegypter sein mochte, der Haß gegen das Kreuz war noch größer! Die feindlichen Schaaren unter Schirkuh und Saladin verbanden sich mit den ägyptischen, und das christliche Heer wurde durch die Furcht vor der vereinten Macht um allen Gewinn seiner Siege betrogen, und gezwungen das Land zu räumen (J. 1168).

486. Die Züge nach Aegypten hatten den König genöthiget, die östlichen und nördlichen Gränzen seines Reiches zu vernachlässigen; auch hatten sie einen großen Aufwand von Kraft veranlasset, deren Verlust man schmerzlich fühlte. Dieser Verlust jedoch mochte nach und nach gut gemacht werden; Das aber, was nun in Aegypten vorging, war nicht zu berechnen und schlug bald zum Verderben der Christen aus. In einer seltsamen Verkettung der Dinge nämlich, gelangte zuerst Schirkuh und bald (J. 1169) Saladin zu der Gewalt des Vezirs in Aegypten. Dadurch wurden sie Herren des Landes, wenn sie gleich Anfangs den Sultan Nureddin noch als ihren Herrn anerkannten, und den unglücklichen Chalifen aus Ali's Geschlechte scheinbar in seiner Würde bestehen

ließen. Als aber dieser letzte Fatimide, der Chalif Adhed, gestorben war (J. 1170), führte Saladin ohne Weiteres die Sunnitische Lehre ein, stellte Aegypten unter den Abbasidischen Chalifen und benahm sich selbst als dessen Beamteten; und nach Nureddin's Tode (J. 1173), seines alten Herrn und Freundes, nahm Saladin den Titel eines Sultans an, erklärte seine völlige Unabhängigkeit als weltlicher Fürst, und erweiterte sein Reich bald über die Gränzen Aegyptens hinaus. Saladin aber war ein Fürst, mit welchem, wenn man ihn nach seiner Zeit, seinem Glauben und seinem Lande beurtheilet, nur Wenige eine Vergleichung aushalten; und nur sehr selten sind Freunde und Feinde, in alter und neuer Zeit, so einig gewesen in ihrem Urtheil über einen bedeutenden Mann, als über Saladin's große, herrliche, edle Eigenschaften. Fromm und gut, gerecht und wahr, liebenswürdig und freigebig, tapfer und ritterlich, jedes menschliche Gefühl schonend, jedes Schöne achtend und fördernd, obgleich nicht ohne Heftigkeit, Ungestüm und selbst nicht ohne die Grausamkeit der Leidenschaft, gewann Saladin leicht die Seelen der Menschen, gab seinen Glaubensgenossen, was ihnen bisher durchaus gefehlet hatte, einen Halt und einen Vereinigungspunct, begeisterte sie durch Beispiel und Thaten für ihres Propheten Ehre und Ruhm, und riß sogar von den Söhnen des Kreuzes Manche zur Bewunderung hin und durch die Bewunderung zur Verbindung mit ihm und zur Treulosigkeit gegen ihre Brüder. Indeß verlief ein Zeitraum von zehn Jahren, ohne daß die Christen zu ahnen schienen, welch' einen gefährlichen Feind sie an diesem Saladin hatten. Wahrscheinlich

wurden sie dadurch bethöret, daß die ersten Versuche, die Saladin gegen sie machte, theils ohne bedeutenden Erfolg waren, theils gänzlich mißlangen; und bei dieser Tethörung verfolgten sie ihre kleinlichen Leidenschaften und Zänkereien unter einander um so unbedenklicher, und mit Vernachlässigung aller verständigen Vorkehrung, da Saladin sie nicht störte: denn er betrieb sein Werk großartig, und suchte vor Allem die Länder am Tigris und am Euphrat in seine Treue zu ziehen.

487. Inzwischen schwand im Königreiche Jerusalem alle Kraft zusammen. Nach dem Abzug aus Aegypten, hatte Amalrich noch eine neue Fahrt gegen dieses Land, in Verbindung mit den Griechen, unternommen, aber durch Trägheit und Treulosigkeit, welche dieses Mal auf der Seite der Kreuzkrieger war, ohne Ruhm und Gewinn. Drei Jahre nachher (J. 1173) starb er, und an seine Statt erhielt sein Sohn, Balduin IV., Krone und Reich, ein kranker Knabe, dem Jugend und Siechheit die Verwaltung des Reiches unmöglich machten. Trägheit, Sittenlosigkeit, und Zwietracht aller Art fanden daher Raum und Gelegenheit empor zu wuchern. Das Leben, das einige Pilgrimme aus dem Abendlande von Zeit zu Zeit erregten, hatte keinen Bestand, fand keine Nahrung und trug nur bei, den inneren Unfrieden zu vergrößern. Die alte Begeisterung schwand immer mehr dahin; an Entwürfen fehlte es nicht, aber an Thaten ist, außer dem rühmlichen Sieg über Saladin bei Ascalon (J. 1177), die Geschichte arm. Desto reicher ist sie an Ränken und Händeln! Und diese Händel und diese

Ränke erhielten eine neue und folgenreiche Bedeutung durch die Vermälung der älteren Schwester des Königes (J. 1180), Sibylla, Wittwe des Markgrafen Wilhelm von Longaspata. Denn man hatte gehoffet, durch die Hand dieser Fürstin einen mächtigen Herrn des Abendlandes zu gewinnen, um von außen die Kräfte zu ersetzen, die man im Reiche selbst nicht zu erhalten vermochte; der König aber, von seiner bösen Krankheit gebrochen, und geängstiget durch den Ehrgeiz der Barone seines Reiches, vermälte sie, in leidenschaftlicher Hast, mit Veit von Lusignan, einem wackeren Ritter, von einfachen Sitten, Unschuld und Ehrlichkeit, aber eben deßwegen wenig geachtet unter dem gewaltthätigen, üppigen und arglistigen Geschlechte dieser Zeit. Dadurch erregte er für den Augenblick ein großes Geschrei wirklicher oder vorgeblicher Unzufriedenheit; für die Zukunft hingegen begann ein langes Gewebe von unglückseligen Umtreibereien, über welchen man die Sache des Reiches und des Heilandes immer mehr aus den Augen verlor. Der König, erschreckt durch jenes Geschrei, sahe kein anderes Mittel, zu bestehen und zu retten, als einen Waffenstand mit Saladin, und der Sultan, der seine großen Entwürfe gegen seine Glaubensgenossen verfolgte, überzeuget vielleicht, daß ihm Jerusalem nicht entgehen könne, wenn diese Entwürfe ausgeführet wären, bewilligte den Waffenstillstand gern.

488. Aber die wilde Leidenschaft, welche die Christen von einer Elendigkeit in die andere trieb, vereitelte auch die Haltung dieses Waffenstillstandes. Indeß litt das Reich weniger durch den Krieg, den Saladin, seine

anderen Zwecke verfolgend, nur wie eine Nebensache betrieb, als durch die innere Zwietracht seiner ersten Glieder, die alle Schranken überstieg, und in der unglücklichen Krankheit des Königes ihre Nahrung fand. Von dem Ungestüme der Partei, welche der König durch die Vermälung seiner Schwester beleidiget hatte, geängstiget, entriß er seinem Schwager die Verwaltung des Reiches, erklärte seinen Neffen, Balduin (V.), ein fünfjähriges Kind, zum König, übertrug die Reichsverwaltung vertragsweise dem Grafen Raimund von Tripolis, und starb (J. 1183), als das Schwert gezuckt war gegen das Schwert und Jeder, vom allgemeinen Mißtrauen ergriffen, gegen den Anderen stand. Graf Raimund, wie redlich er es meinen, wie kräftig er sein mochte, hatte in der That, unter solchen Verhältnissen, mitten im Hasse der Parteien und bei der Hungersnoth, welche das Land drückte, kein anderes Mittel der Rettung, als einen neuen Waffenstillstand, welchen er von Saladin zu erkaufen kein Bedenken trug. Aber das Verhältniß, in welchem er zu dem jungen Könige, dem Stiefvater desselben gegenüber, stand, war zu unnatürlich und zu empörend, als daß es hätte halten können, wenn er selbst auch nicht, neben der Liebe der Aermeren im Volke, grimmige persönliche Feinde unter den Großen gehabt hätte. Als daher der König schon nach drei Jahren (J. 1186) starb, da brach die Wuth von allen Seiten los. Ueber die Krone des unglücklichen Reiches entstand ein heilloser Streit. Graf Veit, die Rechte seiner Gemalin fordernd, nahm sie in Anspruch, und Graf Raimund verweigerte sie ihm, feierlich sich berufend auf seinen feierlichen Vertrag mit dem Könige Balduin IV.

Die Templer traten auf Veit's Seite, die Johanniter hielten zu Raimund, und das ganze Reich wurde durch einen unseligen Spalt aus einander gerissen. Nun gelang es allerdings der listigen Sibylle, ihrem Gemale Veit die Krone zu verschaffen; aber Raimund, der sich um seine schönste Hoffnung betrogen und von seinen Anhängern, feig oder ängstlich, schmachvoll verlassen sah, wurde von dem bösen Geiste der Rache zu Saladin getrieben, und empfing von diesem türkische Schaaren zu dem gottlosen Kriege, mit welchem er seinen Gegner zu überziehen beschloß. Und während in dieser Weise das Aergerlichste und Verwerflichste unter den weltlichen Großen geschah, kamen bei der Geistlichkeit die sündhaftesten Auftritte vor; der Patriarch von Jerusalem führte ein schandbares Leben, und Sitte und Zucht schwand unter den Pfaffen dahin. In der That, es ist nicht zu verwundern, daß die Gemüther mancher Menschen, von steter Besorgniß gequälet, ohne Hoffnung und ohne Aussicht, wankend wurden in ihrem Glauben; daß sie den Heiland verließen, und sich zu dem Propheten ihrer Feinde wandten, bei welchem der Sieg war und das Glück!

489. Und unter diesen Gräueln, in welchen die Christen selbst die Kräfte des Reiches verzehrten, trug ein frecher Ritter, Rainald von Chatillon, kein Bedenken, den Waffenstillstand mit Saladin, der allein dem Königreiche Jerusalem noch eine Todesfrist gewähren konnte, durch eine rohe Gewaltthat frevelhaft zu brechen. Dadurch erhielt der Sultan die schönste Gelegenheit zur Erneuerung des Krieges, der ihm jetzt, nachdem er seine

übrigen Plane glücklich ausgeführet und die Kräfte der Muselmänner zu einer starken Macht vereinet hatte, nur willkommen sein konnte. Seine Rüstung war furchtbar, und bewies den Christen, daß der Tag der Entscheidung gekommen sei. Von diesem Gedanken erschrecket, rafften sie sich auf, aber im Taumel, wie ein Schlaftrunkener. Sie ergriffen Maßregeln, durch welche ein Heer zusammen gebracht wurde, bedeutend durch die Zahl der Bewaffneten und stattlich für den Anblick; aber es fehlte die Seele, jener alte Helden-Glaube an das Kreuz, vor welchem die Mauern von Jerusalem gefallen waren; und doch mußte man, um dieses Heer zu Stande zu bringen, an das Schicksal desselben das Schicksal des ganzen Königreiches knüpfen! Die bitteren Feinde, König Veit und Graf Raimund, wurden dahin gebracht, daß sie sich, in der dringenden Gefahr, die Hand reichten, und ihre Schaaren zu gemeinsamer Abwehr vereinigten; aber der alte Ingrimm wurde nicht überwunden; die Erinnerung an das Geschehene hielt die Gemüther aus einander, und die Leidenschaft der Parteiung war so groß, daß man nicht einmal den Verdacht, Graf Raimund habe die Wolfshaut noch nicht ganz abgeworfen, zu verbergen vermochte. Also konnte der Ausgang des Krieges kaum zweifelhaft sein. Diese schnelle, schmachvolle und unglückselige Entscheidung aber, welche in der Schlacht auf den felsigen Höhen von Hittim, unfern von Tiberias, (5. Jul. 1187) so schrecklich für die Christen fiel, war lediglich das Werk des Unverstandes und der Leidenschaft. Jenem jammervollen Tag entgingen, weil man Alles auf Einen Wurf gesetzt hatte, nur wenige Ritter und Herren, und

diese Meistens nicht ohne den Verdacht der Verrätherei, und fast Keiner ohne die Schande feiger Niedertracht. Der König selbst gerieth in Gefangenschaft.

490. Sogleich nach diesem Tag aber wurden die Städte und Burgen des Landes von dem Sultan eingenommen, wie offene Dörfer. Fast überall fehlte es an Vertheidigern oder an Hülfsmitteln; und wo es nicht fehlte, da zeigten sich die Seelen der Menschen von Schrecken und Jammer so zusammen geschüttelt, daß fast nirgends an Widerstand gedacht ward. Nur Tyrus, wohin die Ueberreste des christlichen Heeres geflüchtet waren, wohin der kühne Kunrad von Montferrat, aus dem zerrütteten und undankbaren Constantinopel nach dem heiligen Land eilend, Muth und Vertrauen brachte, wohin endlich Pilger von allen Seiten sich sammelten — nur Tyrus wies die Schaaren des Sultanes zurück! Auch die heilige Stadt Jerusalem versuchte zu widerstehen. Obgleich entblößet von Vertheidigern und angefüllet mit wehrlosem Volk, ohne Ordnung, ohne Lebensmittel, fühlte man sich doch noch ein Mal vom Glauben an die Heiligkeit des Ortes ergriffen, und erwartete die Hülfe von dem Herrn, welche bei Menschen nicht mehr zu finden war. Wenn aber auch dieser Glaube bald dahin schwand beim Anblicke der feindlichen Schaaren und ihrer furchtbaren Rüstung: so wurde doch den unglücklichen Menschen, die in Jerusalem zusammen gedränget waren, die Gnade, daß sie an Saladin, dem Muselmann, einen Sieger fanden, wie sie in der ganzen christlichen Welt keinen gefunden haben möchten. Der Edelmuth, welchen Saladin,

alle Rache verachtend, allem Uebermuthe fremd, Gott ergeben und dankbar für den Sieg seines Glaubens, bei dem Abschlusse der Capitulation (Septemb. 1187), und bei der Ausführung derselben bewies, stand mit dem Verfahren der Christen, bei der Eroberung der heiligen Stadt vor acht und achtzig Jahren, in einem so schneidenden Widerspruche, daß man selbst in dieser späten Zeit kaum die Vergleichung machen kann ohne Beschämung. Durch manche, auch kühne, Brust in jenen Tagen mag sie, diese Vergleichung, wie ein Schwert gedrungen sein, und ungerührt ist wohl kaum ein fühlender und denkender Mensch geblieben. Daher wäre es wohl möglich, daß das wahre Christenthum durch den Verlust von Jerusalem mehr gewonnen hätte, als es durch die Eroberung gewonnen hatte; und dieser Gedanke mag vielleicht einigen Trost gewähren bei dem unendlichen Jammer, den diese Ereignisse mit sich trugen.

491. Als die Nachricht von diesen Begebenheiten nach Europa kam, da ging ein Schrei des Schreckens und des Schmerzes durch die Länder der Christenheit; man erkannte in dem ungeheueren Unglück eine gerechte Strafe für Schuld und Sünde; und in allen frommen Seelen entstand der Gedanke, daß man alles Unglück nicht fürchten, sondern sich aufmachen müsse, um dem Herrn das Land wieder zu erobern, auf welchem seine Füße gestanden. Viele rüstige Männer, besonders aus den südlichen Ländern, eilten, vom Segen des heiligen Vaters begleitet, über das Meer, um den letzten Fleck zu retten, der noch nicht verloren war,

und König Veit, welcher vertragsmäßig aus Saladin's Gefangenschaft zurück kam, stellte sich an ihre Spitze, um Ptolemais wieder zu erobern. Der Papst aber (Gregor VIII., Clemens III.) hielt eine neue große Waffnung für eben so nothwendig, als sie wegen des tiefen und allgemeinen Eindruckes, welchen der Fall Jerusalem's hervorgebracht hatte, leicht zu bewirken sein mußte. Und auch ihm konnte es nicht einfallen, diesem Eindruck auszuweichen, oder hinter der Bewegung der Gemüther zurück zu bleiben. Schon vor zwanzig Jahren hatte man von Palästina aus, durch eine Gesandtschaft in das Abendland, neue Hülfe, durch einen neuen Kreuzzug, zu gewinnen gesucht. Diese Bemühungen, vom Papste gefördert, waren nicht lange vor dem Falle Jerusalem's wiederholt. Auf ihre Wirkung stützte nun der Papst zunächst das Werk einer neuen Kreuzfahrt; und theils deßwegen, und theils wegen der feindlichen Stellung, in welcher der Kaiser, Friedrich I., zu dem heiligen Stuhle stand, wandte er sich zuerst an die Könige von Frankreich und von England, Philipp August und Heinrich II., und beide Fürsten verpflichteten sich zu einem heiligen Zug und empfingen das Kreuz aus der Hand des Erzbischofes, Wilhelm von Tyrus, des Geschichtschreibers. Aber ihre Seele blieb auf irdische Verhältnisse gerichtet; sie beharrten in der Feindschaft, in welcher sie wider einander standen und setzten die kaum unterbrochenen Händel fort; sie benutzten nur das heilige Zeichen zur Erreichung anderer Zwecke; und erst, als nach dem Tode Heinrich's II., Richard Löwenherz, sein

Sohn, den Thron bestiegen hatte, ward mit Ernst an die Ausführung gedacht.

492. Zu derselbigen Zeit stand der Kaiser Friedrich der Rothbart in hohem Alter auf den Trümmern großer Entwürfe mit ungebrochener Seele. Klar und mit Ergebung, nach so vielen mißlungenen Thaten, auf das Leben und seine Verhältnisse hinblickend, hatte Friedrich die Nachricht von dem Unglück in Palästina vernommen, ohne von der Erschütterung fortgerissen zu werden, welche die meisten Menschen durchdrang. In den Jahren stürmischer Jugend hatte er dem Zuge seines Oheimes, Kunrad's III., nach dem heiligen Lande beigewohnet, und hatte die gräßlichen Unfälle gesehen und getheilet, die damals über das Heer des Kreuzes kamen. Um so weniger konnte er mit eitelen Hoffnungen zum Kreuze greifen. Aber der Rückblick auf sein wechselvolles Leben; der Gedanke, daß die Zahl seiner Tage größtes Theiles dahin war; vielleicht auch der Unwille über das unwürdige Spiel, welches die Könige von Frankreich und England mit dem Kreuze zu treiben schienen, mögen die Ueberzeugung in ihm erwecket haben, daß er diesen Königen gegenüber vor Welt und Nachwelt einen gerechten Ruhm erwerben, das Heil seiner Seele in diesen letzten Tagen seines Lebens am Beßten berathen und frühere Verirrungen und Sünden am Leichtesten in Vergessenheit bringen würde, wenn er das Kreuz nähme, und mit demselben Eifer nunmehr dem Herrn diente, wie zuvor sich selbst. Gewiß ist: als Kaiser Friedrich I. (zu Ostern

J. 1188) einmal den Entschluß gefaßt hatte, den Ueberrest seines Lebens dem Dienste des Heilandes zu weihen, so betrieb er die Rüstung zu dem heiligen Zuge mit dem Feuereifer eines begeisterten Jünglinges, und mit der Weisheit und Besonnenheit, welche ein Leben voll großer Erfahrungen im Rath und im Feld allein gewähren konnte, und beschämte dadurch die selbstsüchtige Langsamkeit der benachbarten jüngeren Könige. Viele Tausende in seinem Volk aber, und unter diesen eine große Zahl von Fürsten, Herren und Rittern, schlossen sich mit frommem Vertrauen ihrem Kaiser an, und folgten ihm freudig auf der Bahn zu Heil und Ruhm. Und der alte Held rechtfertigte das Vertrauen, das in ihn gesetzet ward, auf die schönste Weise. Mit den Herren der Länder, durch welche der Zug gehen sollte, bis zum türkischen Sultane von Iconium hin, wurde wegen einer freien Fahrt unterhandelt; aber der Kaiser ließ sich durch keine glatten Versprechungen bethören oder sicher machen. Er sorgte für Alles auf eine solche Weise, als habe er nur sich selbst und dürfe sich nur verlassen auf die Kraft des Heeres, an dessen Spitze er stand. Niemals hatte ein Kreuzheer mit solcher Ordnung und solcher Zucht den vaterländischen Boden verlassen, als die Schaaren, mit welchen Friedrich von Regensburg aufbrach. Und dieselbe Zucht und dieselbe Ordnung blieb ungestöret auf dem ganzen Zuge. Daher gelangte man ungehindert und fröhlich durch Ungern bis zur Gränze des griechischen Reiches.

493. Bei dem Tode des Kaisers Manuel, welcher durch Klugheit, Tapferkeit und Stärke dem alten morschen Throne dieses Reiches ein Ansehen verschafft hatte, welches er selbst unter den günstigen Umständen jener Zeit keineswegs verdienete, war (J. 1180) die Herrschaft an seinen Sohn, den schwachen und unglücklichen Knaben, Alexius II., gekommen. Seitdem hatte sich, in mannigfaltigen Unruhen und Bestrebungen, der sittliche Zustand der Gesellschaft in diesem unglückseligen Reich offenbaret, und nicht ohne Grausen kann man in den bodenlosen Pfuhl von Sünde und Schande, Feigheit, Grausamkeit, Niedertracht, und jeglicher Schlechtigkeit hinein schauen, der hier das traurige Leben trug. Vom Patriarchen an, durch die Großen am Hof und im Staate hindurch bis zum Pöbel hinab — es ist Ein Elend und Eine Verworfenheit. In dieser scheuslichen Verdorbenheit ging der unglückselige Kaiser Alexius II., dessen Jugend auf die schändlichste Weise mißbraucht war, zu Grund, und Andronikus, ein alter Sünder, der durch alle Sümpfe des Lasters hindurch gegangen, der mit allen Schandthaten, welche die Sonne sehen mag, beflecket, besudelt, belastet war, der aber sebst in einem solchen Leben Geist und Kraft nicht zu zerstören vermocht hatte, setzte sich (J. 1182) auf den kaiserlichen Thron. Und drei Jahre lang schwelgte der sinnlose Tyrann in Wollust und Grausamkeit gegen die Großen des Reiches, und erhielt durch die Furcht, die er einflößte, eine gewisse Ruhe und Ordnung, und achtete es dabei nicht, daß die Gränzen des Reiches durchbrochen wurden. Als

aber endlich die Rache über ihn kam, und er einen wohlverdienten, aber einen Tod fand, gegen dessen langsame Marter sich jeder Gedanke sträubet, da erhielt der feige, argwöhnische und arglistige Isaac Angelus, mehr durch Zufall als durch That den Thron, und mehr durch Zufall als durch That ward er auf demselben befestiget und fast nicht ohne Glanz. Denn ein Heer, welches König Wilhelm I. von Sicilien gegen das Reich gesendet hatte, von welchem Thessalonich erobert und Constantinopel bedrohet war, wurde am Strymon, durch Alexius Branas, gefangen genommen; und der Sieg, zu welchem der neue Kaiser auch nicht das Geringste beigetragen hatte, ward ihm zu Gute gerechnet. Aber bald erbleichte dieser Glanz und Reich und Thron geriethen vor äußeren Feinden und und innerer Auflösung in große Gefahr. Und als diese Gefahr, welche, bei dem Zustande von Volk und Heer, besonders durch das neue Wlachisch-Bulgarische Reich an der Donau zu entstehen schien, dem Kaiser Isaac recht fühlbar geworden war, nahete sich Kaiser Friedrich I. mit seinem großen und wohl geordneten Heere gefürchteter Kreuzbrüder.

494. Daß Isaac in einer solchen Lage, bei dem Andenken an die früheren Händel der Kreuzheere mit den griechischen Kaisern, in Besorgniß und Angst gerieth, ist begreiflich; aber unbegreiflich ist es, wie er geglaubt haben kann, es sei möglich, sich durch eine Verbindung mit Saladin, durch türkische Hülfstruppen, durch eilige Befestigung der Städte, und an-

dere kleinliche und ränkevolle Anstalten zu helfen und zu retten. Hätte er einem weniger großen Manne gegenüber gestanden, so hätten die Folgen eines solchen Benehmens verderblich für ihn werden mögen. Friedrich aber verachtete dieses Geschlecht zu sehr, als daß er die Gelegenheit zur Rache, etwa durch ein Bündniß mit Wlachen und Bulgaren, hätte benutzen mögen. Wie ein gewaltiger Riese blickte er auf das zwerghafte Geschlecht, zog mit großartiger Ruhe seinem Ziele zu, warf nieder, was sich ihm entgegenstellte, und bekümmerte sich weder um Das, was zur Rechten lag, noch um Das, was zur Linken. Dieselbe Würde, hervorgehend aus dem stolzen Bewußtsein seiner Kraft und seiner Gewalt über das Heer, das ihm folgte, blieb ihm eigen auf dem Zuge durch Klein-Asien, an dessen Küste die Griechen sein Heer (J. 1189) auf seinen Befehl hinüber gesetzt hatten. An der besonnenen und stets weise geordneten Haltung dieses Heeres, welches der Blick des großen Feldherrn — (für die Begeisterten in der Gestalt des heiligen Georg's) — schützend umschwebte, zerschellten die Anschläge der Türken, welche, der früheren Kreuzheere eingedenk, neue Siege und neue Beute leicht zu gewinnen umsonst gehoffet hatten. So führte er seine Schaaren wohlbehalten mitten durch Klein-Asien hindurch, über Iconium, bis nach Cilicien, und gewann überall die Gemüther der Menschen durch strenge Zucht und Ordnung unter den Seinigen. Aber in Cilicien kam ein ungeheueres Unglück über das fromme Heer. Dieses Heer hatte sich lediglich an dem Geiste seines Führers gehalten, und im schönen Vertrauen auf den alten Helden waren die

Schaaren sorglos dahin gezogen, und ihre Hoffnung war gewachsen mit ihren Fortschritten. Nun aber fand Kaiser Friedrich I. seinen Tod beim Bad im Flusse Saleph (Jun. 1190). Und das Band, das dieses schöne Heer zusammen gehalten und so stark gemacht hatte, war zerrissen! Viele gaben sogleich, von dem allgewaltigen Eindruck um alle Fassung gebracht, ihr Gelübde auf, und eilten in die Heimath zurück. Die Uebrigen, welche des Kaisers tapferer und großgesinnter Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, nach dem heiligen Lande weiter zu führen unternahm, erlitten schon auf dem Wege nach Antiochien großen Verlust; noch größeren erlitten sie durch schwere Krankheiten, und endlich gelangte der traurige Ueberrest in einem so jammervollen Zustande vor Ptolemais an, welche Stadt gerade damals von den Kreuzbrüdern belagert wurde, daß, zumal da auch Herzog Friedrich (März 1191) hinstarb, die ganze große Unternehmung sich in Nichts auflösete. Denn der Orden der teutschen Ritter, welcher, wie die Orden der Hospitaliter und der Templer, auf einer Stiftung, von frommen teutschen Männern für arme und kranke teutsche Pilgrimme, theils (J. 1128) zu Jerusalem, theils im Lager vor Ptolemais gemacht, gegründet wurde, hing allerdings mit diesem Kreuzzuge zusammen und ging aus ihm hervor; an sich aber und als Erscheinung der Zeit verdienet dieser Orden kaum einige Aufmerksamkeit, weil er nur eine Nachbildung des Ordens der Templer war; seine Bedeutung hat er in ganz anderen Verhältnissen erhalten, in welche er nur durch einen Zufall hinein gezogen ward.

495. Während auf solche Weise das teutsche Heer, zu seines Kaisers Ruhm und zu eigenem Verderben, unter dem Kreuze des Herrn dahin zog, hatten die Könige von Frankreich und England ihren alten Hader wenigstens auf einige Zeit ausgesetzt, um in Gemeinschaft die heilige Fahrt anzutreten. Aus guten Gründen zogen sie den Weg über das Meer dem Landwege vor. Philipp August ging in Genua zu Schiffe, Richard in Marseille. In Messina aber, wohin die beiden Könige erst gelangten, als der Kaiser Friedrich schon vor drei Monden seinen Tod gefunden hatte, brach bereits die alte Zwietracht aus der Schranke wieder hervor, in welcher sie eine Zeitlang unter dem Kreuze gehalten war. Bei dem Charakter beider Könige konnte die Geschichte des Streites zwischen Engländern und Franzosen unmöglich vergessen werden, und die Erinnerung mußte Neckereien, Reibungen, Uneinigkeit und Händel zur Folge haben. Nun bestanden aber zwischen Richard und Tancred, welcher um diese Zeit das Königreich Sicilien dem Kaiser Heinrich VI. zu entziehen suchte, solche Verhältnisse, daß, bei Richard's Heftigkeit und wilder Art, feindselige Berührungen nothwendig erfolgen mußten, und diesen Feindseligkeiten konnte Philipp unmöglich fern bleiben. In der That kam es zu einem wirklichen Kriege zwischen Tancred und Richard; Messina wurde von diesem angegriffen, erstürmet, geplündert; und Philipp, gereizet und beleidiget, ward hineingezogen, und es entstand eine Reihe von Händeln und ganz fremdartigen Verhandlungen, durch welche die Zeit verloren, die Feindseligkeit genähret, und das Mißtrauen dergestalt vergrößert wurde, daß zuletzt nur eine

höchstzweideutige Aussöhnung erfolgen konnte. Auf der ferneren Fahrt, unter ungünstigen Zeichen begonnen, kehrte Richard, obgleich Philipp voraus gegangen war, auf Cypern ein, und eroberte gleichsam im Sturme diese Insel, um den elenden Beherrscher, Isaac Angelus, für eine Schändlichkeit zu züchtigen, die er sich gegen schiffbrüchige Pilgrimme erlaubt hatte.

496. Als beide Könige endlich die Küste von Syrien, jedoch nicht zugleich (J. 1191), erreichten, fanden sie einen traurigen Zustand. Seit achtzehn Monden wurde Ptolemais von dem christlichen Heer umsonst belagert. Nachdem Saladin fast alles Land eingenommen, welches zum Fürstenthum Antiochien gehörte, hatte er sich mit großem Nachdrucke gegen das christliche Heer vor Ptolemais gewandt, um diese Stadt zu retten; und es war ein furchtbarer Kampf um dieselbe entstanden, welcher für den Werth zeugte, den beide Theile auf den Besitz dieser Stadt legten. Dieser Kampf dauerte fort. Zugleich standen zwei Fürsten im christlichen Heer in einem bitteren Streit über die Krone des Königreiches Jerusalem, Veit von Lüsignan und Kunrad von Montferrat, der mit Balduin's II. jüngster Schwester Isabella vermälet und mit der Grafschaft Tyrus belehnet war; denn wie kläglich es auch stehen mochte um das unglückselige Reich: die Krone hatte noch immer Reiz! Da Philipp bei seiner früheren Ankunft sich für Kunrad erklärte, so blieb dem armen Veit, dem durch den Tod seiner Gemalin die letzte Stütze entrissen war, Nichts übrig, als sich vertrauensvoll in Richard's Arme zu werfen. Und hätte

Richard keinen Grund gehabt, sich seiner anzunehmen, so würde er doch gewiß auf seine Seite getreten sein, weil Philipp auf der Seite des Gegners stand. Die alte Zwietracht erhielt also neue Stärke und zeigte sich öffentlich, und wurde nunmehr selbst dann nicht wieder bewältiget, als Kunrad das Heer verließ und nach Tyrus zurück ging, wo er bald durch einen Assasinen ermordet ward. Denn Richard gewann durch seine großen ritterlichen Tugenden, durch seinen Löwenmuth, seine Kühnheit, seine begeisterte Religiosität und selbst durch seine Heftigkeit und seinen rohen Trotz, bei der Eroberung von Ptolemais (12. Jul. 1191), die sein Werk zu sein schien, wie bei anderen Gelegenheiten, einen so großen Ruf, daß Philipp bei Freunden und Feinden ganz verdunkelt ward und fast verschwand. Dadurch wurde seine Eifersucht auf das Schmerzlichste aufgereget. Sein Gedanke war nur darauf gerichtet, aus der widerwärtigen Gesellschaft hinwegzukommen, um in der Heimath das Ansehen wieder zu gewinnen, das er im heiligen Lande, seinem Vasallen gegenüber, gänzlich zu verlieren fürchten mochte. Ehe er aber diesen Entschluß ausführte (noch im Juli 1191), hatten schon die teutschen Pilgrimme, im tiefen Volksgefühle darüber erbittert, daß der stolze König von England eines teutschen Herzoges Fahne nicht geachtet hatte, das Kreuzheer verlassen, und viele Italiäner, gleichfalls durch den wilden Uebermuth Richard's gekränket, waren diesem Beispiele gefolget.

497. Zwischen Richard Löwenherz, welcher den Krieg unverdrossen und muthvoll fortsetzte, und Saladin, dem

gewaltigen Sultan, entstand nun ein Kampf ganz eigener Art, der in der Geschichte seines Gleichen wohl nicht hat. Richard und Saladin wurden durch gegenseitige Ritterlichkeit, Tapferkeit, Kühnheit stets zu einander gezogen, und durch die feindlichen Verhältnisse, in welche sie sich gegen einander gestellt sahen, immer von einander abgestoßen; sie fühlten sich nahe und befreundet durch die Achtung, die sie sich gegenseitig nicht versagen konnten, und durch viele menschliche Tugenden, mit welchen sie beide geschmücket waren, aber sie fühlten sich fremd und abhold durch die Religion, die sie bekannten, und durch die Geschichte, die zwischen ihnen stand. Aus diesen Verhältnissen zweier Fürsten, ausgezeichnet durch Geist, Kraft und Glück, ging ein wunderbarer Wetteifer zwischen ihnen hervor, in Planen und Thaten, in Großmuth und Grausamkeit, und eine Kette von Verhandlungen, die für der Menschen Leben und Sinn äußerst bezeichnend sind. Richard aber führte den Krieg mit einer viel größeren Besonnenheit, als man von seinem Ungestüme zu erwarten waget. Offenbar wollte er sein Werk durch eine breite Grundlage an der Küste des Meeres befestigen, und erst dann seine Macht gegen Jerusalem wenden, das heilige Ziel aller Unternehmungen. Die Richtigkeit seines Entwurfes wurde von Saladin wohl erkannt, und deßwegen erschwerte er ihm jeden Schritt, als wenn von demselben die Entscheidung des ganzen Streites abhinge. Ueber diesem großen Plan aber und diesem langen Kampf ermüdeten die Seelen der Ritter und Herren, die jenen Plan nicht verstanden, und in diesem Kampfe, weil sie nur die Erreichung des Zieles und

nicht die Behauptung des Landes vor Augen hatten, Nichts sahen, als eine unnütze Vergeudung der Kraft. Als daher dem Könige Richard endlich das große Werk gehörig vorbereitet schien, und er dasselbe durch die Eroberung von Jerusalem zu krönen gedachte: da sah er sich von Denen verlassen, die bisher den Unmuth unterdrücket hatten, und war, fast im Angesichte der heiligen Stadt, gezwungen, zu seinem bitteren Schmerze zurück zu gehen. Unter diesen Umständen blieb ihm, zumal da die Lage seines Reiches in Europa ihm die Heimkehr nothwendig machte, Nichts Anderes übrig, als mit Saladin einen Waffenstillstand zu unterhandeln, theils um den Christen in Syrien einigen Schutz zu gewähren, theils um den Pilgrimmen aus Europa einige Früchte seiner Siege zu hinterlassen, theils endlich um selbst Zeit zu gewinnen, damit bei günstigeren Umständen vollendet würde, was jetzt unvollendet geblieben war. Und der Waffenstillstand, durch welchen er (J. 1192) die heiligen Oerter auf drei Jahre, Monden und Tage für die Gläubigen rettete, zeuget auf das Vollkommenste von dem tiefen Eindrucke, den seine Siege und seine Art auf Saladin und auf die Muselmänner überhaupt gemacht hatte! Richard Löwenherz, der übrigens Cypern an den unglücklichen König Veit gegeben hatte, kehrte dann nach Europa zurück; und Saladin starb im folgenden Jahre (J. 1193).

Zehntes Capitel.

Gründung des lateinischen Kaiserthumes in Constantinopel.

498. Seit dem Anfange der Kreuzzüge waren nunmehr hundert Jahre verflossen. Die christlichen Völker des Abendlandes hatten ungeheuere Anstrengungen gemacht. Millionen von Menschen waren zu Grunde gegangen; und wenn auch viele Tausende in dem Gedanken, für den Heiland gestrebet, gekämpfet, gelitten zu haben, Trost und Beruhigung und eine freudige Aussicht in die Ewigkeit gewonnen haben mochten: so war doch für den eigentlichen Zweck, den man im Anfange der Kreuzzüge vor Augen gehabt hatte, kaum Etwas erreichet. Der Waffenstillstand zwischen Richard Löwenherz und Saladin ruhete auf der Persönlichkeit dieser beiden Fürsten und gab nicht die mindeste Gewähr. Die Christen in Palästina harrten daher neuer Hülfe aus dem Abendland entgegen. Hier aber, im Abendlande, trat der Gedanke an den ursprünglichen Zweck der Kreuzzüge mehr und mehr zurück, wenn gleich Heerfahrten mit dem Kreuz auf der Schulter zur Gewohnheit, und durch die Gewohnheit wegen der Vortheile, die man für Zeit und Ewigkeit auf denselben gewonnen hatte, zum Bedürfnisse geworden waren. Seitdem man in Teutschland das Kreuz gegen heidnische Slaven zu eben so großem Heile getragen hatte, als gegen die ungläubigen Schänder des heiligen Grabes im Morgenlande, war nur noch ein Schritt nö-

thig, um es auch gegen Christen zu richten, die ketzerisch oder feindlich gegen die Kirche standen. Aber es war auch nicht weit bis zum Mißbrauche des Kreuzes für weltliche und verschiedenartige Zwecke, sobald dem Auge das Richtziel entschwunden war.

499. Papst Cölestin III. unterließ nicht, zu einer neuen Heerfahrt nach dem heiligen Land anzutreiben. Viele Fürsten, Ritter und Herren, und viele Bürger aus den Städten Teutschlands, nahmen das Kreuz, mehr vielleicht durch das eigene Gemüth getrieben, als durch die Aufforderung des Papstes bestimmet. Am Meisten trug es wohl aus, daß der Kaiser Heinrich VI. (328) mit kalter Schlauheit die fromme Sehnsucht und die ritterliche Begeisterung in seine unseligen Entwürfe zu ziehen, und den Glauben zu erregen wußte: auch er wolle eine Unternehmung auf das heilige Land wagen. In diesem Glauben lockte er (J. 1196) die Pilgrimme nach Italien, und erst hier erkannten sie an den Vorwürfen der Italiäner, daß sie betrogen waren. Nachdem sie seinen Zwecken gedienet hatten, verließ er sie und ihre Sache; und wenn Einige unter ihnen das Vertrauen nicht aufgeben mochten, wenn sie in diesem Vertrauen hinüber gingen nach der syrischen Küste und wenn es auch hier nicht an tapferen Thaten fehlte und an einzelnen Erfolgen: so raubte doch der Tod Heinrich's VI., der Freude über so viele Menschen brachte, diesen Pilgrimmen die Hoffnung, und ihre ganze Fahrt verlor sich, als die Häupter ihren Tod gefunden hatten, fast spurlos, in der Bewegung der Zeit. Nicht lange nach diesem Vorgange (J. 1198)

bestieg Innocenz III. den heiligen Stuhl. Wenn irgend ein Papst es hätte wagen dürfen, die Kreuzzüge und die Stimmung des Zeitalters für diese Unternehmungen zu vernachlässigen, so war es dieser gewaltige Priester. Aber selbst Innocenz III. glaubte, so viel er immerhin vermochte, das alte Feuer von Neuem anschüren zu müssen, sei es, daß er selbst von demselben ergriffen war, sei es, daß er gemeinet, sein Stuhl bedürfe einer solchen Hülfe, sei es endlich, und Dieses möchte wohl am Meisten ausgetragen haben, daß er die ketzerischen Bewegungen, im südlichen Frankreiche, vor Augen gehabt, und geglaubet habe, es sei nothwendig, an der Fahne des Kreuzes ein Mittel zu behalten, die Seelen der Menschen zu lenken, und über die Waffen zu verfügen. Fulco von Nueilli, welcher das Kreuz im Namen und Auftrage des heiligen Vaters unter den Franzosen verkündigte, war allerdings kein Bernhard von Clairvaux; aber sein Eifer war schwärmerisch genug und Innocenz III. war reich an Mitteln jeglicher Art. Also gelang es, ein nicht unbeträchtliches Heer nach und nach unter die heilige Fahne zu versammeln, wenn es sich gleich deutlich zeigte, daß das erste Feuer längst verflogen war. Die Krieger Christi, unter welchen der Graf Balduin von Flandern, und Markgraf Bonifaz von Montferrat als die mächtigsten und bedeutendsten Fürsten erscheinen, waren mit Recht der Meinung: der Weg über das Meer würde für sie um so mehr nothwendig sein, da sie, ihrer Zahl wegen, gar nicht hoffen durften, sich einen Weg zu Land eröffnen zu können.

500. Die stolze Venedig hatte um diese Zeit eine so große Macht zur See, und, wegen dieser Macht, einen so großen Ruf gewonnen, daß die Pilgrimme, (obwohl ein Theil sich in den französischen Häfen am Mittelländischen Meer einschiffte, und geradezu nach Syrien ging), ihre Fahrt am Sichersten auf den Schiffen und unter der Obhut der Venetianer wagen und vollenden zu können hofften. Eine Gesandtschaft an den Rath und das Volk von Venedig brachte Beide dahin, daß sie sich nicht nur zur Lieferung von Schiffen und Lebensmitteln, sondern daß sie sich auch zur Theilnahme an dem heiligen Werk entschlossen. Villehardouin, der Geschichtschreiber, war der Redner bei dieser Gesandtschaft, und wußte durch seine Kunst die Venetianer an der Seite anzugreifen, an welcher sie am Schwächsten waren. Indem aber durch ihn die edelsten Gefühle aufgereget wurden, blieb auch der Sinn nicht unbefriediget, den sie am Schärfsten ausgebildet hatten, der Sinn für Handel und Gewinn. Denn bei dem Vertrage, den Sie mit den Kreuzfahrern abschlossen, hatten sie mehr ihr kaufmännisches Interesse im Auge, als das Grab des Heilandes; der Vertrag selbst war mehr ein Kauf, als ein Bündniß; und die Pilgrimme, das Herz erfüllet von heiligen Gefühlen, achteten die irdischen Dinge gering, und versprachen, ohne ihre Mittel zu berechnen und ohne die Folgen zu bedenken, was die Venetianer nur fordern mochten. Der Doge Dandolo, ein alter Held von mehr als neunzig Jahren und des Lichtes der Augen fast ganz beraubet, aber noch immer voll von Muth, Kraft und Festigkeit, gab zwar der Theil-

nahme Venedig's einen edleren Geist und wirkte durch sein Beispiel, indem er das Kreuz an die herzogliche Mütze heftete, stark auf die Jugend von Venedig. Dieses aber geschah erst, als das ganze Unternehmen, nach langer Stockung, einen vollkommen irdischen Charakter angenommen zu haben schien; daher ist es sehr ungewiß, ob der alte Herzog der Republik wirklich den Zweck der Kreuzfahrer auch nur einen Augenblick redlich gemeinet, oder ob er nur die Macht Venedig's durch schlauen Gebrauch der Kräfte des Kreuzheeres zu vermehren gestrebet habe. Das Kreuzheer nämlich, außer Stande die großen Summen zu bezahlen, welche es zu bezahlen übernommen hatte, wollte die Schuld mit seinen Waffen abverdienen, und das abgefallene Zara wieder unter Venedig's Herrschaft bringen. Papst Innocenz III. aber hatte es streng verboten, die Waffen, welche dem Heilande geweihet waren, gegen Christen zu gebrauchen. In dieser seltsamen Stellung der Kreuzbrüder zwischen ihrem Gelübde, ihrer Schuld und dem Befehle des heiligen Vaters mußte ein tiefer Eindruck auf die Seelen bewirket werden, wenn sie nicht wanken sollten im Dienste Venedig's. Darum vielleicht hielt der Doge es für gut, selbst das Zeichen der Begeisterung aufzustecken, und unter diesem Zeichen dem Papst entgegen zu treten, und auf solche Weise das Heer in der Richtung zu erhalten, in welcher die Republik Venedig weiter strebte. In der That trotzte der Doge und mit ihm das Heer dem Blitze Rom's, und eine Flotte von fast fünf hundert Segeln, besetzt mit etwa vierzig tausend Mann, ging (J. 1202) von Venedig nach Zara.

501. Während dieser Vorgänge hatten in Constantinopel Ereignisse Statt gefunden, welche unter den obwaltenden Umständen von großer Bedeutung wurden, und äußerst merkwürdige Folgen hatten. Isaac Angelus, welchen ein seltsames Glück, fast wider seinen Willen, gewiß ohne seine Absicht, auf den Thron gehoben (J. 1185), hatte auf demselben nur Schwäche, Feigheit, Lüderlichkeit und Unwürdigkeit gezeiget. Die Unzufriedenheit wurde darüber allgemein; nicht, als wäre man eine bessere Regierung gewohnet gewesen, nicht, als hätte man eine bessere Regierung verdienet, sondern aus einer Art von sinnlichem Widerwillen und aus Sehnsucht nach Neuerungen, die wenigstens Vielen zum Vortheile gereichen könnten. Während eines heillosen Krieges gegen Wlachen und Kumanen verschworen sich einige der vornehmsten Männer des Reiches, Verwandte des Kaisers und Genossen seiner Ausschweifungen, zu seinem Sturze. Sie schoben den eigenen Bruder desselben, Alexius, einen Menschen, der in aller Hinsicht noch unter Isaac stand, an ihre Spitze, und bewiesen dadurch auf das Klarste, daß sie keine Verbesserung der Regierung bezweckten, sondern lediglich ihren eigenen Gewinn. Im Lager bei Kypsella ward Alexius III. (J. 1195) zum Kaiser ausgerufen; und Isaac, verrathen und verlassen, sah sich genöthiget, ohne Freund und ohne Theilnahme, die Flucht zu ergreifen. Auf dieser Flucht ward er von demselben Geiste der Treulosigkeit verfolget, von welchem er gestürzet war. Er wurde gefangen, ausgeliefert, von seinem Bruder mit verruchter Grausamkeit seines Gesichtes beraubet und alsdann in die Gefängnisse der Klöster umherge-

schleppet. Nach drei Jahren schmählicher Mißhandlungen indeß ward er von seinem Bruder, zwar nicht in Freiheit gesetzt, aber doch in einer besseren Lage besser behandelt, sei es, daß Alexius III. einige Scham empfunden habe, der allgemeinen Verachtung fremder Völker gegenüber, sei es, daß er nunmehr festzusitzen glaubte auf dem blutigen Thron, und daß er eben deßwegen nicht mehr auf den gestürzten Bruder geachtet habe. Dieses Letzte ist indeß fast das Wahrscheinlichste. Wenigstens machte die Sorglosigkeit des Kaisers einem Sohn Isaac's, Alexius, möglich zu entkommen, und nach Teutschland zu entfliehen, um bei seinem Schwäher, Philipp von Schwaben, dem Gemale seiner Schwester Irene, Hülfe zu suchen gegen den ruchlosen Oheim, für den geblendeten Vater. In Teutschland war keine Hülfe zu gewinnen und am Wenigsten für einen so fernen Zweck. Philipp war selbst im Gedränge, und der teutschen Krone in keiner Hinsicht gewiß. Aber er wieß den Jüngling an die Venetianer, von deren Seemacht um so eher etwas Bedeutendes für Isaac und seinen Sohn gehoffet werden durfte, je eifersüchtiger sie schon längst die Begünstigungen im Handel beachtet hatten, deren sich ihre Feinde, die Pisaner, zu Constantinopel erfreueten.

502. Die Venetianer und die französischen Kreuzbrüder hatten Zara, den Bann des Papstes nicht achtend, angegriffen und erobert (J. 1202). Nach der Eroberung blieben sie in Zara, um sich zu erholen und den Frühling zu erwarten. Da trafen Gesandte des römischen Königes, Philipp's von Schwaben, ein,

und machten den Kreuzfahrern den Vorschlag, Constantinopel zu erobern, Alexius III. vom Throne zu stoßen und den alten, blinden Isaac wieder hinauf zu setzen. Und die Kreuzfahrer wiesen diesen Vorschlag nicht zurück. Es ist nicht nöthig, den Entschluß, bei welchem sie in der That noch ein Mal des Papstes Bann zu fürchten hatten, einer Bestechung von Seiten des Sultans Maleck-Adel zuzuschreiben. Die großen Versprechungen, welche ihnen im Namen Isaac's und seines Sohnes, Alexius, gemacht wurden; die Betrachtung, wie vortheilhaft es für das Christenthum sein mußte, wenn die morgenländische Kirche wieder mit der abendländischen vereiniget würde, und wie wichtig der Besitz von Constantinopel für den Zweck der Kreuzzüge; die Eifersucht, mit welcher die Venetianer bisher auf den Handel in Constantinopel hingeblicket hatten; die Erfahrung, die so eben in Rücksicht des päpstlichen Bannes gemacht war; endlich der Charakter des Dogen Dandolo von Venedig, seine Plane und seine Stellung erklären es hinlänglich, daß die Kreuzfahrer sich verbindlich machten, nach Constantinopel zu gehen, und zu vollbringen, was von ihnen verlanget war. Und ungeachtet der Drohungen des Papstes segelten sie ab, den Vertrag zu erfüllen. Zu Korfu stieß der junge Alexius, von teutschen Männern begleitet, zu dem Heere; freudig empfangen und entzücket über den Erfolg seiner Bemühungen.

503. Die Erscheinung der Flotte unter den Mauern der alten Kaiserstadt, voll Glanz und Elend, war für

die Kreuzfahrer nicht minder überraschend, als für die Griechen. Diese aber, Anfangs vom alten, argen Dünkel aufgeblähet, sorglos und höhnisch, verloren, scheinet es, die Fassung, als sie die gewaltigen Männer, mit den blitzenden Panzern, an das Land treten sahen, und die Stadt vom Reiche getrennet erblickten. Der Widerstand indeß, zu welchem die Griechen durch die Verzweifelung getrieben wurden, als, schon zehn Tage nach der Ankunft der Feinde, von dieser Seite die Fahne des heiligen Marcus, von dem blinden Dogen stolz getragen, und von jener das Banner des französischen Kreuzheeres, im Sturme den Mauern naheten, war allerdings, im Verhältnisse zu der Macht der Feinde, nicht gering; und hätte der Kaiser seinem Schwiegersohne, Theodor Laskaris, überlassen, die Vortheile zu benutzen, die errungen waren: so möchte der Plan der Abendländer schmählich gescheitert sein. Alexius III. aber, von inwohnender Feigheit geschüttelt, und geängstiget durch das Bewußtsein ruchloser Thaten, vermochte es nicht in das ungeheuere Flammen-Meer seiner brennenden Hauptstadt hinein zu schauen. Er verließ Stadt, Thron und Reich, und suchte nur sich und so viele Schätze, als möglich, in Sicherheit zu bringen. Nach seiner Flucht wurde der unglückliche Isaac sogleich wieder auf den Thron gesetzet, und das Volk beugte sich desto tiefer, je größer die Angst war, die es, in seinem sittlichen Elende, vor dem Schwert und dem Feuer empfand. Wie im Triumphe zog der junge Alexius in die Stadt ein (18. Jul. 1203).

504. So schnell aber auch dieses Werk vollbracht war, so schwierig und verwirret wurden nunmehr die Verhältnisse. Es fehlte durchaus an Einheit der Absichten und Interessen; ein Jeder verfolgte seinen Gang und das Mißtrauen war allgemein. Sobald der Brand in der Stadt gelöschet und die erste Angst verschwunden war, fing das Volk in Constantinopel an zu rechnen und zu zählen; es erkannte in den Feinden Barbaren und wußte sich vor dem Stolz und dem Trotze derselben nur durch seinen Dünkel aufrecht zu erhalten. Der alte blinde Kaiser Isaac sollte den Abendländern die Versprechungen lösen, die sein Sohn gemacht hatte; und die Schatzkammer war leer, und das Reich gehorchte ihm noch nicht, und selbst in der Hauptstadt konnte er auf Niemanden rechnen, da die Umstände, welche die Thüren seines Kerkers geöffnet und ihn auf den Thron zurückgebracht hatten, nicht geeignet waren, ihm die erbitterten Gemüther zu gewinnen. Die Maßregeln, welche er nahm, um nur die ungestümsten Forderungen seiner Freunde zu befriedigen, vermischten Heiliges und Gemeines, und vermehrten den Ingrimm des Volkes; und die Bedingung des Vertrages, nach welcher die morgenländische Kirche mit der abendländischen vereinet werden sollte, konnte von ihm in der That gar nicht erfüllet werden, obgleich gerade sie wohl Manchen der abendländischen Christen das Wichtigste sein mochte. Ueberdieß strebten die französischen Kreuzfahrer und die Venetianer gegen einander. Jene, durch die eigene Sehnsucht getrieben und wegen des päpstlichen Bannes besorget, wünschten so schnell als möglich

nach dem heiligen Land abzuziehen; Diese aber, welche Pisaner gegen sich über auf den Mauern Constantinopel's erblicket hatten, verfolgten ihre Plane auf Handel und Gewinn, und verzögerten gern die Abfahrt, um sich desto fester zu setzen. Der Kaiser Isaac hatte für solche Verhältnisse keine Kraft. Eben so wenig war sein Sohn, Alexius, im Stande, derselben Meister zu werden. Vielmehr wurde dieser Jüngling bald überall verachtet und gehasset: hier, weil er sich an die Fremdlinge gehänget hatte und von diesen nicht selten bis zur Mißhandlung genecket ward; dort, weil er versprochen hatte, was er nicht zu erfüllen vermochte; überall, weil man nirgends Geist, nirgends Kraft, niemals Willen und niemals Charakter sah. Es waren daher allerlei Reibungen und Feindseligkeiten unvermeidlich; und diese Zusammenstoßungen mußten, in einer Stadt wie Constantinopel, nothwendig zu den äußersten Schrecknissen, zu Blut, Brand und jeglichem Gräuel führen. Und doch konnten Isaac und sein Sohn Alexius selbst die Abfahrt der Abendländer nicht wollen und wünschen, weil sie lediglich unter den Waffen derselben einige Sicherheit sahen!

505. In diesem heillosen Zustande verliefen sechs Monde. Isaac und Alexius kamen zwischen den Kreuzfahrern und den Griechen in ein, immer peinlicher werdendes, Gedränge. Nirgends Rath und nirgends Hülfe! Mit den Kreuzfahrern geriethen sie in einen offenen Krieg, der von dem schlauen Alexius Murzuphlus geschüret ward, weil er ihm die Erfüllung gro-

ßer Hoffnungen zu versprechen schien. Aber der Plan, die Flotte der Kreuzfahrer zu verbrennen, mißlang, und dieses Mißlingen brachte das Volk in Constantinopel zur Wuth. Selbst feig und verrätherisch, sah dieses Volk überall Feigheit und Verrätherei. Weiser Rath, wie der Geschichtschreiber Nicetas gab, ward kaum gehöret und nicht beachtet. Unter Zuckungen und Krämpfen, Schrecknissen und Gräueln aller Art gelangte Alexius IV. Murzuphlus, über die Leichen Isaac's und seines Sohnes hinweg, und nach Einkerkerung des Nikolaus Kanabus, welcher die Schwachheit gehabt hatte, den besudelten Kaisermantel nicht zu verschmähen, auf den unglückseligen Thron (Febr. 1204). Von diesem Throne herab waltete er alsdann mit solcher Kraft und Anstrengung, daß er wenigstens bewies: er kenne die ganze Gefahr des Reiches. Aber er vermochte nicht die Umstände zu beherrschen. Der Krieg mit den Kreuzfahrern zog sich in die Länge; allein es gelang ihm nicht, den Frieden zu gewinnen, der ihm Bedürfniß war. Die Forderung der Kreuzfahrer, daß er sich der römischen Kirche unterwerfen sollte, war in ihrem Glauben begründet, und in ihrer Stellung zum Papste nothwendig, und Alexius IV. konnte dieselbe keinesweges erfüllen. In der Lage aber, in welche durch diese Verhandlungen die Kreuzfahrer, vor den Thoren Constantinopel's, hinein geriethen, blieb ihnen nunmehr in der That Nichts Anderes übrig, als ein schimpfliches Abziehen, oder ein Kampf auf Leben und Tod.

506. Wenn man die geringe, immer abnehmen-

de, Zahl der Kreuzfahrer überdenkt und die Aufgabe erwägt, die jetzt vor ihnen lag: so kann man kaum ohne Erstaunen und Bewunderung den Vertrag lesen, durch welchen sie das griechische Reich zum Voraus unter sich theilten. Er beweiset von der einen Seite ein kühnes Vertrauen auf ihre Sache und auf ihr Schwert; von der anderen Seite aber überraschet die besonnene Berechnung der irdischen Verhältnisse vor so großer und so ungewisser That, und die Bemerkung, daß unter dieser Berechnung der Gedanke an das heilige Grab ganz in den Hintergrund tritt. Es ist in aller Hinsicht ein merkwürdiges Denkmal sowohl der Ideen der Zeit über Staat und Verfassung, als der Gesinnung und Bestrebung, die in diesen Kreuzhelden war. Man beschloß einen Sturm auf die Stadt, um des Gegenstandes, den man getheilet hatte, Meister zu werden. Dieser Sturm, von der Seeseite unternommen, war gewiß ein großes Wagniß. Auch mißlang der erste Versuch (9. April); bei dem zweiten aber, drei Tage später unternommen, glückte es den Kreuzfahrern, nach außerordentlichen Anstrengungen, in die unglückselige Stadt einzudringen, und die Feigheit der Griechen, die ihren Kaiser Alexius Murzuphlus im Augenblicke der Entscheidung verließen, machte ihnen möglich, sich in derselben zu behaupten. Dem Kaiser, dem unter der allgemeinen Verwirrung und bei dem Gefühl, allein zu stehen, die blutigen Gestalten Isaac's und seines Sohnes begegnen mochten, sah keinen anderen Ausweg, als die Flucht in der Dunkelheit der Nacht. In dieser schauderhaften Nacht: der grim-

mige, thatenwilde Feind in der Stadt; die Stadt in fürchterlichen Flammen; alle Bande gelöset; alle Ordnung vernichtet; nirgends Vertrauen und nirgends Entschluß in der Menge: in dieser Nacht, nach der Flucht des Kaisers, erklärten sich zwei Männer, Theodor Laskaris und Theodor Dukas bereit, den kaiserlichen Purpur anzulegen und an die Stelle des entflohenen Alexius zu treten. Sind diese Männer, unter diesen Umständen, von gemeinen Begierden bestimmet worden, nach dem blutigen und zerfetzten Gewande zu greifen: so wäre das eine Erscheinung, merkwürdig allerdings und traurig, indeß keinesweges einzig in der Geschichte. Wenn sie hingegen in dem großen Gedanken gehandelt haben, daß der Mann auch in dem schrecklichsten Augenblicke nicht an seinem Volke verzweifeln, sondern für Rettung und Ehre, auch ohne die geringste Hoffnung des Erfolges, Alles übernehmen und Alles leisten solle: so verdienen sie die Bewunderung der Welt. Und Nichts zwinget, bei Theodor Laskaris, der als Kaiser anerkannt ward, von der letzten Meinung abzugehen. Alle seine Anstrengungen aber, im Lichte der brennenden Stadt, Soldaten und Volk zu sammeln und zu vereinen, und den Gesammelten einen Geist einzureden, und Muth zum Widerstande waren umsonst. Auch er sah sich, in derselben Nacht, die ihn als Kaiser begrüßet hatte, gezwungen, sich aus dieser jammervollen Menschen-Masse durch die Flucht zu retten. Die Stadt aber, Neu-Rom, hatte zum ersten Male das Schicksal, welches Rom selbst fast acht hundert Jahre früher gehabt hatte: sie gerieth in

die Gewalt der Feinde, und sah Gräßlichkeiten und Gräuel, Verbrechen und Schandthaten, wie kaum Rom sie gesehen hatte, und Alles, was die menschliche Seele ängstigen und das Leben schrecklich machen kann, das bot Constantinopel dar, und in so vollem Maße, daß keine Sprache es zu bezeichnen vermag. Viele Werke der Kunst und der Wissenschaft gingen zu Grund in diesen Gräueln oder wurden muthwillig vernichtet von den Kriegern Christi, welche der Sieg trotzig, das Blut wild, und der Anblick so vieler Schrecknisse fühllos gemacht hatte!.

507. Die ungeheuere Beute, welche Constantinopel dem gierigen Sieger selbst nach so langen und kostspieligen Unfällen des griechischen Reiches, und nach so großen Zerstörungen darzubieten vermochte, giebt einen starken Beweis von dem Raube, der in dieser Stadt zusammen gehäufet war, von den Bemühungen der Kaiser, sich mit Pracht und Glanz zu umgeben, und von dem unermeßlichen Verkehre, der in diesem Mittelpuncte der alten Welt Statt gefunden hatte. Nachdem aber die Sieger einen Monat in Bewunderung, Erstaunen, Genüssen jeglicher Art, Ausschweifungen und Grausamkeiten geschwelget, und den Ertrag der Plünderung, so weit es dem Einzelnen nicht möglich war, seinen Gewinn zu verbergen, vertheilet und verhandelt hatten, trieb das Bedürfniß der Ordnung nicht weniger, als das Verlangen nach Ausgleichung oder die Habsucht und die Herrschgierde, zu weiteren Versuchen, den eingegangenen Vertrag getreulich zu er-

füllen, und das Reich selbst zu erobern, zu verwalten, zu vertheilen. Diese Ausführung des Vertrages, genau, wie bestimmt war; diese ruhige Wahl Balduin's von Flandern zum Kaiser; diese Vertheilung des Reiches nach einem bestimmten Maße; dieses Handeln, Tauschen und Spielen mit Provinzen, welche man nicht besaß, und welche zu erobern man kaum einige Mittel hatte, und doch gutes Theiles eroberte; diese Verbindung von Namen und Würden, welche aus der germanischen Welt abstammten, mit Namen von Städten und Ländern, welche die Erinnerung an die ganze Herrlichkeit des Alterthumes erwecken; diese Vermengung abendländischer Sitten und Bräuche mit griechisch-despotischen Benennungen und Gewohnheiten; endlich dieser seltsame Verein von abendländischer Kraft und Rohheit, römischen Formen, willkührlicher Gewalt und den Ueberresten alter hellenischer Art — Alles Dieses macht auf den denkenden Menschen, der um sich blicket und rückwärts und vorwärts, einen tiefen, wunderbaren Eindruck, und füllet ihm die Brust mit großen Gefühlen, des Erstaunens, der Bewunderung, der Freude, der Wehmuth und des Schmerzes. Selten bietet die Geschichte einzelne Erscheinungen dar, die an so Vieles und so Großes mahnen, als diese Vorgänge in dem erödeten Constantinopel und in dem zertrümmerten oströmischen Reiche!

508. Es ist aber keine besondere Scharfsicht erforderlich, um das Schicksal des neuen lateinischen Kaiserthumes voraus zu sehen; und wenn man auch etwa

eingestände, daß in der Gründung dieses Kaiserthumes die Nothwendigkeit des Unterganges nicht gelegen, und wenn man auch begreiflich fände, daß die Männer, welche eine solche Eroberung gemacht hatten, mit ihren Zeitgenossen, die Behauptung des Gewonnenen nicht bezweifelten: so wird man doch gewiß einräumen müssen, daß für die Wahrscheinlichkeit der Erhaltung dieses Reiches kein Grund aufzufinden sei. Die Gründung des Reiches war nicht einmal von Denen beabsichtiget, welche sie bewirkten. Ihr Zug gegen Constantinopel, nur auf eine gelegentliche Unternehmung berechnet, erscheinet lediglich wie ein großes Abenteuer, und der Erfolg dieser Unternehmung wie eine reine Zufälligkeit. Und nun, als man den Kaiserthron unter Blut und Trümmern aufgerichtet hatte: wie stand die neue Herrschaft, und aus welchen Stoffen war sie gebildet? Das ganze Heer der Sieger war schwerlich über zwanzig tausend waffenfähige Männer stark. Ihr Werk war ihre Sache, und nur von Seiten Venedig's sah man es an als eine öffentliche Angelegenheit. Die Heimath war fern und mit Sicherheit auf keine Unterstützung zu rechnen. An eine Vereinigung und Verschmelzung der Sieger mit den Besiegten war nicht zu denken. Es gab kein menschliches Verhältniß, das sie frei und geneigt gegenseitig hätten eingehen können. In religioser Beziehung sahen sich beide Theile als Ketzer an, und je eifriger sich die Sieger zeigten, die griechische Kirche der römischen zu unterwerfen, und je mehr Künste der heilige Vater anwandte, dieses stets erstrebte Ziel jetzt zu erreichen,

desto tiefer wurde der alte Glaube verwundet, und desto hartnäckiger das Streben, auch das Kleinste zu bewahren. In Rücksicht der bürgerlichen Verhältnisse waren sich die Abendländer und die Griechen nicht weniger fremd. Jene kannten Nichts und wollten Nichts, als die Einrichtungen des Feudalwesens, von denen das Königreich Jerusalem ein Muster gegeben hatte, durch welches dasselbe Allen recht klar geworden war. Die Griechen hingegen, allerdings seit zwölf hundert Jahren an Unterdrückung und Knechtschaft gewöhnet, jedoch auch mit der Unterordnung und Abstufung verschonet, zu welcher sich die Gesellschaft im Abendland ausgebildet hatte, konnten diesen Einrichtungen um so weniger geneigt sein, da sie nothwendig das Opfer derselben werden sollten und mußten. Und was endlich Sittlichkeit, Sitten und Bräuche betrifft, so standen beide Theile fremd und feindlich gegen einander, ohne sich zu berühren oder anzuerkennen, voll Haß und voll Verachtung für einander, trotzig und stolz auf der einen Seite, aufgeblähet und dünkelhaft auf der anderen. Eine Vereinigung des Siegers mit den Besiegten war daher schlechthin unmöglich; und der Widerwille, welchen der mißhandelte Grieche in sich empfinden mußte, wurde noch durch den Umstand genähret, daß von mehreren Seiten ein Kampf gegen die Abendländer oder für die Unabhängigkeit, von Trapezus her, von Durazzo, überall, gewaget wurde, und daß besonders Theodor Laskaris in Nicäa den Purpur, den er in den Stunden der Angst zu Constantinopel angelegt hatte, mit

Ehre und Hoffnung forttrug und durch denselben bewies, daß er wohl die Hauptstadt, aber keinesweges das Reich aufgegeben hatte.

509. Es ist kaum glaublich, daß die Sieger, welche ihre Zahl doch wahrlich leicht genug übersehen konnten, die Schwierigkeit ihrer Lage, ja, die Unmöglichkeit, sich in derselben zu erhalten, verkannt haben sollten. Aber in diesen Zeiten der That und des Unglückes waren die Begriffe durch den Feudalismus, durch das Adelwesen und das Ritterthum so verwirret und die Herzen so verhärtet, daß die Menschen nicht mehr gezählet wurden, weil man sie nicht achtete. Daher trugen die Sieger nicht einmal Sorge, die Macht zu gewinnen, die in ihrer Stärke lag; vielmehr geschah Alles, was geschehen konnte, diese Macht zu schwächen. Schon bei der Auseinandersetzung war ein Jeder nur auf sich selbst bedacht, und die schlauen Venetianer wußten überall den schönsten Theil zu erwerben, den Theil nämlich, der für ihr Leben, auf Handel und Gewinn gerichtet, am Bedeutendsten war und der am Leichtesten vertheidiget werden konnte. Im Fortgange blieb man überall dieser Selbstsucht getreu, und begründete alle jene Zerrüttungen, Unordnungen und Feindseligkeiten, welche in der Natur des Lehen-Wesens lagen, und in allen Ländern des germanischen Europa's, so wie in Palästina, sich in reichem Maß entwickelt hatten. Die Geistlichkeit und die weltlichen Herren geriethen wie gewöhnlich in bittere Zwietracht, die hier doppelt bedeutend wurde, weil die latinische

Kirche gegründet und die griechische umgebildet werden sollte: dieser Umstand gab den Geistlichen ein großes Gewicht und Papst Innocenz III. war auf seinem Felde! Der kaiserliche Thron wurde mit einem so seltsamen Gemische von morgenländischer Pracht, erborget und falsch, und von abendländischer Einfachheit, verdorben und entstellt, umgeben, daß das Ganze ein widerwärtiges, fast bettelhaftes Ansehen erhielt. Der Kaiser selbst wurde aller Macht und alles Ansehens beraubet. Ohne sichere Einkünfte, und deßwegen oft in schmählicher Verlegenheit. Ohne ein Heer, auf welches er rechnen durfte, ward er dem Willen seiner Vasallen unterworfen, und diese, mit den stolzen Titeln von Königen und Herzogen prangend, bekannten sich zwar zum Lehendienste verpflichtet, sahen sich aber überdieß als unabhängige Herren in ihren Besitzungen an. — Bedenket man dieses Alles: so kann man sich nur darüber wundern, daß dieses unnatürliche Reich, dessen Verhältnisse in jeglicher Hinsicht gewaltsam waren, sich über ein halbes Jahrhundert zu erhalten, ja, daß es überhaupt zu bestehen vermocht habe.

510. Wenn aber auch diese Erscheinung aus der Lage des Reiches und aus dem Zustande des griechischen Volkes erklärlich sein mag, so dränget sich dem denkenden Menschen, der sich in der Nacht schrecklicher Zeiten, der sich unter Gräueln und Gräßlichkeiten in der Geschichte, nach Licht, Geist und Gedeihen sehnet, die Frage desto stärker auf: ob diese seltsame und flüchtige Erscheinung, die so unermeßliches Unglück über

viele tausend Familien brachte und zu so schweren Verirrungen, Sünden und Verbrechen verführte, lediglich in der Geschichte dastehe, wie ein leeres, blutiges Vermächtniß für die Nachwelt, oder ob auch sie eine Bedeutung gehabt habe für das menschliche Leben und für die Entwickelung des Geistes? Und es fehlet nicht an Betrachtungen, die sich darbieten zur Beantwortung dieser Frage. Das griechische Reich, seit einer Reihe von Jahrhunderten ein Räthsel der Welt, nahete seiner gänzlichen Vernichtung, aus der inneren Verwesung hervorgehend, mehr und mehr. Bei der Stellung der Völker, und bei dem Gange, welchen die Bildung genommen hatte, konnte dasselbe einem schweren Schicksale nicht entgehen; vielmehr mußte das Loos desselben, unter einer Unterjochung durch Barbaren, unfähig europäischer Bildung, viel härter werden, als das Loos des römischen Reiches im Abendland. Und doch hatte das griechische Volk bei Weitem nicht so schwere Schuld auf sich geladen als die Römer! Und doch mußte die Seele des denkenden Menschen sich mit Liebe und Sehnsucht nach diesen Ländern wenden, so oft er sich des Höchsten und Schönsten erinnerte, das sich im Ablaufe der Jahrhunderte gezeiget und offenbaret hatte! Es war daher wohl gut und konnte für Gegenwart und Zukunft beruhigen, daß der Zustand dieser Länder aufgedeckt ward; daß es vor Welt und Nachwelt offenbar wurde: nicht die rohe Uebermacht habe hier ein schuldloses oder tüchtiges Volk untertreten, sondern das eigene, innere Verderben, der här-

testen Sclaverei würdig, habe die Sclaverei zur Folge gehabt.

511. Den Griechen selbst mußte durch die Gründung des lateinischen Kaiserthumes ihr eigenes Sein und Wesen klar werden. Wenn noch irgend eine Kraft, irgend eine Tugend in ihnen war, so mußten sie sich vor solcher Schmach fest an einander schließen; jedes edle Gefühl in ihrer Brust mußte aufgeregt werden; und wenn sie noch irgend Etwas werth waren, so mußten sie sich erheben aus der alten Versunkenheit, und diese armseligen Feinde vernichten und sich rüsten gegen jede Gefahr. Die Eroberung von Constantinopel war ein heilsamer Reiz, ein Stachel für jede edle Seele. Wirkte sie Nichts, so war es deutlich vor Welt und Nachwelt ausgesprochen, daß sie sich selbst aufgegeben hatten, diese Griechen. Für die Abendländer hingegen war der Gewinn groß und mannigfaltig. Was sie an irdischem Gut als Raub oder Beute an sich brachten, das kam wenig in Anschlag; es wurde zum Theil eben so schnell verschleudert, als es erworben war. Von größerer Bedeutung waren die Handelsverbindungen, die Venedig anknüpfte, und die reichen Geld-Adern, welche es sich zu eröffnen wußte. Am Wichtigsten aber war der Ertrag für den Geist, für Wissenschaft und Kunst, welchen die Abendländer aus dem eroberten Lande sich aneigneten. In Constantinopel selbst ging allerdings Vieles zu Grunde, das für Kunst und Wissenschaft stets zu bedauern sein wird, und in dem ersten rohen Trotze, welchen der

Sieg erzeuget hatte, verachteten die Abendländer das Schöne und Herrliche der alten Welt, das ihnen entgegen trat, und vernichteten es wohl gar mit frechem Muthwillen. Aber in Griechenland gab es viele heilige Oerter nnd der ganze Boden hatte eine gewisse Weihe, und in den sechzig Jahren, welche das Kaiserthum bestand, betraten viele tausend Menschen in milderer Art und in besserer Stimmung diesen Boden und blieben mit demselben in langem und heilsamem Verkehr. Endlich trug diese Eroberung Constantinopel's und diese Gründung des lateinischen Kaiserthumes nicht wenig bei, die Schwärmerei zu dämpfen, welche die Kreuzzüge erzeuget hatte, und welche durch die Kreuzzüge unterhalten war; sie trug nicht wenig bei, den Sinn von dem heiligen Grabe hinweg und zurück zu lenken auf irdische Verhältnisse und auf das Vaterland, und dadurch ein Leben möglich zu machen, in welchem die Kräfte verarbeitet werden konnten, die durch jene Unternehmungen aufgeregt und gewonnen waren.

Eilftes Capitel.

Fortgang des Verfalles in Palästina. Kreuzzug Friedrich's II.

512. Zu der Zeit, da diese Ereignisse in Constantinopel Statt fanden, führte Amalrich II. von Lusignan, Veit's Bruder, König von Cypern (der sich mit Isabella, Kunrad's von Tyrus Wittwe, nachdem

auch ihr zweiter Gemal, Heinrich von Champagne, todt war, vermälet hatte,) den Titel eines Königes von Jerusalem, der noch immer, mehr aus Eitelkeit als mit irgend einer Hoffnung auf das Reich, gesucht ward. Aber die Geschichte hat für uns kein Interesse mehr. In den großen Gang der Ereignisse und Entwickelung, den wir zu verfolgen suchen, greifen diese kleinlichen Händel eben so wenig ein, als die Thaten einzelner Männer, so groß und schön sie auch sein mögen. Wären nicht nach Saladin's Tod unter den Feinden des Kreuzes, besonders wegen der Theilung des Reiches unter Saladin's Bruder und Söhnen, Uneinigkeit und Kriege entstanden, so würde es den Christen schwerlich gelungen sein, sich noch an der Küste des Landes, besonders in Ptolemais, festzuhalten; und schwerlich wäre ihnen dieser zähe Kampf möglich gewesen, hätten sie nicht die Insel Cypern in ihrer Gewalt gehabt, hätten nicht die Ritter-Orden den Krieg gehalten und die lange Kette der Begebenheiten zusammen geknüpfet, und wären nicht immer einzelne gottergebene oder reuige Pilger-Schaaren aus dem Abendlande herzugekommen. Im Abendland indeß verlor sich immer mehr der Eifer für eine Heerfahrt nach Syrien. Der Gedanke an die Vortheile eines Kreuzzuges erhielt sich noch lange, aber er richtete sich nicht mehr auf das heilige Grab. Vielleicht könnte man sogar behaupten, daß schon im Anfange des dreizehnten Jahrhundertes die alte fromme Sehnsucht, die ursprünglich die Kreuzfahrer beseelte, aus den Völkern ganz verschwunden gewesen, und daß fortan sowohl Diejenigen, welche zu neuen Fahrten trie-

ben, als Diejenigen, welche sich zu dem Zuge nach dem heiligen Lande verstanden, entweder irdische Zwecke verfolgten und das Kreuz nur als Mittel und das heilige Grab nur als Vorwand gebrauchten, oder daß sie doch, wenn ihre Seele noch wahrhaftig voll war von Verlangen nach dem heiligen Grab, Ausnahmen von dem allgemeinen Gefühle der Völker gewesen sind. Daher schwinden auch mehr und mehr die Heere zusammen, und Hunderttausende tragen wohl noch das Kreuz, um die Vortheile zu gewinnen, welche die Kirche an dasselbe für Zeit und Ewigkeit geknüpfet hatte, aber Jerusalem ist das Ziel der Wenigsten.

513. Eine Reihe von Jahren verlief, die für uns Nichts Denkwürdiges darbieten. Die seltsame Erscheinung, daß Tausende von Kindern, und am Meisten in Frankreich, zusammenliefen, um (J. 1212) das heilige Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen, verdienet als ein Zeichen der Zeit bemerket zu werden. Wenn diese Kinder von ihren Eltern und Lehrern wirklich in der frommen Absicht in Bewegung gebracht sind, daß Etwas durch sie erreicht werden sollte: so würde der ganze Auftritt wohl aus der Lehre (des heiligen Bernhard) erkläret werden müssen, nach welcher der schlechte Erfolg aller Unternehmungen gegen die Ungläubigen lediglich den Sünden und Lastern der Kreuzfahrer zugeschrieben ward, und welche eben deßwegen hoffen ließ, der Herr werde seine Macht offenbaren, sobald Kinder, schuldlose Christen, sich seinem Dienste weiheten. Dürfte man hingegen die Vermu-

thung wagen, daß Diejenigen, welche die Kinder in Bewegung brachten, den Herrn gleichsam zu versuchen und die Wahrheit jener Lehre von dem Unglücke der Kreuzzüge zu erprüfen gestrebet, so würde diese Erscheinung das beste Zeugniß über die Stimmung der Zeit geben. In jedem Falle mußte der alte Glaube durch den jammervollen Untergang dieser Kinder wohl einen starken Stoß bekommen.

514. Der Kreuzzug, welchen Andreas II. König von Ungern (J. 1217) unternahm, hatte weder in seinem Ursprunge, noch in seinem Gang, oder in seinem Erfolg etwas Eigenthümliches. Je mehr sich die großen Völker des christlichen Abendlandes den Heerfahrten nach dem heiligen Lande nach und nach abhold zeigten, desto begreiflicher ist es, daß die Ungern zu einer solchen Fahrt gedränget wurden. Die Ungern waren die letzten Söhne europäischer Bildung; Europa hatte sie, diese Fremdlinge, man möchte sagen, an Kindes Statt angenommen, und das germanische Leben hatte sie in seinen Kreis gezogen. Es war natürlich genug, daß sie, durch deren Land so viele kreuzbezeichnete Schaaren hindurch gezogen waren, ohne daß die Begeisterung derselben sie ergriffen hätte, doch auch dem Leben ein Opfer brachten, dem sie angehörten, und dadurch die Verwandtschaft der Bildung bewiesen. Ihre Anstrengung aber war, im Vergleiche mit den Anstrengungen anderer Völker, nur dem Verhältniß angemessen, in welchem sie zur germanischen Welt standen; ihre Begeisterung war nur ein schwa-

cher Abglanz von der Begeisterung der früheren Kreuzheere! König Andreas schiffte sich, auch von teutschen Heeren geistliches und weltliches Standes begleitet, zu Spalatro ein, und landete auf Cypern. Daselbst fand er Johann von Brienne, welcher, mit Maria, Kunrad's und Isabella's Tochter vermälet, sich König von Jerusalem nannte. Nicht ohne Hoffnung betrat er, in Gesellschaft dieses Fürsten, bei Ptolemais, die Küste des heiligen Landes. Auch ward ein beutereicher Zug, ohne Gefahr vor den zurückweichenden Feinden, unternommen, und an heiligen Oertern mit Andacht und Erbauung das Gebet verrichtet. Aber am Berge Thabor, wo es That und Ruhm galt, erfuhr er die Wirkungen kleinlicher Leidenschaften zwischen denen, welche Herren des Landes zu sein behaupteten und zu werden strebten, und sahe mit großem Schmerze den Lorbeerkranz schändlich zerrissen, mit welchem er sich so gern geschmücket hätte. Dieser Vorfall, und eine Kette von Treulosigkeit, Verrath und Erbärmlichkeit, verleidete ihm den Aufenthalt in diesem Lande, den selbst der Himmel nicht zu begünstigen schien. Nicht achtend den Bann, mit welchem der Patriarch ihn bedrohete, nahm er gern von den Nachrichten über die Zerrüttung seines Reiches die Veranlassung zur Rückkehr nach Europa (J. 1218), und Niemand hatte Gewinn von der Unternehmung des Königes und seiner frommen Gefährten, als die Ritter vom Orden des heiligen Johannes, welche ihren Einfluß und ihre Gastfreundlichkeit bei dem geängstigten König auf eine solche Weise geltend zu machen wußten, daß

er sie durch große Schenkungen für sich zu gewinnen suchte. Bei seiner Zurückkunft aber fand er sein Reich in einem so traurigen und zerrütteten Zustande, daß ihn die vielen Heirathsverträge, die er unterweges abgeschlossen hatte, wohl nur wenig trösten mochten.

515. Die Unternehmung, welche bald nach diesem Vorgange König Johann von Jerusalem, Graf Wilhelm von Holland, Herzog Leopold von Oesterreich, nicht ohne Theilnahme der Venetianer, mit einem großen Heere von Pilgern, aus verschiedenen Völkern gesammelt, gegen Aegypten versuchten, war, dem Gedanken nach, keinesweges zu tadeln; aber die Ausführung entsprach nicht dem Entwurfe. Zwar wurde Damiata, nach großen Anstrengungen, erobert (J. 1221); aber dieses Glück verführte, scheinet es, den päpstlichen Legaten, Pelagius, zu schwindelnden Hoffnungen. Er wollte weder die heilige Stadt Jerusalem gegen Damiata eintauschen, noch von Aegypten aus in Palästina eindringen, um sie zu erobern, sondern Nil-aufwärts strebend wollte er wenigstens ganz Unter-Aegypten unterwerfen. Und die Menge, für das Kühnste nicht sowohl als für das Lockendste gestimmt, folgte dem verwegenen Rathe des übermüthigen Kardinals, und des Königes Besonnenheit konnte vor demselben nicht bestehen. Darüber ging Alles verloren. Der Sultan von Aegypten, die Schleusen-Werke des Niles verständig benutzend, brachte das unglückliche Heer in die größte Noth und zwang dasselbe, seine Rettung

vor dem Wasser mit großen Summen und mit der Uebergabe des schwer-errungenen Damiata zu erkaufen!

516. Von weit größerer Bedeutung und das Herz des denkenden Menschen tief ergreifend, ist der Kreuzzug, welchen, zehn Jahre später, Kaiser Friedrich II. unternahm; aber seine Bedeutung und sein Interesse erhält auch dieser Zug nur durch die Verhältnisse, unter welchen derselbe unternommen, und durch die Art, mit welcher er ausgeführet ward, und keineswegs durch Das, was erreichet wurde. Jene Verhältnisse aber haben wir früher in der Geschichte Teutschlands und Italiens zu entwickeln, und diese Art, die aus Friedrich's Persönlichkeit hervorging, haben wir zu bezeichnen gesucht (335 ff.). Daher ist nur übrig, hier von der Heerfahrt selbst zu sprechen. Sie aber, diese Heerfahrt, war an sich selbst durchaus ein sündhaftes Werk, so schön sie auch werden mochte durch die Thaten des Kaisers. Der Papst, welcher den Kaiser zu derselben nöthigte, hatte keineswegs die Ehre des Heilandes, keineswegs die Herrlichkeit der Religion, keineswegs das heilige Land im Auge, sondern sein Ziel war die Erhaltung und Befestigung der Gewalt der Kirche und der Herrschaft des päpstlichen Stuhles durch die Vernichtung des verhaßten Hohenstaufen; für Friedrich II. hingegen war das Unternehmen kein Bedürfniß des Herzens: in seiner Seele war keine Sehnsucht und kein Verlangen, keine Liebe und kein Glaube, sondern höchstens einige Ungewißheit über die Wirkung des päpstlichen Bannes und über die Folgen des verletzten Ge-

lübdes. Sein Hauptstreben war, die Welt zu versöhnen, damit sie sich nicht erheben sollte gegen seine Entwürfe irdischer Größe, Gewalt und Herrlichkeit!

517. Friedrich II., durch den so tapfern als frommen Großmeister des Ordens der teutschen Ritter, Hermann von Salza, über den Zustand und die Verhältnisse des heiligen Landes belehret, benutzte seine Wittwerschaft und des Königes, Johann's von Brienne, bald bereuete Bereitwilligkeit, ihm sein Reich Jerusalem zu überlassen, vermälte sich mit der Tochter desselben, Jolanthe von Brienne, und nahm den Titel eines Königes von Jerusalem an. Die Annahme dieses Titels war sehr verständig, und konnte dem Kaiser allerdings große Vortheile gewähren, sowohl, wenn er das Gelübde eines Kreuzzuges erfüllte, in Rücksicht auf die Herren und Ritter im heiligen Lande, deren unfreundliches, widerstrebendes, tückisches Benehmen gegen die Kreuzfahrer meistens aus der unnatürlichen Stellung hervorging, in welcher sie sich wirklich zu denselben befanden, als, wenn er das Gelübde unerfüllt ließe, in seinem Kampfe gegen den Papst: denn die Einbildungskraft der Menschen dieser Zeit verband mit dem Namen eines Königes von Jerusalem noch immer fromme Gedanken, weil er heilige Erinnerungen erweckte. Friedrich indeß verzögerte, so lange er es vermochte, den Versuch, sein neues Reich zu erobern. Erst als Gregor IX. auf den heiligen Stuhl gekommen war, und als dieser Papst, nicht weniger durch Leidenschaft und persönlichen Groll ge-

trieben, als durch die Verhältnisse seiner Würde zur Welt überhaupt, und zu dem Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen im Besonderen bestimmt, den Kaiser zu der heiligen Fahrt drängte, fing dieser an, Rüstungen zu treffen, die wirklich das Ansehen hatten, als wäre es ihm Ernst. Indeß war sein Benehmen zweideutig, nud machte es wahrscheinlich genug, daß er nur Zeit gewinnen wollte. Aber er kannte, scheinet es, den Eindruck selbst nicht, den er, durch seinen Geist, seine Kraft und sein Glück, auf die Menschen gemacht hatte! Auf seinen Ruf, verstärket durch die Predigten des heiligen Vaters, strömten so große Schaaren, das Kreuz auf der Schulter, aus allen Reichen des Abendlandes nach Italien, um sich unter sein Banner zu stellen, und Ruhe und Glück, Gefahr und Heil mit ihm zu theilen, daß Friedrich selbst überraschet und in eine böse Verlegenheit gerathen zu sein scheinet. Er war nicht im Stande, so vieles Volk nach Palästina hinüber zu fördern, und sein Land litt sehr durch die Menge unerwarteter Gäste. Aber die Natur dieses Landes, Hunger und Seuchen zerstörten diese Massen auf eine schreckliche Weise. Endlich ließ Friedrich (J. 1227) den Ueberrest einschiffen, und trat selbst die Fahrt an, zögernd, verlegen, unmuthig, zweifelnd; aber er kehrte, sei es, daß Krankheit auch ihn geängstiget, sei es, daß die ungläubigen Feinde sich an ihn gewandt, sei es, daß ihm die ganze Sache nie Ernst gewesen, schnell zurück, und veranlaßte durch seine Rückkehr die Rückkehr seiner Kreuz-Genossen, und die ganze große Rüstung lösete sich in Nichts auf.

518. Wenn aber Friedrich II. in der That nicht die Absicht, nach Palästina zu gehen, gehabt, und wenn er zugleich geglaubet hat, er werde durch seine Anstalten nicht nur die Welt täuschen, sondern auch den Papst zufrieden stellen: so hatte er weder seine Stellung zu dem heiligen Stuhl erkannt, noch den Charakter Gregor's IX. Dieser mußte sich vielmehr freuen, eine Gelegenheit zu erhalten, den Bann der Kirche über den Kaiser zu bringen; und wenn Friedrich Schuld gewesen an dem Verderben so vieler Menschen, so hatte er, nach den Begriffen der Zeit, auch den Bann verdienet. Und zu leugnen ist nicht: der Schein war gegen ihn. Eben deßwegen nahm die ganze Christenheit Antheil, als der Papst sich gegen den Kaiser, wie der Erzengel gegen den Drachen, zu erheben behauptete; der ungeheuere Schauder, der ihm Mark und Gebein durchdrungen haben sollte, ward im ganzen Abendlande mitgefühlet; und es war unmöglich für Kaiser Friedrich II., unter solchen Umständen die Stimme der Welt zu gewinnen, oder nur den Eindruck zu mildern, welchen der schwere Fluch des Papstes gemacht hatte. Eben so wenig vermochte er durch scharfe Maßregeln die Wirkung zu vernichten, die das Interdict hervorbrachte, mit welchem seine Länder belegt wurden. Betroffen über diese Gewalt der Kirche, allein gelassen von der Welt, den unbeugsamen und hartnäckigen Papst gegen sich über, sah er keinen anderen Ausweg, als einen Kreuzzug wirklich anzutreten (J. 1228), zu Stande gebracht in seinen Italischen Landen, bestritten aus eigenen Mitteln.

Aber die Stärke der eigenen Seele konnte nunmehr die Bande nicht wieder zerreißen, in welchen der unversöhnliche Papst ihn hielt. Belastet mit dem Fluche trat er den Zug an; neue Flüche folgten ihm auf der Fahrt. Und wie der Papst jede Theilnahme an der Unternehmung dieses, von der Kirche verworfenen, Fürsten, in Europa zu hintertreiben versucht hatte, so bot er alle Künste der Arglist auch in Asien auf, bei Geistlichen und Laien, jeden Erfolg zu vereiteln. Der Bann sollte in Ehren bleiben und gefürchtet, und jede andere Rücksicht wurde gering geachtet.

519. Die acht Monde, die Friedrich II. in Palästina zubrachte — (vom Sept. 1228 bis zum Mai 1229) — bilden einen äußerst merkwürdigen Abschnitt in dem reichen Leben des großen Kaisers. Dieselbe ungeheuere Kraft des Geistes, welche er in allen Verhältnissen offenbarte, entwickelte er auch hier; aber seine Lage war hier so düster, so ungewiß und so gefährlich, daß er kaum jemals mehr als hier nöthig hatte, Alles, was in ihm war, zusammen zu fassen, um in jedem Augenblicke besonnen darüber zu verfügen. Er konnte keinen Schritt vorwärts thun oder zurück, ohne sich gestehen zu müssen, daß der Boden einbrechen könne, auf welchen er trat. Von Ungewißheit, Zweifel, Mißtrauen, Angst, Arglist, Niedertracht und Verrath überall umgeben, durfte sich Friedrich mit Zuversicht auch nicht auf einen einzigen Mann verlassen. Wenn man ihn beachtet bei seiner ersten Erscheinung auf der Küste bei Acra: bei dem glänzenden Gruße, den

ihm der feindliche Sultan zusandte: bei dem zweideutigen Empfange, welchen er bei den Christen fand: an der Spitze der kleinen Schaar, mit welcher er dem Feind entgegen ging, als die Boten des Papstes die Meisten von ihm losgerissen hatten: bei der Vereinigung mit diesen Abtrünnigen: bei seinen Unterhandlungen mit dem Sultane von Aegypten, die zu einem Frieden auf zehn Jahre führten und ihn in den Besitz der heiligen Oerter brachten: bei seinem Einzug in das, nunmehr mauernlose Jerusalem, von den treuen teutschen Rittern umgeben, und bei dem großen Entschlusse, der schweigenden und erbitterten Geistlichkeit gegenüber, sich selbst am Altare die Krone auf das Haupt zu setzen: bei den schändlichen und verrätherischen Anschlägen des grimmigen Patriarchen, der gierigen Templer, und des eifersüchtelnden Ordens der Hospitaliter: bei den starken Maßregeln, durch welche er die Wuth seiner Feinde zu Schanden machte: endlich bei seiner Abfahrt aus dem Lande seines Ruhmes und seiner Noth — wenn man den Kaiser bei allen diesen Vorgängen aufmerksam beachtet, und sich in seine Lage und in seine Zeit hinein zu denken versuchet, so fühlet man sich in der tiefsten Seele erschüttert, und von Theilnahme, von Erstaunen und Bewunderung durchdrungen. Selten zeiget sich der Kampf des Geistes, der sich in allen Zeiten und Verhältnissen gleich bleibet und dessen Kraft unter allen Völkern und unter allen Umständen Achtung einflößet, mit der Macht des Glaubens, des Vorurtheiles, des Wahnes, der in anderen Zeiten anders sein, aber den Menschen so um-

wirren und umstricken kann, daß er nicht weiß wo ein noch aus, auf eine so ausgezeichnete Weise, als in diesen Ereignissen. Wie sehr man aber auch den Kaiser bewundern mag, und wie hoch man die gewaltigen Kräfte feiert, die er bewährte: eine reine Freude ist es nicht, was man empfindet! Der Zustand ist zu unnatürlich; Alles, was Friedrich unternimmt, gerecht und gut in sich selbst, ist zu gewaltsam unter den obwaltenden Umständen, als daß man sich einer schmerzlichen Beklemmung erwehren könnte. So siehet man ihn auftreten, und so siehet man ihn hinweggehen. In Beziehung auf das heilige Land indeß bleibet das Gefühl, daß das endliche Schicksal wohl abermals auf einige Zeit verzögert, daß aber im Wesentlichen Nichts verändert sei.

Zwölftes Capitel.

Die Kreuzzüge Ludwig's IX. Gänzlicher Verlust des heiligen Landes. Untergang des lateinischen Kaiserthumes in Constantinopel.

520. Die zehn Jahre, für welche Friedrich II. den Waffenstillstand abgeschlossen hatte, liefen schnell dahin. Je thatenloser das Leben war, desto trauriger war die Gegenwart, desto trüber die Aussicht. An der Erhaltung des Landes mußte auch der Kühnste verzweifeln. Das verdarb die Ritter-Orden, die Templer und Johanniter, um so mehr, je größer schon das

Verderben war, das in dem Wesen ihrer Verbindung lag. Ihre Seelen waren ihren Reichthümern zugewandt, ihrem Stolz und ihren Genüssen, und an dem heiligen Lande hingen sie nur fest, weil sie nur durch dasselbe die Welt über sich täuschen und das schlau Erworbene zu befestigen hoffen durften. Die Ritter des teutschen Ordens, welche sich überhaupt ferner hielten von dem Verderben der beiden anderen Orden, hatten sogar schon angefangen, sich eine andere Bahn der That und des Erwerbens (in Preußen) zu eröffnen! Inzwischen wurden die Gemüther der Christen des Abendlandes immer mehr abgewandt. Die Andacht trieb noch Manchen zum Gebete bei dem heiligen Grab, aber Wenige sehnten sich nach dem Kampfe für das heilige Grab; und nur das Treiben der Ritter-Orden, deren Vortheil es war, die alte Liebe für das Kreuz zu nähren, wenn sie gleich mehr als einen Kreuzzug verrätherisch vereitelt haben mögen, nur die Päpste, welche die Folgen von dem Aufhören der Kreuzzüge jetzt eben so wenig übersehen konnten, als vor anderthalb hundert Jahren die Folgen von dem Anfange, nur die Gewohnheit bei Geistlichen und Laien, veranlaßten noch, daß die heiligen Heerfahrten nicht ganz außer Gebrauch kamen. Indeß verdienet der Kreuzzug, an dessen Spitze der König von Navarra, Thibaut V., Graf von Champagne, stand, mit dem Nachzuge, welchen Graf Richard, Bruder Heinrich's III. von England, anführte, kaum einer Erwähnung. Ohne Plan wurde derselbe unternommen, ohne That und Ruhm vollbracht und ohne Erfolg geendiget (J. 1240

und 1241). Der Verfall des latinischen Kaiserthumes in Constantinopel, der um diese Zeit schon bis zur Hoffnungslosigkeit gekommen war, bewog den Papst, Gregor IX., einen Theil des Kreuzheeres nach Constantinopel zu lenken. Denn der erste Kaiser Balduin I. war schon ein Jahr nach seiner Wahl, in einem Kriege mit dem Könige der Bulgaren, gefangen worden und hatte seinen Tod in der Gefangenschaft gefunden. Sein Bruder Heinrich hatte alsdann in einer zehnjährigen Regierung das Reich mit Weisheit zu befestigen gestrebet; wenn er aber auch durch Heirath und Friedenschluß gegen Bulgarien und Nicäa bestimmte Gränzen gewann, so erreichte er doch im Inneren äußerst wenig; und dieses Wenige ging in den fünf Jahren (1216—1221), in welchen das Reich keinen Kaiser hatte — unter der unglückseligen Regierung Robert's von Courtenai, der für solche Verhältnisse gar nicht gemacht war, und in sieben Jahren Schmach von äußeren Feinden, und Noth und Angst und Abscheulichkeiten im Inneren erlebte, die seine Seele brachen — unter Johann von Brienne, der in Constantinopel fast eben so wenig Kaiser war, als er König in Jerusalem gewesen, obwohl er im hohen Alter heldenmüthig gegen den Kaiser von Nicäa und den König von Bulgarien, unter den Mauern von Constantinopel, focht — und unter Balduin II., seinem Schwiegersohn und Nachfolger (J. 1237), welcher das Reich von außen so bedränget und beschränket, und dabei in so gänzlicher Auflösung fand, daß kaum ein Reich zu erkennen war, welcher sich überhaupt in eine Lage

versetzet sah, die nur Mitleid und Erbarmen einflößet — dieses Wenige ging unter solchen Verhältnissen gänzlich zu Grunde. Papst Gregor IX. vermochte diesem Reich eben so wenig mit seinen Kreuzfahrern aufzuhelfen, als dem Reiche Jerusalem!

521. Das Reich Jerusalem aber, eine Trugge-stalt vor den Blicken der Menschen, erhielt, als die Nachkommen Saladin's durch die Fortsetzung ihrer Zwietracht ihm das kümmerliche Leben fort und fort fristeten, einen neuen Feind, so schrecklich, als unerwartet. Die ungeheuere Erschütterung, welche Dschingis-Khan in Asien bewirkte, und welche von seinen Söhnen bis tief in Europa hinein, bis zu den Gränzen Teutschlands verbreitet wurde, erreichte um diese Zeit die Länder in Vorder-Asien. Chowaresmier, von den wilden Mongolen aus der Heimath vertrieben, durch die Noth gezwungen, die Waffen zu ergreifen für Leben und Unterhalt, bedrängte Dränger, zwiefach geängstiget, und die Wuth wegen des verlorenen Vaterlandes in der Brust, wurden von dem Sultan Aegyptens gegen die Christen in Palästina gewiesen. Mit schrecklicher Zerstörung drangen sie ein in das unglückliche Land; und in der heiligen Stadt wurde der gräßlichste Gräuel verübet. Bei Gaza (J. 1244) fochten die Christen einen ruhmwerthen Kampf; die Ritter der drei Orden kämpften wie in den schönsten Tagen; und wenn sie, durch Tod und Blut, auch den Geist ihrer Verbindung nicht ändern und bessern konnten, so haben doch die Männer, welche hier standen und fielen, eh-

renwerth gebüßet, was sie in besseren Verhältnissen vielleicht verschuldet hatten. Wie groß aber auch die Niederlage der Christen sein mochte: durch die Feindseligkeit der Ejubiten unter einander wurde es ihnen doch noch möglich gemacht, sich auf den Küsten des Landes zu halten, und die Kette der Unternehmungen zur Eroberung desselben noch etwas weiter hinauszuziehen.

522. Der letzte große Kreuzzug, welchen bei dieser Lage der Dinge der fromme König von Frankreich, Ludwig IX. (der Heilige) unternahm, ist eine merkwürdige Erscheinung, wohl geeignet, irre zu machen sowohl über die Zeit als über den Zweck dieser Fahrt. Wenn man sich indeß erinnert (395), daß Ludwig's IX. Geist groß genug war, sich dem Himmel und der Erde zugleich zuzuwenden, und bei aller Frömmigkeit ein besonnenes Berechnen nicht zu verschmähen, und wenn man alsdann aufmerksam den ganzen Verlauf dieses Zuges beachtet, so kann man unmöglich auf den Gedanken kommen: die alte fromme Sehnsucht der ersten Kreuzfahrer sei noch ein Mal wieder gekehret. Das erste Gelübde des Königes war die Frucht der Genesung aus einer schweren Krankheit zu derselben Zeit, als die Schlacht bei Gaza vorfiel; und bei dem Festhalten an dem Gelübde möchte wohl das Beispiel seines großen Zeitgenossen, Friedrich's II., auch Einiges gethan haben. Der Schrecken aber, welchen dieses Gelübde und dieses Festhalten an demselben erregten, kann sogleich beweisen, wie die Zeit stand. Dasselbe beweiset der Umstand, daß der König lange keine

Genossen fand, und daß er, welchen sogar der Bischof von Paris abzuhalten suchte, erst seinen Hofleuten das Kreuz, wie im Scherz, auf die Schulter zwingen mußte, ehe er von der Verkündigung des heiligen Zuges einen guten Erfolg erwarten mochte. Nunmehr drängte man sich allerdings zu dem heiligen Zeichen; aber mehr als das Kreuz reizte der König mit seinen drei Brüdern; und da er, Ludwig IX., sich hochbegeistert zeigte: wie hätten seine Gefährten ohne Begeisterung bleiben können! Wie groß aber auch diese Begeisterung sein mochte: man blieb in Frankreich besonnen genug, mit Vorsicht sich zu rüsten, und einen verständigen Plan für die Ausführung des großen Werkes zu entwerfen; und der fromme König hatte auch in der That Kraft genug in seiner Seele, die Sehnsucht nach dem heiligen Lande wenigstens so lange zu unterdrücken, bis Aegypten erobert sein würde. Allerdings waren die Franzosen durch frühere Ereignisse nach Aegypten hingewiesen, und es war nicht schwer einzusehen, daß der Besitz von Aegypten eine Unternehmung gegen Syrien sehr erleichtern und eine Eroberung in Syrien noch am Meisten sichern werde. Wenn man aber die Begebenheiten der neuesten Zeit, als Frankreich von Amerika und Ost-Indien abgeschnitten war, nicht vergessen kann, so dränget sich unwiderstehlich die Vermuthung auf, daß die Franzosen jetzt, lange vor der Entdeckung von Amerika, bei ihrem Plan auf Aegypten wohl noch mehr erstrebet haben möchten, als die bloße Gewinnung einer Grundlage für die Eroberung des heiligen Grabes.

323. Wohl vorbereitet, durch fromme Uebungen und Casteiungen gestärket, bußfertig, gereiniget von Sünden, mit dem päpstlichen Seegen ausgerüstet, begab sich König Ludwig IX., begleitet von einem Heere, das seine Erbauung zu theilen schien und vortrefflich gerüstet war, jedoch ohne allen Glanz und alle Pracht, in Aigues Mortes zu Schiffe (J. 1248). Schon auf Cypern, durch mannigfaltige Verzögerung, mannigfaltiger Verlust. Die Ueberfahrt nach Aegypten nicht ohne Gefahr und Nachtheil. Die Einnahme von Damiata (J. 1249) allerdings gegen alle Erwartung leicht; aber mit ihr endigte sich auch das Glück der Kreuzfahrer, welches sie nicht aus den natürlichen Ursachen, aus der Lage Aegyptens und der Krankheit des Sultanes erkläret zu haben scheinen, und welches sie eben deßwegen verführte, einen vortheilhaften Vergleich abzuweisen. Der erste Schmerz des guten Königes wurde durch die Schwelgereien und Ausschweifungen erreget, in welche seine Gefährten, nach der wilden Weise dieser Zeit, verfielen, sobald die ersten Erfolge den langen frommen Zwang, dem sie sich nur ungern gefüget, gesprenget hatten. — Bald fand der Zug gegen Cairo Schwierigkeiten, die nicht berechnet waren. Die Art aber, mit welcher man diesen Schwierigkeiten zu begegnen suchte: zuerst durch mühselige Arbeiten, dann durch eine große Schlacht bei Mansura, in welcher die Franzosen allerdings eine kühne Tapferkeit und einen hohen Heldensinn bewährten, endlich durch ein träges Erwarten des Kommenden und durch ein zähes Ertragen der schrecklichsten Leiden, welche

Hunger, ein zerstörendes Klima und das feindliche Schwert über Menschen zu bringen vermögen — diese Art ist in der That kaum begreiflich, und läßt sich vielleicht nur aus des Königes abergläubischer Gott-Ergebenheit erklären. Zuletzt ward er allerdings wankend in seinem Vertrauen und wünschte Damiata wieder zu gewinnen. Aber nunmehr war es zu spät. König Ludwig IX., ermüdet, krank, vom tiefsten Schmerz über den Verlust vieler tapferer Männer durchdrungen, wurde gefangen, und sein ganzes Heer wurde vernichtet oder theilte sein Schicksal — (J. 1250).

524. Der Sultan von Aegypten, Turan Schah, welcher seinem Vater, Malek Saleh, kaum in der Herrschaft gefolget war, scheinet mit den Gefangenen in Verlegenheit gewesen zu sein, die vielleicht aus der Stellung seines Reiches zu den alten Feinden desselben und aus der Befürchtung hervorging, die Franzosen möchten zur Befreiung ihres Königes einen neuen Angriff auf Aegypten wagen. Aufwand und Sorge waren inzwischen unvermeidlich. Denn die eilige Unterhandlung wegen der Freilassung des Königes und seiner Gefährten, und der schnelle Abschluß eines Vertrages, der ihm so geringe Vortheile gewährte, darf doch wohl nicht aus Großmuth allein erkläret werden. Aber der Sultan kannte seine eigene Lage nicht. Die Mamluken, kraftvolle Söhne asiatischer Gebirge und Wüsten, welche, zumeist durch Turan Schah's Vater unter die Waffen gestellet, und zu großen Schaaren vereinet, das Gefühl der Sclaverei längst überwunden, auf die verweichlichten, feigen Aegypter mit

Verachtung hingeblicket, und durch ihre letzten Siege über die Franzosen einen neuen, wilden Trotz gewonnen hatten, erkannten, daß sie Herren des Landes sein würden, sobald sie es sein wollten. Und der Unwille, welchen des Sultan's Vertrag mit Ludwig IX. erregte, gab ihnen Veranlassung und Gelegenheit, es zu werden. Sie brachten den Sultan Turan Shah, der übrigens gegen einzelne Mamluken streng gewesen war und Andere, für friedliche Zeiten, besorgt machen mochte, ums Leben, endigten dadurch die Herrschaft der Ejubiten in Aegypten, und machten nachher ihren Anführer, Ibegk, zum Sultan. Und Aegypten, längst gewohnet, dem Mächtigsten zu dienen und aus einer Hand in die andere zu geben, gehorchte den Sclaven, die sich zu Herren erklärten. Die Lage der Franzosen wurde durch diesen Vorgang und durch die gräßlichen Umstände, welche denselben begleiteten, wahrhaftig schrecklich. Als aber das erste abscheuliche Gewirr vorüber war, mußten die neuen Herren wohl einsehen, daß sie ihren Lohn dahin hatten, und daß ihre eigentlichen Feinde, die sie fürchten mußten, nicht die unglücklichen Franzosen waren, sondern die Fürsten aus Saladin's Stamm in Asien. Sie erneuerten daher den Vertrag, und König Ludwig IX. erhielt seine Freiheit. Sein heiliger Eifer trieb ihn nach Palästina; aber, ohne Macht, ohne Zuzug von Bedeutung — (denn wenn auch eine große Schwärmerei im gemeinen Volke, namentlich in den sogenannten Pastoralen aufgereget wurde: die großen Herren bezeigten kein Verlangen zu dem frommen Werke!) — vermochte er Nichts zu erreichen. Fast vier Jahre lang blieb er mit seltsamer Beharrlichkeit,

in Palästina, und verließ erst den heiligen Boden, als der Tod seiner Mutter, die Frankreich regieret hatte, ihm die Rückkehr nothwendig machte (J. 1254).

525. Gott-ergeben, aber nicht ohne Trauer sah der fromme König sein Reich wieder. Die Freude seines Volkes über seine Erscheinung ward aber dadurch sehr getrübet, daß es noch immer das Kreuz auf der Schulter des Königes bemerkte und an demselben erkannte, daß er, Ludwig IX., sein Gelübde noch nicht erfüllt zu haben glaubte. In der That trug er den Gedanken an einen neuen Kreuzzug fortwährend in der Seele. Die Beschäftigung mit den Angelegenheiten des Heilandes war ihm, wie es scheinet, zur Gewohnheit und durch die Gewohnheit zum Bedürfnisse geworden; er gefiel sich in der Demuth, wie Andere im Glanz, und das Kreuz war ihm, wie es ihm Ansehen verschaffte im Volke, so der schönste Schmuck, durch welchen die Krone nur verherrlichet ward. Und in der That trug dasselbe nicht wenig bei zu dem Gelingen der Waltung in seinem Reiche, die er sechszehn Jahre lang für Thron und Krone verständig betrieb. Inzwischen gingen die Angelegenheiten der Christen im Morgenland in alter Weise der Auflösung, langsam, aber unvermeidlich, immer mehr entgegen. Das lateinische Kaiserthum in Constantinopel befand sich in dem jammervollsten Zustande. Der unglückliche Kaiser Balduin II. mußte zu den schmählichsten Dingen seine Zuflucht nehmen, um einiges Geld zu erhalten: er mußte die heiligsten Reliquien, er mußte den eigenen Sohn

verpfänden, und konnte sich doch nicht vor Noth und Mangel schützen. Er beschwor Götter und Menschen, reis'te von Lande zu Land und flehete um Hülfe: er erhielt aber gewöhnlich nur Versprechungen, weil das Kreuz nach allen Seiten hingewiesen ward und keine Hoffnung auf Gewinn gemacht werden konnte. Er bildete ein Heer aus allerlei Volke, den Ketzer stellend neben den Rechtgläubigen, und den Anhänger Mohammed's neben einen Christen, welchem das Kreuz die Schulter zierte; sein Reich verschwand immer mehr seinem Blick und wurde zuletzt von den Mauern Constantinopel's umschlossen. Denn Vatatzes, Kaiser von Nicäa (vom J. 1222 bis 1255), Theodor's Schwiegersohn und Nachfolger, war ohne allen Zweifel ein ausgezeichneter Mann, welcher in der Noth der Zeit die Kraft seines Geistes zusammen nahm, und sich desto kühner zeigte, je mehr er fühlte, daß Alles, Natur und Geist, für ihn stritt im Kampfe gegen die Schöpfung des Zufalles und der Laune. Sein Sohn Theodor Laskaris II. war ihm zwar nicht gleich; aber er behauptete, was durch ihn erreicht war; und als Michael Paläologus, nach dem frühen Tode desselben (J. 1259), den sechsjährigen Johann von dem Throne hinwegschob, auf welchem er ihn als Vormund halten sollte, als dieser, durch seine Verhältnisse gedränget, Etwas unternehmen wollte, was ihn auf dem geraubten Throne befestigen zu können schien, und als er zu diesem Ende (von Genuesern unterstützet, welche die Eifersucht gegen Venedig trieb) Constantinopel selbst anzugreifen beschloß: da fiel die große Kaiserstadt, deren

Eroberung den Kreuzfahrern so vieles Blut und so große Gräuel gekostet hatte, in einer einzigen Nacht (25. Jul. 1261) einer kleinen Schaar von Menschen, die zum Spähen ausgeschicket waren und nicht zum Kampfe, wie eine lose Beute in die Hände! Kaiser Balduin II. entfloh, und wenige Tage nachher (15. Aug.) hielt Kaiser Michael seinen feierlichen Einzug, als Befreier begrüßet von den Einwohnern der alten Stadt!

526. In dem heiligen Lande hingen die Besitzungen, welche die Christen noch auf der Küste hatten, an der Feindschaft ihrer Feinde unter einander. Ihre Erhaltung war, in menschlichen Augen, ein bloßer Zufall. Sie jedoch wurden auch jetzt nicht einig; zwischen den Ständen, zwischen den Orden, zwischen Einzelnen, überall Zank und Streit. Selbst der Titel eines Königes von Jerusalem, den Friedrich's II. Nachkommen nicht zu achten schienen, erregte noch Zwiste. Unterdeß wurde das heilige Land in Europa mehr und mehr vergessen. König Ludwig IX. jedoch blieb seines Gelübdes eingedenk. Als er in Frankreich die Sachen wohl geordnet zu haben glaubte, nahm er (J. 1257) noch ein Mal das Kreuz, und sein Beispiel, und die Aufforderungen des Papstes rissen noch ein Mal viele Menschen hinweg. Wohl gerüstet ging der heilige Ludwig drei Jahre später mit seinen Gefährten zu Schiffe (J. 1270). So wie aber der Verlust von Constantinopel klar gezeiget hatte, daß das lateinische Kaiserthum auf hohlem Boden stand, so zeigte dieser Zug auf das Auffallendste, daß man den Sinn und

die Richtung der Kreuzfahrten gänzlich verloren hatte. Wie in einer wunderlichen Laune lenkte der König seine Fahrt nach Tunis. Ob er politische Entwürfe verfolget, oder die Absicht gehabt hat, an der Spitze seiner Ritter den König von Tunis zur Taufe zu führen und als Zeuge neben derselben zu stehen: gleichviel! Die Unternehmung bleibet in dieser Richtung und für solche Zwecke immer ein großes Zeugniß; und unbedeutend ist wohl auch der Umstand nicht, daß der heiligste König in einem so unheiligen Lande, wie Tunis, seinen Tod fand! Mit seinem Tod aber hatte die Unternehmung ein Ende. Und wenn auch der Prinz Eduard von England noch nach dem heiligen Lande ging: sein Heldensinn und sein Streben, das große Vorbild, das ihm, in Richard Löwenherz, vor der Seele stand, zu erreichen, vermochten Nichts. Und wenn auch die Päpste noch nicht aufhörten, auf neue Kreuzzüge zu dringen, und wenn ihnen auch gelang, Könige und Fürsten, Ritter und Herren zur Annahme des Kreuzes zu bewegen: es war kaum irgend einem Menschen ein rechter Ernst mit diesem alten Zeichen. Die Christen, zumal die Ritter-Orden hielten sich nur noch aus alter Gewohnheit, ohne irgend einen Grund zu einer besseren Wendung der Dinge. Im Verlaufe von zwei Jahrzehent ging Alles verloren, und im Abendlande ward es kaum beachtet.

Fünftes Buch.

Von der Wahl Rudolf's von Habsburg bis ans Ende des Mittel-Alters.

Erstes Capitel.

Teutschland und Frankreich bis zur Versetzung des heiligen Stuhles nach Avignon und bis zu Albrecht's I. Tode.

527. Kehren wir von der Betrachtung so großer und so entfernter Begebenheiten, zu den Völkern und Staaten Europa's zurück, und wenden wir unseren Blick zuvörderst wieder zu dem Volke, welches dem ganzen Mittel-Alter seine Eigenthümlichkeit gegeben hat: so tritt gewiß, mit der Erinnerung an den Zustand, in welchem wir das teutsche Reich (344) verlassen haben, zum Voraus die Besorgniß in die Seele, daß dieses Reich wenig Großes und Erfreuliches darbieten möge, und daß der Fortgang der Geschichte des teutschen Volkes um so peinlicher werden dürfte, je größer und gewaltiger die Erinnerungen sind an die frühere Zeit. Und diese Besorgniß gehet in der That

auf eine traurige Weise in Erfüllung! Allerdings stand der Geist nicht still; die alte Kraft der Menschen war ungeschwächt, und das Streben nach Ordnung und Recht, nach That und Tugend, nach Licht und Bildung dauerte fort. Auch fehlte es den Fürsten des Reiches gewiß nicht an Liebe zum gemeinsamen Vaterland und an einer guten Gesinnung. Das haben Viele vielfältig bewiesen. Aber man wußte sich nicht zurecht zu finden. Die Verhältnisse waren zerrüttet, die Begriffe verworren. Aus der alten Kaiserkrone waren die meisten Zaubersteine herausgebrochen, durch welche vormals die Welt sich getäuschet hatte; der Königsstuhl war ein wandelbares Gerüst geworden, wenig für das Reich, oft nur ein Werkzeug für einzelne fürstliche Familien, um sich zu Größe, Gewalt und Besitz hinauf zu schwingen. Die Fürstenwürde, bei welcher das Reichs-Amt fast ganz von der landesherrlichen Gewalt verschlungen war, verlor auch immer mehr ihre alte Hoheit und, unter Trug und Noth, bildete sich eine landständische Verfassung aus, welche dem Fürstenstuhle nur die Pracht ließ, die Macht aber an eine Menge kleiner Herren des Landes brachte, durch welche der Zustand der untersten Menschen-Classe dreifach unglücklich ward. Teutschland bot ein erstaunenswerthes, reiches und mannigfaches Leben dar in einzelnen fürstlichen Häusern, Gemeinden, Städten, Landen; aber in der Entwickelung dieser Mannigfaltigkeit erschöpfte sich auch die Kraft des teutschen Volkes, und nationale Einheit und gesetzliche Freiheit wurden nicht gewonnen. Merkwürdig ist dabei die Er-

scheinung, daß das Papstthum sogleich hinsinket, nachdem das Kaiserthum gefallen ist, und daß es in seiner Armuth dastehet, sobald es, ohne sich an diesem Gegner zu erholen, in einen Kampf sich einläßt mit einer irdischen Macht.

528. Zu der Zeit, als Richard von Cornwallis starb, saß seit einigen Monden auf dem heiligen Stuhle Papst Gregor X. Drei Jahre hatte dieser Stuhl leer gestanden, ehe die Cardinäle — so unwichtig war schon der Papst! — sich zu seiner Wahl entschlossen hatten, und wahrscheinlich hätten sie die Kirche noch länger ohne Papst gelassen, wären sie nicht vor den Umgriffen des Königes beider Sicilien, Karl's von Anjou, besorgt geworden. Gregor aber hatte kaum die dreifache Krone erhalten, als er dahin arbeitete, daß auch der Kaiserthron wieder besetzet würde, mag er die Bedeutung des Kaisers für den Papst erkannt, mag er nur ein Gegengewicht gegen den südlichen Nachbaren, der allerdings mit der Senatorwürde in Rom und mit dem Reichsvicariat in Lombardien wohl gefährlich scheinen konnte, gesuchet, oder auch die alte Gewohnheit geehret haben. Von den teutschen Fürsten, bisher ganz gleichgültig, wurden nun, auf des Papstes Mahnung durch den Erzbischof von Mainz Diejenigen, welche sich das Recht der Wahl erhalten hatten, und die sich deßwegen Churfürsten nannten, zu einem Wahltage berufen. Diese Fürsten scheinen kaum ohne große Verlegenheit in die Versammlung getreten zu sein. Einen König, wie die Heinriche oder die Ottone gewesen waren, konnten sie, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge, gewiß

nicht wollen; und die Vorstellungen und Ansichten der Zeit machten, auch bei dem besten Willen, den Gedanken unmöglich: einen neuen königlichen Thron zu errichten, und denselben mit bestimmten Rechten zu zieren, zu ehren, zu befestigen. Ein Gaukelspiel indeß war die Wahl, die sie vornahmen, keinesweges; sie meinten es vielmehr sehr ernstlich wie mit sich selbst so mit dem Reiche; aber sie verstanden weder sich selbst noch einander, und dadurch erhält diese Wahl fast den Schein jener Handlungen, bei welchen die Handelnden es zweifelhaft lassen, wie viel Wahrheit und Glaube in ihnen ist, und wie viel Selbstbetrug und Täuschung. Es ist sehr begreiflich, daß keiner von den wählenden Fürsten Lust zur Krone zeigte; die Ereignisse eines Menschen-Alters schreckten zurück. Es ist eben so begreiflich, daß sie den Slaven-König Ottokar von Böhmen verwarfen: die große Macht dieses trotzigen und hochstrebenden Fürsten, welcher in der Verwirrung der Zeit auch die schönen Länder Oesterreich und Steiermark erlistet, erschlichen, erkämpfet, und sich alsdann nicht ohne häßliche Gewaltthat in denselben befestiget hatte, ließ die Wiederkehr früherer Zeiten fürchten und eine neue Gefahr für die gewonnene Selbständigkeit. Endlich aber halfen die Churfürsten sich durch einen schnellen Entschluß aus der Verlegenheit; denn sie entschieden sich, auf den Vorschlag des Erzbischofs von Mainz einmüthig für den Grafen Rudolf von Habsburg (30. Sept. 1273). Bei den Beweggründen, die den Erzbischof leiteten, und bei der geringen Kenntniß, welche die übrigen Churfürsten von dem Grafen Rudolf hatten, scheinet diese Entscheidung allerdings mehr ein Einfall gewesen zu sein,

als das Resultat einer reifen und weisen Ueberlegung. Denn Graf Rudolf war allerdings nicht ohne Besitz, aber ohne Macht. Er war ein ritterlicher Mann, von welchem manches Gute, Treuherzige, Tüchtige gerühmet werden konnte; sein bisheriges Leben jedoch war weder rein noch so ausgezeichnet, daß die Churfürsten dadurch allein hätten bewogen werden können, ihm den Vorzug zu geben vor allen Anderen. Man müßte sehr schlecht von diesem Zeitalter denken, wenn die Churfürsten nicht noch viele Männer gekannt hätten, an Tugend und Tüchtigkeit Rudolfen gleich. Man kann daher die Vermuthung kaum unterdrücken, daß die wählenden Fürsten sich für Rudolf wohl zunächst darum erkläret haben mögen, weil sie hofften, er würde ein Kaiser sein, durch welchen sie in keiner Hinsicht Etwas zu verlieren fürchten durften, durch welchen sie vielmehr Manches zu gewinnen hoffen mochten. Vielleicht war auch im Besonderen der Umstand nicht ohne Bedeutung, daß gerade drei große Fürsten Gemalinnen nöthig hatten und daß Rudolf in einem schönen Kreise blühender Töchter stand, welche, wenn er auf dem Throne saß, wenigstens große Aussichten auf die Erwerbung von Reichs-Gütern gewähren konnten. Pfalzgraf Ludwig, der Rudolf's Wahl entschied, war der Erste unter den Bewerbern. Was aber auch bestimmt und geleitet haben mag: das leidet keinen Zweifel: die Wahl Rudolf's von Habsburg war sehr glücklich; sie war die beste für die gegebenen Verhältnisse des Vaterlandes.

529. Aus einer gemeinen Fehde mit Basel abgeru-

fen, empfing Rudolf in reifem Alter zu Aachen die Krone, und die Huldigung vieler Fürsten, nicht auf das Reichs-Zepter — das war verlegt! — sondern auf ein Crucifix. Von diesem Augenblick an bewies er, daß er die Würde der Krone fühlte, und durchdrungen sei von königlicher Gesinnung. Sein Verfahren war durchaus besonnen, wohlberechnet, weise. Man hat seine Politik getadelt, weil sie nicht großartig gewesen und in der alten Würde des Reiches; aber wie könnte man von ihm, diesem Mann, in solchen Verhältnissen eine großartige Politik fordern? Er war, wie durch ein launenhaftes Glück, in eine Welt gestellet, in welcher er bei vielen größeren Fürsten als Emporkömmling galt, und anfänglich kaum irgend Etwas Anderes hatte, als sich selbst; in eine Welt, in welcher wohl große Ansprüche an ihn, den König, gemacht wurden, in welcher ihm aber die Mittel, immer eine wahrhaftig königliche Macht zu üben, nicht zu Gebote standen, ja in welcher er mit Gewißheit auf Niemand rechnen konnte; in eine Welt endlich, in welcher Jeder so viel gelten wollte, als er Kräfte hatte. Was er auch erstreben, wie hoch er sich sein Ziel setzen mochte: in der That war für Thron und Reich von dem König etwas Wesentliches und Bleibendes nicht mehr zu gewinnen. Daher konnte Rudolf, verständiger Weise, keinen anderen Plan verfolgen, als sein Haus zu begründen, dasselbe groß zu machen durch Besitz, durch Verzweigungen, durch Verschwägerungen mit anderen Fürstenhäusern, um Macht und Raum zu erhalten für größere Entwürfe. Zur Ausführung eines solchen Planes bedurfte aber Rudolf, unter den gegebenen Umständen, eines freundlichen Verhält-

nisses mit dem Papst und eines friedlichen mit Italien; er bedurfte der Geneigtheit der ersten Fürsten des Reiches, und der Ruhe im Reiche, des Landfriedens, überall, welche zu erhalten seine Würde ihn ohnehin zu berechtigen und zu verpflichten schien. Und das Glück begünstigte ihn auf eine merkwürdige Weise. Mit dem Papste, Gregor X., hatte er sich durch Demuth, und durch das Versprechen eines Kreuzzuges abgefunden, der Papst aber starb (J. 1276), ehe er zur Erfüllung dieses Versprechens angehalten ward, und eine Veränderung in der Wahl-Art, durch welche Gregor X. offenbar zum Besten der Kirche das Leerstehen des heiligen Stuhles zu verhüten gestrebet hatte, schlug so gänzlich gegen die Kirche aus und führte einen so raschen Wechsel der Päpste herbei, daß Rudolf drei Päpste in Einem Jahr ins Grab steigen sah, und daß darüber sein Versprechen auf der päpstlichen Seite in Vergessenheit gerieth. Dem vierten Papst aber, Nicolaus III., gab Rudolf, was er forderte, und stand, in den Entwürfen gegen Karl von Anjou, auf seiner Seite. Weiterhin konnte ihm der Papst gleichgültig sein. Die Churfürsten gewann er durch seine Töchter und durch die Willebriefe, mit welchen er sie gern Theil an seinem Verfahren nehmen ließ: was aber durch dieses Verhältniß verloren gehen konnte, das mochte mit einigem Scheine durch Strenge gegen kleinere, trotzige, räuberische Ritter und Herren wieder gewonnen werden. Die Schwäbischen Fehden führten zu noch größerer Zerstückelung des Reiches, gegen welche keine Landfriedens-Gebote zu helfen vermochten. Die Händel hingegen, welche Ottokar von Böhmen, im Ingrimm über das Miß-

lingen seiner Entwürfe, erregte, hätten allerdings gefährlich werden können, wenn er die Zeit zu benutzen, seine Freunde zu erhalten und die Macht zu gebrauchen gewußt hätte; aber er führte den Krieg feig und träge; er unterhandelte mißtrauisch und treulos, und machte dadurch Rudolfen den Sieg leicht. Und als dieser Sieg durch die Schlacht auf dem Marchfelde (J. 1278) vollendet und durch Ottokar's Tod befestiget war: da konnten seinem Hause die schönen Länder, die Ottokar besessen hatte, kaum noch entgehen. In der That wurde Rudolf's erstgeborner Sohn, Albrecht, mit Oesterreich, Steiermark, Krain belehnet, und wenn sein alter Freund, Graf Meinhard von Tyrol, einen Theil der Beute erhielt: so geschah es nur, weil durch eine Vermälung auch dieser Theil dem Hause Habsburg gesichert, so wie selbst durch eine Doppelheirath zwischen Ottokar's und Rudolf's Kindern das Königreich Böhmen festzuhalten verursacht ward!

530. Zwei Wünsche waren dem Könige Rudolf allerdings mißlungen: die Herstellung des Königreiches Burgund, für seinen Sohn Hartmann, und die Wahl seines ältesten Sohnes Albrecht, der ihn von seinen Söhnen allein überlebte, zu seinem Nachfolger im Reiche. Wenn man aber die Verhältnisse des Reiches erwäget und den Gang der Ereignisse überdenket, so kann man nicht umhin, auch dieses Mißlingen als ein Glück für das Haus Habsburg anzusehen. Bei Rudolf's Tode (J. 1291) war die Größe dieses Hauses, durch wirklichen Besitz an Reichsgut und durch die wohlberechneten Vermälungen seiner Söhne und Töchter, dergestalt befestiget, daß man,

die Erinnerung an die gewaltigen Männer aus dem Stamme der Sachsen, der Salier, der Hohenstaufen und an das Schicksal dieser Häuser festhaltend, voll Verwunderung vor seiner Leiche stehen bleibet, und vor den Ursachen des Steigens und Fallens menschlicher Dinge; und der Blick auf den fortdauernd verwirrten Zustand des Reiches vermehret noch diese Verwunderung. Uebrigens kann das Verklingen des Minne-Gesanges, das um diese Zeit bemerklich wird, nur von Denen bedauert werden, die den hohlen Boden nie untersucht haben, durch welchen diese verführerischen Töne ihre Stärke erhielten!

531. Herzog Albrecht von Oesterreich war reich ausgestattet mit schönen Eigenschaften und mit häßlichen. Es würde nicht schwer sein, ein ganz entgegengesetztes Urtheil über ihn mit Gründen zu unterstützen. Drei Dinge aber sind unleugbar. Zuerst: Albrecht's Persönlichkeit, seine Haltung, seine Art, seine Behandlung der Menschen, war unfreundlich und zurückstoßend, und erbitterte die Gemüther. Zweitens: seine Regierung war hart, drückend, nirgends gewünschet, vielfältig gehasset, und empörte die Seelen. Drittens: wer von den großen Gestalten des Mittel-Alters und der Eigenthümlichkeit, die ihnen gemein war, zu Albrecht kommt, dem dränget sich, bei Beobachtung seines Geldgeizes, seines Strebens nach weitem und abgerundetem Länder-Besitz und seiner Lust am Soldaten-Dienste, der Gedanke auf, daß er aus einer anderen Zeit hervortrete, oder daß er der Vorläufer einer anderen Zeit sei. Und wenn man nun auch zugestehen muß, daß ein großer Theil von Albrecht's

Handlungen und Bestrebungen durch die Verhältnisse nothwendig geworden, in welche er und sein Haus von seinem Vater gestellet waren: so ist doch sehr schwer, sich mit ihm in irgend einer Hinsicht zu befreunden, und man begreifet leicht, wie die meisten seiner Entwürfe mißlingen mußten. Seltsam aber ist bei diesem Mißlingen, daß das Haus Oesterreich gerade durch dasselbe die gehörige Grundlage erhielt, welche Festigkeit und Dauer gab, während, nach menschlicher Berechnung, das Gebäude, das Albrecht aufzuführen gedachte, nothwendig eben so schnell zusammen geworfen sein würde, als es errichtet war.

532. Die Bewerbungen Albrecht's um die Kaiserkrone konnten keinen Erfolg haben. Die Art aber, mit welcher der schlaue Erzbischof Gerhard von Mainz, einverstanden mit dem eben so schlauen Erzbischofe Siegfried von Cöln, die Churfürsten um ihre Stimmen betrog und die Wahl an sich allein zu bringen wußte; und die heuchlerische Andacht, mit welcher er, der Erzkanzler, alsdann den Grafen Adolf von Nassau (10. Mai 1292) zum Könige der Teutschen erklärte, würde die Seele nur mit Schmerz und Unwillen erfüllen können, wenn man nicht eingestehen müßte, daß in Rücksicht auf Volk und Reich nunmehr jede Wahl ziemlich gleichgültig war. Der König Adolf selbst erreget durch seine Persönlichkeit und durch seine Lage Theilnahme. Er war ein tüchtiger, ritterlicher Mann, der in dieser Hinsicht vor Rudolf von Habsburg nicht zurücktreten durfte. Das aber war der Unterschied, daß Rudolf theils durch eigenen Besitz, theils durch einen Zusammenfluß von Umständen, freiere Hand

hatte, Adolf hingegen, ohne Mittel und ohne Macht, ein Werkzeug Derer sein sollte, deren Geschöpf er zu sein schien, während er, Rudolf's beneidetes Beispiel vor Augen, für sich gewinnen wollte und für sein Haus. Da er Nichts unter den Füßen hatte, worauf er mit Zuversicht hätte treten mögen, so kann man ihn nicht ohne Bangigkeit seinen Lauf beginnen sehen; auch erkennet man sein Schicksal immer klarer, je weiter er kommt auf seiner schlüpferigen Bahn. Im Reiche selbst war allerdings keine Gelegenheit für den König, sich zur Würde die Macht zu verschaffen. Wenn aber Adolf die Verbindung mit Eduard I. von England gegen Philipp den Schönen von Frankreich mit der Hoffnung eingegangen sein sollte, in Philippen seinen Ottokar zu finden: so war der Irrthum etwas stark, und königliche Gesinnung zeigte sich nicht in der Ritterlichkeit Adolf's. Ueberhaupt stand er an Weisheit und Besonnenheit weit hinter Rudolf. Für seine Ehre war es gewiß kein Unglück, daß eben ein Papst die dreifache Krone trug, welcher, den alten päpstlichen Sinn Gregor's VII. und Innocenz III. in sich nährend, diesem Zeitalter auch fremd war, aber in einem ganz anderen Sinn, als Albrecht oder Philipp der Schöne. Es war Bonifacius VIII., welcher (am Ende des J. 1294) den entwürdigten, mißbrauchten, hin und her geschobenen heiligen Stuhl, nachdem derselbe von dem so armen und bejammernswürdigen als heiligen Cölestin V., freiwillig oder betrogen, verlassen war, mit dem festen Entschluß eingenommen hatte, die alte Ehre desselben herzustellen und ihm die alte Gewalt wieder zu verschaffen. Bei diesem, gewiß sehr verzeihlichen, aber auch verkehr-

'' und Richtung
''iff sich
.eb er
.:tenheit
der Köni⸗
'en heraus.

war des Köni⸗
röße. Die ver⸗
.uech des Landgra⸗
.ares Leben herbeige⸗
.her Art, daß sie einen
ionnten; aber die Stim⸗
: König nicht für sich be⸗
e Geld, welches ihm für den
.egeben war, anwandte, um
.es Land zu entreißen, das ihr
.nen nicht lassen wollte. Seine
.zes entschuldigen; etwas Häßliches
.rtiges behält der lose Handel. Und
t, mit welcher Adolf den Krieg führte,
Land in seine Gewalt zu bringen, konnte
.en gegen ihn vermehren. Aber dieser Un⸗
vielleicht ohne Folgen vorüber gegangen sein,
.dolf nicht durch das Glück, mit welchem seine
. zu gelingen schienen, bethören lassen, sich der
ndschaft der geistlichen Herren zu entziehen, denen
. Thron verdankte. Das war sein Verderben. Denn
echt von Oesterreich schlummerte nicht; und die all⸗
meine Stimme war für diesen, weil dem Benehmen

Adolf's die Erinnerung an Rudolf gegenüber trat. Das aber, was wider ihn war, das mochte besieget werden durch die Verbindung, in welcher er mit großen weltlichen Fürsten stand, und durch die Leidenschaft der geistlichen Churfürsten gegen Adolf. Die freche Weise, mit welcher alsdann ein Paar einverstandene Fürsten des Reiches, die sich Churfürsten nannten, in Mainz über den König zu Gericht saßen und ihn, ohne Scheu nichtige Gründe aussprechend, des Thrones verlustig erklärten, war ein wahrer Hohn für das heilige Reich und verdiente nur Verachtung und Züchtigung. Wenn aber auch Adolf die Verachtung hegen mochte: zur Züchtigung fehlte es ihm, wenn nicht an Mitteln, doch an Glück. Albrecht, von jenen Churfürsten zu großem Jammer der Städte an Adolf's Statt gewählet, stand zwar mit seiner Macht bereit, um ihren Handlungen den Rechts-Stempel der Gewalt aufzudrücken; aber nur vor seinem Glück und seiner List sank in der Schlacht bei Gellheim (2. Jul. 1298) Adolf, tapfer kämpfend, in den Tod hin, und mit ihm brach seine Sache zusammen!

534. Wie verworren die Begriffe dieser Zeit waren über das Wesen des römischen Königes, über den Ursprung und den Umfang der Gewalt, über Dienen und Herrschaft, das zeigte sich schon in Albrecht's neuer Wahl; aber noch mehr zeigte es sich, und recht auffallend, auf dem Reichstage, den Albrecht zu Nürnberg hielt. Wenn schon der persönliche Dienst der großen Fürsten des Reiches zur Zeit Otto's des Großen eine seltsame Erscheinung war: so tritt der Widerspruch zwischen

der Gewalt, welche die Churfürsten, in Rücksicht auf den königlichen Thron, wie in ihren Ländern, in Anspruch nahmen und ausübten, und der Stellung, in welcher sie vor der Person des Königes, dem Mann ihrer Wahl, erschienen, desto greller hervor. Ohne Eindruck indeß konnte ein solcher Vorgang nicht bleiben. Albrecht wußte das gar wohl und hatte es beabsichtiget. Darum war er gerüstet, um der Feindschaft, die in den Churfürsten gegen ihn desto gewisser zum Ausbruche kommen mußte, je drohender der Papst hinter ihnen stand, begegnen zu können. Und seine wahre Macht gegen diesen Feind, nämlich den Geist und die Kraft der Städte, hatte er auch recht gut erkannt. Aber die ritterlichen, adelthümlichen und lehensherrlichen Ideen, von welchen er sich umstricket sah, hielten ihn zu sehr nieder, als daß er sich zu einem reinen und großen Gedanken über Reich und Volk hätte erheben können; auch fehlte es ihm an der Mäßigung, welche zu jeder festen Gründung in den damaligen Verhältnissen des Lebens dreifach nothwendig war. Dasjenige, was Albrecht in der That unter Blut und Verwüstung gegen die Churfürsten erreichte, konnte nicht bestehen, weil er, lediglich die Größe und Gewalt seines Hauses, ohne Gränze und Gestalt, erstrebend, alle Gelegenheiten zu benutzen suchte, die sich ihm für diesen Zweck darzubieten schienen, und sich dadurch in so vielfältige Händel verwickelte, daß er durch den einen Handel an glücklicher Beendigung des anderen verhindert wurde.

535. Sein Versuch, Holland, Seeland und Friesland (J. 1299) an sein Haus zu bringen, zeuget für

sein unbegränztes Streben. Noch verhaßter war seine Einmischung in die Verwirrungen Thüringens, bei welcher die Beschützung der Städte, deren Geist immer, von der Landeshoheit der Fürsten hinweg, auf das Reich gerichtet blieb, offenbar nur der Vorwand war (J. 1307). Von einem richtigen politischen Blick hingegen zeuget sein Verfahren in Rücksicht Böhmens, als zu befürchten war, der König dieses Landes (J. 1304) werde auch die Kronen von Polen und Ungarn auf sein Haupt setzen. Albrecht handelte wohl nur als Haupt des österreichischen Hauses, aber das Teutsche Reich konnte die Vereinigung jener Länder eben so wenig wollen; und wenn auch dem Könige das Glück der Waffen gegen Wenzeslaus IV. nicht hold war, und wenn auch die Heiraths-Politik, welcher Oesterreich einen bedeutenden Theil seiner Größe verdanket, dieses Mal nach Wenzeslaus V. Ermordung, durch seines Sohnes, Rudolf's, frühen Tod, scheiterte, so war doch etwas Wichtiges erreicht, und in das Haus Habsburg war ein Gedanke gekommen, den es später so lange verfolget hat, bis Böhmen und Ungarn, und zum Theil auch Polen, wirklich erworben sind. Aber zwei Ereignisse erregen bei Weitem das größte Interesse in Albrecht's Leben: das Eingreifen des heiligen Stuhles in die Verhältnisse Teutschlands und Frankreichs, und der Ursprung eines neuen Staates in den Hochgebirgen, welche Teutschland, Italien und Frankreich scheiden. Das Erste ist, wegen seiner Folgen, außerordentlich wichtig für die ganze Entwickelung des Geistes in Europa, obwohl Albrecht nur einen unter-

geordneten Antheil hatte; das Andere ist an sich eben so merkwürdig, als es bedeutend ist in volksthümlicher Beziehung.

536. Um das Erste in seinem Zusammenhange zu verstehen, ist es nothwendig, daß wir zuvörderst einen Blick auf Frankreich werfen. Wir haben die Entwickelung des gesellschaftlichen Lebens in diesem Reiche früher (398) bis zum Tode des heiligen Ludwig's verfolget, und gezeiget, daß, unter vielen Verwirrungen, Zerrüttungen und Abscheulichkeiten, theils durch gewisse politische Grundsätze, welche mit dem Thron im Hause der Capetinger erblich wurden, theils durch den so aufregenden, als gefahrlosen Krieg mit England, auch vielleicht durch die Nachwirkung der römischen Herrschaft, schon um diese Zeit die Grundlage zu einer großen königlichen Gewalt, so wie zur volksthümlichen Einheit gewonnen war. Ueber Ludwig's IX. Leiche wurde dann, in Afrika, sein Sohn, Philipp III. der Kühne genannt, als König begrüßet (J. 1270). Dieser endigte, so schnell als möglich den abenteuerlichen Krieg mit Tunis, kehrte nach Frankreich zurück, und empfing die Krone. Fünfzehn Jahre trug er diese Krone; aber ein großer Theil derselben verlief mit kriegerischen Fahrten und Rüstungen. Denn zuerst lockte ihn das kleine Reich Navarra, in welchem der königliche Stamm in männlicher Linie ausstarb; hierauf warf er sein Auge auf Castilien, wo Streitigkeit um den Thron entstanden war; endlich ward er in die Händel über Sicilien verwickelt, weil dem Könige,

Karl von Anjou, dieses Eiland durch den König von Aragonien entrissen wurde. Durch diese Vorgänge ward Philipp III. verhindert, Vieles für das Innere seines Reiches zu thun. Aber die Sachen waren in diesem Reiche soweit gediehen, daß die Gewalt des Thrones und die volksthümliche Ausbildung von selbst fortschritten; ja, jene Händel förderten und befestigten die Einrichtungen Ludwig's IX. nothwendig, indem sie die Aufmerksamkeit beschäftigten und eine Gewohnheit begründeten. Das Glück kam zu Hülfe und warf der Krone bedeutende Güter zu. Auch behielt Philipp III., obwohl er seinem Vater nicht gleich war, doch Zeit genug, festhaltend an der alten Politik, für unruhige Große in seinem Reich an dem Grafen von Foix ein Beispiel aufzustellen. Und wie hoch die Gewalt der Krone gestiegen, und wie weit die gesellschaftlichen Verhältnisse ausgebildet waren, das beweiset ja wohl auf das Klarste die Erscheinung, daß Philipp es wagen durfte, den Adel-Stand brieflich zu ertheilen (J. 1272): ein Beispiel, das nirgends ohne Nachahmung geblieben ist.

537. Als Philipp III. in seinem unrühmlichen Kriege gegen Aragonien (J. 1285) starb, folgte ihm sein Sohn, Philipp IV. der Schöne, ein Jüngling von siebenzehn Jahren. Bei diesem Fürsten kommt der Freund der Geschichte, welcher den Zusammenhang der Ereignisse im Auge behält und vorwärts und rückwärts schauet, leicht in Verlegenheit. Ueber ihn selbst, den König, kann man allerdings nicht zweifelhaft sein.

Seine Gesinnung war rein despotisch; seine Seele war auf Glanz, Größe, Herrschaft, Gewalt und Untertretung gerichtet; in dieser Neigung bildete er seine Grundsätze und änderte die ererbten. Ohne Ritterlichkeit, ohne Religion, ohne Ehrfurcht für die Geschichte, voll von Uebermuth, Trotz und Hohn, war sein Geist reich an Arglist und Ränken, schonungslos und nicht ohne Biegsamkeit. So stehet Philipp der Schöne da, und erreget in dieser Gestalt gewiß Aufmerksamkeit; die Herzen jedoch gewinnet er nicht. Aber indem Philipp in seiner Art seinem Ziele zustrebte, ward er durch die Verhältnisse seiner Zeit und seines Reiches gezwungen, der Menschheit zu dienen und dem Geiste zu seiner Entwickelung Licht und Raum zu geben. Durch diese Verhältnisse ward er genöthiget, seine Künste lediglich gegen das Priesterthum und das Adelthum zu richten, weil nur die Geistlichkeit und der Adel dem Könige hemmend entgegen standen; aber Geistlichkeit und Adel waren auch, ungeachtet der hohen Tugend und der edelsten Gesinnung vieler Männer aus beiden Ständen, die schreckliche, zweifache Gewalt, welche den Geist fesselte und die unteren Classen der Gesellschaft, im Unglück und Elend erhielt, fern von geordnetem Recht und gesetzlicher Freiheit. Philipp gab dem Papstthum einen Stoß, durch welchen es wenigstens auf seiner Höhe furchtbar erschüttert ward; er schlug dem Adel eine tiefe Wunde, aus welcher derselbe viele Kraft verlor, und um das Eine wie das Andere wagen zu können, und eine hinreichende Macht zu gewinnen für den Tag der Gefahr, begünstigte er die unte-

ren Classen der Gesellschaft und fing an, ihnen in den bürgerlichen Verhältnissen eine Stellung zu gewähren. Es war schwerlich Menschlichkeit und Wohlwollen, was ihn dazu bestimmte; es war wahrscheinlich bloß der Drang der Umstände, in welchen er durch sein Streben gerieth, was ihn nöthigte: in der Wirkung und für den Fortgang des Lebens kam es nur auf sein Handeln an und nicht auf die Beweggründe.

538. Der Krieg, in welchen Philipp IV. mit dem Könige von England Eduard I. gerieth, nachdem auch er mit den Königen Spaniens erfolglose Händel erhoben, hatte seine Veranlassung in einer gemeinen Matrosen-Rauferei (J. 1291), aber die Ursache lag in dem Verhältnisse, welches durch Ludwig IX. zwischen seinem Reich und England von Neuem begründet war. Philipp suchte offenbar den Krieg. Die Ladung des Königes von England, als seinen Vasallen, vor einen Gerichtshof französischer Pairs, sollte und mußte denselben herbeiführen. Merkwürdig sind die Bündnisse, welche beide Könige, um den Krieg nachdrücklicher führen zu können, (Eduard in Teutschland, bei dem Kaiser und bei den Fürsten des Reiches, Philipp in Teutschland, in Schottland und selbst in Norwegen,) suchten: sie zeugen für den Verkehr der Staaten und die Verbindung der christlichen Welt! Aber zu derselben Zeit, da der Krieg begann, hatte Papst Bonifacius VIII. den heiligen Stuhl bestiegen. Von dem alten päpstlichen Geiste beseelet, hatte dieser Papst den festen Entschluß gefaßt, die Gewalt zu halten und zu

mehren, welche die Gregore und Innocenze dem heiligen Stuhl errungen hatten, und welche in den letzten Zeiten in Verfall gerathen, weil sie, wie es scheinen mochte, nicht im regen und frischen Kampfe gestärket war. Bonifacius VIII. jedoch kannte seine Zeit nicht, und vermochte nicht seine Kräfte zu würdigen. Seine Seele war voll von dem Gedanken päpstlicher Herrschaft und Größe, und in diesem Gedanken vergaß er, den Boden zu untersuchen, auf welchen er trat, und die Mittel zu berechnen, die ihm zu Gebote standen; auch hatte er, wie es scheinet, von den früheren Kämpfen der Päpste nur das Aeußere aufgefaßt und keinesweges den Sinn. Bei dem Allen muß, wer gerecht sein will, eingestehen, daß Bonifacius VIII. weder an Reinheit des Willens, noch an Kraft der Gesinnung den früheren großen Päpsten nachstand; aber die ungeheuere Täuschung, von welcher er lange umstricket gewesen, brachte, als sie endlich verschwand, den Greis in eine desto wildere Leidenschaftlichkeit, je weniger er, die Geschichte vor Augen und das System in der Seele, in seinen Forderungen und Vorschritten etwas Anmaßendes und Ungebührliches gesehen haben mochte. Das hat seinem Rufe geschadet; aber noch mehr geschadet hat ihm das Unglück, das ihn traf, und der neue Geist der Zeit, dem er nicht widerstehen konnte, und die Verleumdung Derer, die ihr Verfahren zu rechtfertigen hatten. Dieser Papst nun trat zwischen die Könige, um einem Kriege zuvor zu kommen, welcher, wegen der Verhältnisse im unteren Italien, in Teutschland und auf der britischen Insel, einen unerhörten

Umfang zu erhalten drohete, und dessen Folgen eben deßwegen Niemand übersehen konnte.

539. Das Gelingen seines ersten Einschreitens bei dem römischen König Adolf (532), und eine Klage des Grafen Veit von Flandern, über den König der Franzosen vor dem heiligen Stuhl erhoben, veranlaßten den Papst zu weiteren Versuchen. Bei diesen Versuchen waren Menschlichkeit und herkommliches Recht ohne allen Zweifel auf der Seite des Papstes; und man hat keinen Grund anzunehmen, daß er bei seinem Verfahren, welches in der That aus seiner Ansicht und seiner Lage mit Nothwendigkeit hervor ging, nicht in gutem Glauben gewesen sei. Bei Philipp hingegen ist der Muthwille oder der Troz unverkennbar. Daß er die Forderung wegen des Grafen von Flandern ablehnte, ist begreiflich; aber die Bulle des Papstes — Clericis Laicos —, durch welche dieser nicht bloß den gegenwärtigen Krieg erschweren, sondern überhaupt die Unabhängigkeit des Kirchen-Gutes wahren und die willkührliche Besteuerung desselben durch den König, ohne Einwilligung des heiligen Stuhles, verhüten wollte, diese Bulle, die Eduard I. nicht zu beachten schien, wurde von Philipp mit frechem Uebermuth aufgegriffen, verdrehet, und, im Vertrauen auf das Volks-Gefühl gegen die Engländer, wahrhaft höhnisch erwiedert. Der Papst, durch diese Erwiederung vielleicht überraschet, von den französischen Bischöfen verlassen, benahm sich mit merkwürdiger Mäßigung, und bewies einen solchen zuvorkommenden

Eifer, dem Könige gefällig zu sein, daß Philipp nicht umhin konnte, einen Waffenstillstand mit Eduard I. einzugehen und dem heiligen Vater die Entscheidung zu überlassen (J. 1298); aber nicht ohne Hinterlist legte er die Sache Bonifazen, als Mann und nicht als Papst, in die Hand.

540. Bei dieser Lage der Dinge geschah, daß in Teutschland König Adolf fiel und Albrecht als König erwählet ward. Bonifacius, siegreich in Rom selbst gegen die furchtbare Partei der Colonnischen Familie, überzeuget vielleicht, auch in Frankreich und England seine Sache gewonnen und die Macht des heiligen Stuhles gerettet und gemehret zu haben, mußte den Augenblick für günstig halten, um in Teutschland gleichfalls das alte Ansehen geltend zu machen. Bei seiner Ansicht vom Papstthume, für welche ihm allerdings die Geschichte zu zeugen scheinen mochte, war es ihm, unter den obwaltenden Umständen, mit Recht, eben so empfindlich als bedenklich gewesen, daß die teutschen Churfürsten sich herausgenommen hatten, einen Kaiser abzusetzen und einen anderen zu erwählen, ohne sich um ihn zu bekümmern. Indem er daher zwischen Philipp IV. und Eduard I. auf eine Weise entschied, von welcher er wohl glauben konnte, daß sie nicht bloß seiner Würde gemäß wäre, sondern daß sie auch von beiden Königen wie von der ganzen Welt gerecht gefunden werden, und daß Philipp im Besonderen in ihr eine persönliche Freundlichkeit anerkennen müßte, erhob er, bitter und kränkend, gegen Albrecht

seine Stimme, desto stärker, je fester er hoffen durfte, selbst durch dieses Verfahren den König Philipp noch mehr zu gewinnen. Vielleicht hatte er sogar den Gedanken, das Kaiserthum an die Franzosen zu bringen, weil er fühlen mochte, das es bei den Teutschen seine Bedeutung verloren hatte. Aber er hatte sich abermals aufs Höchste getäuschet. Philipp der Schöne verwarf den Spruch des Papstes auf die schnödeste und beleidigendste Weise; die beiden Könige, Philipp und Albrecht, welche der Papst zu trennen gestrebet hatte, verbanden sich, zu Quatrevaux, gegen ihn, und Philipp legte es unverkennbar darauf an, treulos und grausam seine Zwecke verfolgend, Alles recht kränkend zu machen für den heiligen Vater. Bonifacius aber hatte nicht mehr die Kraft in dem bitteren Aerger über dieses (wie es ihm scheinen mußte) gottlose Verfahren des Königes, Meister seiner selbst zu bleiben. Mit dem festen Entschlusse, jene ganze Gewalt der Kirche zur Rache und Warnung über den verwegenen König zu bringen, durch welche die Päpste früherer Jahrhunderte so oft in großen Gefahren triumphiret hatten, stürzte er sich in unauflösliche Verhältnisse, in welchen er selbst zu Grunde ging, und ungeheure Veränderungen herbei führte.

541. Wer den Streit zwischen Bonifacius VIII. und Philipp IV. mit unbefangener Seele erwäget, und nicht etwa Alles, was die Päpste im Geiste des Papstthumes gethan, darum verwirft, weil er das ganze Papstthum verworfen hat, der muß ohne allen

Zweifel auf die Seite des heiligen Vaters treten, und wird nicht ohne große Theilnahme das Ringen und Kämpfen desselben zu beobachten vermögen. Allerdings ist eine arge Leidenschaftlichkeit in Bonifacius nicht zu verkennen; aber diese Leidenschaftlichkeit gehet offenbar aus der Ueberzeugung hervor, daß er im Recht und in der Wahrheit strebe: das krampfhafte Wesen, das an ihr nicht zu verkennen ist, scheinet in dem Alter des Mannes seine Rechtfertigung zu finden. Philipp IV. hingegen zeiget überall einen kalten Hohn und die Besonnenheit der Arglist. Seine Ueberlegenheit gewann er durch den Geist der Zeit. Vor zweihundert Jahren würde er so wenig bestanden sein, als Kaiser Heinrich IV. Wie dieser das Opfer seiner Zeit wurde, so wurde Bonifacius das Opfer der seinigen; aber Philipp ist nicht der Held, wie Gregor VII. Indeß ist nicht zu leugnen: nachdem die Sachen so weit gekommen waren, da ward auch er durch die Verhältnisse fortgestoßen. Wenn Bonifacius überdachte, welche Gewalt die Könige der Franzosen, besonders seit Philipp Augustus, an sich gerissen und gegen alle Stände geltend gemacht hatten, und wenn er erwog, wie manches Gehässige Philipp IV. selbst ausgeübet hatte — (willkührlich war mit der Geistlichkeit verfahren, und mit dem Adel war gespielet; selbst die Pairs-Würde hatte der König nach Gefallen ertheilet; die Unterthanen der geistlichen und weltlichen Barone waren besteuert, wie die Colonen auf den Domänen; das Parlament war verändert; die Münze verfälschet, auch wurde das Münzrecht den großen Vasallen ent-

wunden) —: so mochte er wohl hoffen, das alte Mittel, die Stände des Volkes gegen den König aufzureizen, werde auch ihm gelingen. Als er aber in diesem Gedanken eine Synode zur Reformation aller Verhältnisse Frankreichs ausschrieb, und dem Könige selbst zu erscheinen befahl: was blieb diesem übrig, als den Schritt zu thun, welchen der Zustand des Lebens, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, dringend forderten? Bei der großen Versammlung, welche Philipp veranstaltete, und zu welcher er (J. 1302) zum ersten Mal Abgeordnete aus Städten, als dritten Stand, berief, während auch die Prälaten und die großen Grundherren, der Adel, nur in Abgeordneten erschienen, hatte er, der König, zuverlässig nur die Absicht, sich der ganzen Menschen-Masse in seinem Reiche zu versichern, seinen Künsten gegen die Geistlichkeit und den Adel durch die Anerkennung des dritten Standes Nachdruck, diesem dritten Stand aber durch seine Freude über diese Anerkennung einen neuen Geist zu geben. Auch läßt sich nicht leugnen: die Abgeordneten der Geistlichkeit und des Adels wurden bethöret; indem sie sich gegen den Papst erklärten, ließen sie sich einer Macht berauben, welche sie vor der Gewalt des Thrones schützen konnte, und unterwarfen sich, wenn nicht für den Augenblick, doch gewiß für die Zukunft, der Willkühr. Aber ein großes Beispiel war es doch, das Philipp gab; für Recht und Freiheit, für Geist und Bildung war Vieles erreichet; die Stellung der unteren Classen der Gesellschaft zu ihren bisherigen Unterdrückern war wesentlich verändert; und wenn etwa

der Gedanke des Despotismus schrecken sollte, so kann der Widerwille gegen denselben vielleicht durch die Gewißheit niedergehalten werden, daß das Ungeheuer des Feudalismus nur durch den Despotismus zu besiegen war, und daß der Weg von der Zügellosigkeit des feudalistischen Herrenthumes zu einer geordneten und gesetzlich begründeten Volksfreiheit nothwendig durch die Willkühr hindurch ging. Lang war er allerdings, dieser Weg. Wenn aber, fünfhundert Jahre nach der Befestigung des Lehenwesens, nur erst eine neue Wendung der Dinge erwirket war, so mochte vielleicht, nach abermals fünfhundert Jahren, jene Volksfreiheit und einige Anerkennung der menschlichen Würde gewonnen werden!

542. Philipp IV., nunmehr bei seinem Volke wegen seines bisherigen Verfahrens gerechtfertiget, und durch dasselbe zur Fortsetzung ermuthiget, bezeigte dem heiligen Vater eine schnöde Verachtung und verwundete ihn an der reizbarsten Stelle. Bonifacius konnte, in dieser Lage der Dinge, nicht umhin, das Aeußerste zu wagen, den Bann gegen den König auszusprechen und das Interdict über ganz Frankreich vorzubereiten. Er hatte Recht, bei diesem Verfahren, das Recht der Noth. Sollte aber dem Banne Kraft gegeben werden: so war nöthig, sich mit Albrecht, dem römischen Könige, zu versöhnen, ihn anzuerkennen, ihn zu gewinnen. Der Gedanke, Philipp IV. durch Albrecht's Macht vom Throne zu stoßen, ist von uns nicht wohl zu würdigen. Vielleicht war er nicht so widersinnig,

als er uns scheinen möchte, weil wir nicht wissen, in wiefern noch Vorstellungen von dem Einen fränkischen, in Ost-Franken und West-Franken zerfallenen, Reiche vorhanden gewesen, und nicht hinlänglich wissen, welche Gesinnung in Geistlichkeit und Adel aufgestiegen sein mag, als die Versammlung des Parlamentes aus einander gegangen war. Das jedoch leidet kaum einen Zweifel, daß Ungewißheit, Uneinigkeit, Unzufriedenheit entstanden! Und wenn man den Eifer bemerket, mit welchem Albrecht die Hand ergriff, die der Pabst ihm entgegen strekte; und wenn man die äußerst demüthige Sprache erwäget, mit welcher er, seinen Bundesgenossen verlassend, sich dem heiligen Vater näherte, und diesem, wie seinem Herrn, Treue und Gehorsam gelobte, und Hülfe verhieß gegen alle seine Feinde: so kann man sich der Vermuthung kaum erwehren, daß Albrecht in den Gedanken Bonifazens eingegangen sei. Seine Demuth gegen den Papst war wenigstens damals, als er sie zeigte (J. 1303), so wenig durch seine Lage nothwendig, als sie in seinem Charakter begründet war. Vielleicht erklären sich aber auch aus dieser bedenklichen Stellung die weiteren Schritte des Königes von Frankreich. Daß dieser, dem Banne des Papstes gegenüber, gleichfalls das Aeußerste wagen mußte, das lag in den Verhältnissen; aber die Eile, mit welcher er vorwärts ging, scheinet von dem Gefühle zu zeugen, daß der Knoten zerhauen werden müßte, weil die Auflösung Gefahr drohete. Es lag in den Verhältnissen, daß Philipp eine neue Versammlung der Drei Stände des Reiches berief (J. 1303),

um dieselbe zu einer Erklärung: Bonifacius sei kein rechtmäßiger Papst, tiefer in die Verwirrung hineinzustoßen und ihr dadurch den Rückweg um so schwerer zu machen; aber der Umstand, daß er, schon vor dieser Versammlung, seinen Minister Nogaret nach Italien geschicket hatte, um sich der Person des Papstes zu versichern, scheinet zu beweisen, daß ihm Bonifacius durch seinen Charakter und sein Verfahren gefährlich geworden war. Und die Art, mit welcher Nogaret, die Verwirrung Italiens benutzend, verbunden mit den Colonnen, die vor Rache und Wuth gegen den Papst brannten, sich wie ein ächter Raubritter einschlich, den heiligen Vater zu Anagni überfiel und ihn gröblich mißhandelte, ohne ihn aus seiner Würde hinauszuschrecken und hinweg von seinen Ideen — diese Art empöret noch heute die menschliche Seele; und sie würde damals die Welt empöret haben, wie sie die Bewohner von Anagni und Rom empörte, und der päpstliche Märtyrer würde, scheinet es, über Philipp triumphiret haben, wie er über Nogaret triumphirte, wenn nicht die Kräfte eines achtzigjährigen Greises solchen Gräueln unterlegen wären.

543. Bonifazens Tod entschied den Streit. Die Verbindung des heiligen Stuhles mit dem Kaiser hatte keine Folgen; die Fäden, die in Frankreich, in Flandern, überall, angeknüpfet waren, zerrissen; alle Entwürfe waren vernichtet. Es zeigte sich, daß Bonifacius allein den alten Geist des Papstthumes in sich getragen hatte, und daß derselbe aus der Welt ent-

schwunden war. Dadurch offenbarte sich das Wesen der Zeit. Die Cardinäle, eingeschüchtert durch Philipp's Entschlossenheit, durch Nogaret's Gewaltthat und drohende Sprache, wählten Benedict XI. zum Papste. Dieser trug dem stolzen Könige der Franzosen die Aussöhnung entgegen, und zeigte sich ihm in allen wesentlichen Dingen zuvorkommend und gefällig. Und als er sich herausnahm, nur in einigen Stücken nicht dem Könige zu Willen zu sein: da endigte der Tod sogleich (J. 1304) jeglichen Widerstand. Alsdann aber gelang den Künsten des Königes, die Cardinäle zu verlocken, zu entzweien, zu verwirren, und dadurch die Besetzung des heiligen Stuhles von sich selbst abhängig zu machen. Es war gewiß ein Meisterstück von Arglist und Ränken, daß Philipp seinen alten Feind, den Bischof Bertrand von Bordeaux, als Papst Clemens V. auf den heiligen Stuhl hinauf zu handeln, und ihn zu bestimmen wußte, diesen Stuhl in Frankreich aufzuschlagen; Philipp aber versprach sich von diesem Meisterstücke doch wohl größeren Gewinn, als er wirklich von demselben hatte. Und dennoch war sein Gewinn das Bedeutendste bei dieser Sache! Denn wenn man von der Verlegung des heiligen Stuhles (nach Lyon zuerst, und dann nach Avignon) den Verfall des Papstthumes ableitet, so giebt man ihr wohl eine zu große Wichtigkeit. Der heilige Stuhl war seit langer Zeit da gewesen, wo sich der Papst befunden. So wenig, als der römische Kaiser, mußte der Papst der römisch-katholischen Kirche nothwendig in Rom sein. Rom hatte die Päpste selten geschützet; sie hat-

ten sich oft, um die Ehre des Papstthumes zu retten, aus Rom hinweg begeben. Das war in früheren Zeiten geschehen, es war geschehen in den letzten Tagen. Cölestin V. hatte seinen Sitz zu Neapel gehabt. Das Einzige, was dem heiligen Stuhle Festigkeit und Sicherheit geben konnte, war, was ihn hervorgebracht hatte, Glaube, Sehnsucht und Bedürfniß (194); und wie sehr diese Schutzwehr zusammen gesunken war, das hatte sich in der Geschichte Bonifazens VIII. ja wohl hinlänglich gezeiget. Das Hinsinken der päpstlichen Gewalt konnte nicht mehr verhindert werden; das Verderben lag in ihrem Wesen, gegenüber den Fortschritten des Geistes. Jene Verlegung des heiligen Stuhles wird daher mit größerem Recht als Wirkung angesehen, denn als Ursache. Vielleicht könnte man sogar, wenn man den zerrütteten Zustand Italiens bedenket und nicht vergißt, was Bonifazen VIII. widerfahren war, behaupten, der König von Frankreich, welcher nunmehr den heiligen Stuhl nicht fallen lassen durfte, weil er ihn gebrauchen wollte, habe denselben aufrecht erhalten! —

544. Was endlich das zweite Ereigniß betrifft, welches die Regierung Albrecht's I. auszeichnete — die Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft —: so lag der wahre Grund desselben, wie uns scheinet, in der Natur der Länder und Völker. Die Gleichzeitigkeit dieses Ereignisses mit der Versetzung des heiligen Stuhles von Rom nach Avignon fällt auch wohl bei geringem Nachdenken auf! Sollten sich nämlich

die Staaten, nach und nach der Leitung der Kirche entwachsend, in Unabhängigkeit neben einander erhalten und die Völker sich zugleich in ihrer Eigenthümlichkeit kräftig ausbilden: so mußten, wie die Gebirge (der Schweiz) Teutschland, Frankreich und Italien scheiden, so auch die Bewohner derselben unabhängig sein von den Völkern dieser drei Länder. Es ist ein verkehrter Gedanke, daß diese Gebirge zu Teutschland gehören, oder zu Italien. Wenn sie abhängig sind von diesem Volk oder von jenem: so ist das Volk gefährdet, das an der anderen Seite wohnet. Als die Römer Meister dieser Berge waren, da gingen sie in das Innere Teutschlands hinein, und als die Teutschen ihre Züge nach Italien begannen, da strebten sie nach dem Besitze derselben. Den Schweizern soll daher Niemand ihre Unabhängigkeit beneiden: sie erfüllen durch dieselbe eine große Bestimmung für die Völker Europa's. Auch ist sie ihnen gesichert durch dieselbe Kraft, durch welche sie erzeuget ist. Unabhängig werden die Schweizer bleiben, so lange Teutsche, Franzosen und Italiäner eigenthümlich neben einander stehen; ihre Selbständigkeit aber wird abhängen von ihren Tugenden und ihren Sitten.

545. Die Veranlassung zu der Entstehung gab Albrecht's unersättliche Begierde, die Besitzungen seines Hauses zu vergrößern, das Königreich Burgund herzustellen und dasselbe zum Erbe seines Hauses zu machen. Dagegen erhob sich der eingeborene Freisinn der Bewohner dieser Hochlande, welche, in der Ein-

samkeit ihrer Berge frommer, einfältiger Sitte ergeben, jede Neuerung haßten und sich scheueten vor dem Glanze groser Herren. Zu leugnen ist nicht: Vieles hat das Glück für sie gethan bei ihrer Widerspänstigkeit gegen Albrecht's Lockungen, Drohungen, Mißhandlungen. Wäre ihr Wagniß mißlungen — und wohl kennet die Geschichte Größeres, das erfolglos geblieben ist, — so würde wenig die Rede von ihnen sein. Auch mag man zugeben, daß fromme Freude, Begeisterung und die Alles ändernde Mähr Einiges von dem, was gethan und erduldet ist, anders gestaltet haben, als es in der Wirklichkeit war. Aber die Geschichte des Ursprunges der schweizerischen Eidgenossenschaft gehöret so, wie sie jetzt vor uns lieget, zu den schönsten Erscheinungen im Leben der Menschen. Die Schweizer haben in ihr einen scharfen Stachel zur Tugend, zur That und zum Festhalten an vaterländischer Art und Sitte; und überall wo menschliche Tugend geachtet wird und gesetzliche Freiheit einigen Werth hat, werden Landenberg und Geßler verachtete Namen sein; Walter Fürst, Werner Stauffacher und Arnold von Melchthal werden als Gründer der Freiheit gefeiert werden; das Rütli wird ein geweiheter Ort bleiben; Wilhelm Tell's Abenteuer, Bedrängniß und Kühnheit werden Theilnahme und Begeisterung erregen, und die Nacht, da der Sturm losbrach, vor welchem Oesterreichs Zwingburgen zusammenfielen (Neujahr 1308), wird nie aus dem Andenken der Menschen verschwinden. König Albrecht aber mußte durch die Nachricht von solchem Frevel mit desto grimmigerem Zorn erfül-

let werden, je schmerzlicher er durch denselben in anderen Entwürfen gestöret ward. Seine Rache an den Frevlern möchte schrecklich gewesen sein, wäre ihm vergönnet worden, sie auszulassen. Aber seine Stunde hatte geschlagen. Seine Ermordung bildet, wenn man die Ursache bedenket, und die Thäter beachtet und die Art der Ausführung erwäget, ein schauderhaftes Gegenstück zu dem neuen Werke der alten Freiheit, das er zertrümmern wollte, und giebt erst jener Erscheinung ihren vollen Glanz. Und das Schicksal der Mörder, die sich in ihrer Planlosigkeit eine menschliche Verzeihung bereitet haben, und das große, schuldlose Sühnopfer, welches Albrecht's Gemalin und Tochter dem blutigen Schatten des Gemales und Vaters darbringen zu müssen glaubten, vermehret durch seine Gräßlichkeit den Eindruck auf die menschliche Seele und erwecket nothwendig in ihr die heiligsten Gefühle und die edelsten Entschlüsse.

Zweites Capitel.

Teutschland und Italien unter den Lützelburgern und dem Baiern, bis zum Tode Karl's IV.

546. Die teutsche Krone mochte ihren inneren Werth verloren haben, ihren äußeren Preis aber hatte sie behalten, und von der alten Würde hing ihr wenigstens noch ein Schatten an. Daher bewarben sich viele teutsche Fürsten um diese Krone. Auch Philipp

der Schöne fand sich ein, mit Empfehlungsschreiben des Papstes, Clemens V., wohl versehen, um die Krone für seinen Bruder Karl zu erhandeln. Wenn aber auch, bei der Erinnerung an Richard von Cornwallis und an Alfons von Castilien, von allen teutschen Fürsten nicht vorausgesetzet werden darf, sie hätten lediglich aus volksthümlicher Gesinnung den französischen Prinzen verworfen: so kannten die Churfürsten doch ihr eigenes Interesse zu gut, als daß sie sich für Karln von Valois hätten erklären sollen. Vielmehr wußte der Churfürst von Mainz, Peter Aichspalter, welcher in der wilden Zeit auf abenteuerliche Weise aus einem Arzt Erzbischof geworden war, die Churfürsten zu bestimmen, daß sie den Grafen Heinrich von Lützelburg zum Könige Heinrich VII. erkohren (Nov. 1308). Man war ein Mal auf den Gedanken, unmächtige Fürsten zu erwählen, gefallen und hielt an demselben fest. Rudolf hatte zwar, weil man noch ohne Erfahrung gewesen, die Absicht der Churfürsten vereitelt; aber an Adolf hatte man auch gesehen, daß ein solcher Fürst leicht wieder zu entfernen war, wenn er etwa mißfiele. Also entschied man sich für Heinrich von Lützelburg, welcher als ritterlicher Mann herrlich dastand, und sich des schönsten Ruhmes erfreuete; und Papst Clemens V. bestätigte ihn gern. Ein eigenes Glück, jenem gleich, durch welches Rudolf von Habsburg sein Haus groß gemacht hatte, begünstigte den neuen König. Ehe er irgend Etwas für Teutschland gethan hatte, ward ihm die Gelegenheit dargeboten, durch eine Heirath das Königreich Böhmen an sein Haus zu brin-

gen. Dadurch begründete er allerdings eine Feindschaft zwischen Lützelburg und Oesterreich, welche keinesweges auf dem Reichstage zu Speier ausgeglichen wurde, welche für die Schweizer Eidgenossen ein Glück war, und für Teutschland nur ein neues Unglück sein konnte; seinem Haus' aber hatte er die Macht gegeben, diese Feindschaft nicht zu scheuen.

547. Verblendet vielleicht von seinem ersten Glücke, fortgetrieben durch eine Ritterlichkeit, welche die Pflichten des Königes gegen Reich und Volk zurückdrückte, auch wohl durch die Ueberzeugung geleitet, daß im Reiche wenig oder Nichts zu erreichen sein werde, und durch die Erinnerung an die alten großen Kaiser verführet, ließ König Heinrich VII. sich durch vertriebene Italiäner zu einer Heerfahrt nach Italien bewegen. Seit sechszig Jahren war kein teutscher König nach Italien gekommen. In dieser langen Zeit bildeten sich die Verhältnisse seltsam aus, welche in diesem Land entstanden waren. Die alte Zerrüttung ging weiter, und wurde durch drei Umstände genähret und gepfleget: durch die Gründung neuer Herrschaften in Neapel und auf Sicilien, deren wir später gedenken werden, durch die Politik, welche den Päpsten durch ihre Lage vorgeschrieben ward, und durch die Größe und den Reichthum, zu welchen besonders Venedig und Genua während der Kreuzzüge gekommen waren. Ein rasches Leben zeigte sich fortwährend und überall im Handel und in Gewerben, in Künsten und in Wissenschaften; aber die Parteiung wurde nicht selten bis zu

einer Art von Raserei gesteigert. An die alten, sinnlos gewordenen Namen Welfen und Gibellinen hing man noch immer alle Streitsucht, alle Fehdelust, alle Unzufriedenheit, alle Bestrebungen, und war sicher durch sie, die Gewalt der Geschichte aufrufend, einen Anhang zu finden. Städte standen gegen Städte, Gemeinden gegen Gemeinden; und nicht selten wiederholte sich innerhalb einzelner Städte und Gemeinden, was zwischen ihnen selbst und anderen Städten und Gemeinden stand. Und bei diesem verworrenen Getreibe, in welchem das Band eines gesellschaftlichen Volksthumes gänzlich aufgelöset, und aus der Brust des Italiers zwar nicht der alte Muth, aber das heilige Gefühl für Italien gänzlich vertilget ward, wurde nicht einmal die wilde Freiheit gerettet, welche der einzige Lohn für ein so ungeheueres Opfer zu sein schien. Die Häupter der Parteien brachten, schlau die Leidenschaft des Volkes benutzend, unter dem Vorwande, die Gefahr vor den Gegnern zu bestehen, mehr und mehr eine willkührliche Gewalt an sich, und legten den Grund zu künftigen erblichen Fürstenthümern; und der Adel hob sich wieder empor, den stürmischen Demogogen an die Stelle des raufrüstigen Ritters setzend! — Unter solchen Umständen waren die Gemüther vieler Menschen wiederum dem alten Kaiserthume zugewandt. Die Gräuel der hohenstaufenschen Zeit waren dem Gedächtniß entschwunden; die Leiden des Tages wurden gefühlet; das fortgehende Studium des römischen Rechtes hatte wenigstens die Köpfe der Gelehrten irre gemacht. Also pflegte die Partei, welche hier oder dort die schwächste

war, besonders die Dichter, wie Dante, und die Gelehrten in derselben, ihr Auge sehnsuchtsvoll nach Teutschland zu richten, um durch den Kaiser die Feinde zu zertreten. Wenn daher König Heinrich VII. bei dem Zuge nach Italien sich für Eine Partei, Welfen oder Gibellinen, bestimmt erklärte: so konnte er mit Zuversicht darauf rechnen, daß er einen großen Anhang finden würde; wenn er sich hingegen über dem Partei-Gewoge zu halten suchte: so mußte er beiden Theilen gleich verhasset werden; und wenn er endlich gehoffet hat, es werde jetzt ihm gelingen, was in ganz anderen Zeiten den Ottonen, Heinrichen und Friederichen nicht gelungen war, in Italien ein wahres Kaiserthum oder die Herrschaft der Teutschen zu begründen: so kannte er weder die Geschichte, noch seine Zeit, noch die Natur und die Gewalt der Volksthümlichkeit. Uebrigens ist schwer zu sagen, was die Teutschen zu einer Heerfahrt nach Italien so geneigt machte, als sie den Worten nach waren. Der neue Reiz des schönen Landes, und die Hoffnung auf That und Beute wirkte wohl bei Manchen; vielleicht hatte auch Heinrich VII. durch seine Art und sein Glück, durch seine Liebe zu dem Bürgergeist in den Städten und durch seine Entschlossenheit, einigen Fürsten eine Besorgniß eingeflößet, welche in ihnen den Wunsch erzeugte, ihn zu entfernen: sie selbst konnten ja, wenn es ihnen gefiel, zu Hause bleiben!

548. Bei seiner Ankunft in Italien (J. 1310) wurde Heinrich VII., ungeachtet nur wenige Fürsten

ihn begleiteten und sein Heer größtes Theiles aus Söldlingen bestand, mit Jubel begrüßet. Er empfing zu Mailand (J. 1311) die eiserne Krone der Lombarden, und wurde als Friedenstifter, Gründer, Herrscher und Hort gefeiert. Sobald er aber Geld forderte, ohne sich entschieden für eine Partei zu erklären, änderte sich Alles. Mailand erhob sich; ganz Lombardien stand auf. Die Tage Barbarossa's schienen wieder zu kehren. Das Gewaltsamste, Gräßlichste, Scheußlichste, das im Menschen-Leben vorkommen mag, geschah. Es ward eine Zeit, die Dante's entzündeten Geist mit den Bildern anfüllen konnte, in welchen die Geschichte durch sein erhabenes Werk, durch Fegfeuer und Hölle geht. Es ist unmöglich, dem Könige, Heinrich VII., in dem dreijährigen, wechselvollen und gefahrreichen Kampfe, wegen seiner Haltung und Kühnheit, und wegen der Festigkeit, mit welcher er in den Gräuel hinein schauete, eine hohe Bewunderung zu versagen. Wenn man aber zurück blicket nach dem Reiche, dessen König er war, und sein sollte, und desselben ungeheuere Zerrüttung während seiner Abwesenheit gewahret, wenn man zugleich auf die Kirche siehet, und dann nach dem Ziele fraget, welchem Heinrich zustrebte: so ist es eben so unmöglich, ihm, durch scheinbare Treue und wahren Verrath, durch jeweiligen Edelmuth und beständige Niedertracht hindurch, auf seiner blutigen Bahn mit fröhlicher Seele zu folgen. Friedrich I. mochte sich leicht täuschen über seine Bestimmung und über den Erfolg seiner Unternehmungen; es ist aber kaum denkbar, daß Heinrich VII. sich getäuschet habe.

Vielmehr scheinet die Verwilderung Italiens auch ihn fortgerissen zu haben, und er scheinet, auf gut Glück, vorwärts gegangen zu sein, weil er auch hinter sich eben Nichts sah, das ihn zur Rückkehr hätte reizen können. Das indeß gelang dem Könige, daß er, als Lohn seiner Standhaftigkeit und Anstrengung, durch einen Legaten des Papstes die goldene Kaiserkrone empfing (29. Juni 1312), wenn auch unter Blut und Kampf, und wenn auch nur in der Lateranischen Kirche. Da diese Kaiserkrone in so langer Zeit kein königliches Haupt geschmücket hatte, und da Papst Clemens V. in so vieler Beziehung dem Könige von Frankreich zu Willen sein mußte, so war vielleicht durch diesen Vorgang etwas Bedeutendes gewonnen: die Welt war daran erinnert, wohin die Kaiserkrone gehörte, und damit war sie den West-Franken entzogen. Dagegen war Heinrich's VII. Plan auf Neapel in sich selbst verkehrt, obgleich er fast mit Nothwendigkeit aus des Kaisers unnatürlicher Lage hervorging. Durch die Entschiedenheit, mit welcher Heinrich dabei auf die Seite der Gibellinen trat und die Acht gegen Robert von Neapel aussprach, so wie durch sein Bündniß mit Sicilien, schien zwar das abenteuerliche Werk zu gelingen: aber ein Glück war es doch wohl, daß der Kaiser plötzlich starb, ehe er Etwas erreichte (24. Aug. 1313). Uebrigens ist die seltsame Sage von der Vergiftung Heinrich's VII., bei dem Genusse des heiligen Mahles, so grundlos sie zu sein scheinet, darum geschichtlich bedeutend, daß sie — wenigstens — geglaubet wurde. Es zeuget über diese Zeit!

549. Der Tod Heinrich's VII. ließ den Italiänern volle Freiheit, ihren Haß zu befolgen und die Wuth der Parteiung, in welche durch seine Erscheinung in Italien neues Gift gekommen war. In Teutschland aber entwickelte sich der Same der Zwietracht, der zwischen den Häusern Oesterreich und Lützelburg ausgesäet war. Diese Zwietracht hatte, bei dem Streit über die Chur unter den Fürsten, eine zwiespältige Königs-Wahl zur Folge: von einem Theile wurde Herzog Friedrich von Oesterreich erkohren, von dem anderen Theile Herzog Ludwig von Baiern (Octob. 1314), zwei Fürsten, die Freunde gewesen waren von Jugend auf. Friedrich hatte von seiner einnehmenden Gestalt den Beinamen des Schönen erhalten. In seinen Sitten, seiner Gesinnung, seiner Art war Nichts, was mit dieser Benennung im Widerspruche gestanden hätte. Er war ein liebenswürdiger und ritterlicher Mann; aber keinesweges ausgezeichnet durch große Eigenschaften im Feld oder im Rathe. Seine Stütze war sein Bruder Leopold, durch dessen brausende Leidenschaft er nicht selten von der Bahn hinweg gerissen ward, zu welcher sein gesunder Sinn ihn hinzog. Ludwig hingegen war unleugbar ein Mann von reichem Geist und unzerstörbarer Kraft, klug im Feld, und kühn im Rath, entschlossen im Anschlag, entschieden in der Ausführung, und, wo der Widerstand unüberwindlich war, nachgiebig bis zur Demuth, ohne abzulassen von dem Ziele, dem er zugestrebet hatte; dabei freundlich im Umgange, wie Friedrich, und voll Liebe und Ergebenheit. Es leidet keinen Zweifel: von Ludwig dem Baiern läßt

sich wohl eine Darstellung machen, in welcher er ein Mann ohne Plan und Zweck, leidenschaftlich, leichtsinnig, verwegen und feig, erscheinen muß. Wenn man aber bedenket, daß Ludwig länger als dreißig Jahre den furchtbarsten und verwirrtesten Kampf, mit dem Papste, mit den Oesterreichern und mit anderen Fürsten, unter den seltsamsten Verhältnissen, zu bestehen hatte; daß die wildesten Leidenschaften gegen ihn tobten; daß das Gemeinste im Leben gegen ihn versuchet wurde; daß sein eigener Bruder wider ihn stand und daß sein Partei-Genosse, König Johann von Böhmen, unstet, abenteuerlich, und charakterlos sich überall in seine Verhältnisse drängte, und störte, lockte, schürte, und wirrte: so wird man wohl begreiflich finden, daß Vieles von dem, was er gethan und was ihm begegnet, höchst zweideutig und häßlich gemacht worden, und es wird schon ein großes Zeugniß für ihn sein, daß seine Feinde ihm nicht alle Tugenden, nicht alle großen Eigenschaften abzusprechen vermocht haben. Vielleicht würde man der Wahrheit am Nächsten sein, wenn man Ludwig ansähe als ein Abbild seiner Zeit. Die Gestaltung der Gesellschaft, im Staat und in der Kirche, war unnatürlich geworden, weil der fortschreitende Geist der Menschheit und des Volksthumes über sie hinaus gewachsen war. Aber für die bestehende Weise kämpfte die Organisation der Gesellschaft, die Ehrfurcht, welche das Alter einflößet, und die ganze Macht der Geschichte. Daher ein seltsames Ringen und Drängen überall; Alles voll von Widerspruch und Mißklang. Das Leben strebte vorwärts, die Gewohnheit

hielt zurück. Kühn wurde das Neue versuchet, mit Besorgniß wurde dem Alten gehuldiget. Was heute mit jugendlicher Kraft errungen schien, wurde morgen in Verlegenheit aufgegeben. So mag Ludwig verwirret erscheinen und verworren, umstrickt und umstrickend; merkwürdig aber bleibet sein Leben und Ringen in jeder Beziehung. Auch war es nicht ohne Folgen oder Gewinn. Was das Papstthum durch Gregor VII. am Kaiserthume gegen den Geist der Völker gewonnen hatte, das ward ihm wieder entrissen durch Ludwig den Baiern.

550. Zwischen Friedrich und Ludwig mußte das Schwert entscheiden, und das südliche Teutschland wurde die Bühne eines neuen unseligen Bürger-Krieges. In diesem Krieg, in dessen Anfange Leopold's Rachezug gegen die Schweizer und seine und seiner Ritter schmachvolle Niederlage durch die Hirten und Bauern, gleich stark durchdrungen von der Freiheit der Luft und des Lebens, bei Morgarten (15. Dec. 1315) eine merkwürdige Zwischenhandlung macht — in diesem Krieg entschied die Schlacht bei Mühldorf (J. 1322) für Ludwig und lieferte den Gegner gefangen in seine Gewalt. Aber die Lage der Dinge in Italien führte den Sieger in neue und schwere Verhältnisse hinein. Auf den heiligen Stuhl nämlich war, nach Clemens V. Tod, und nach einem langen Streite der Cardinäle, Papst Johann XXII. (J. 1316) gekommen. Dieser, ein so kühner als gelehrter Mann, mochte an der Geschichte Bonifazens VIII. erkannt ha-

ben, daß die Zeit sich verändert hatte. Er mochte fühlen, daß der heilige Stuhl, des Glaubens der Völker kaum noch gewiß, einer irdischen Macht bedürfe, und daß es doch mißlich und gefährlich sei, diese Macht, in Neapel und Frankreich, bittweise um Entgelt zu suchen. Also kam er, scheinet es, auf den Gedanke, sie, diese Macht, dem heiligen Stuhl unmitelbar zu gewinnen: und die gränzenlose Zerrüttung Italiens und der Streit der beiden Könige in Teutschland mochten wohl in ihm den Gedanken erzeugen, daß der Augenblick günstig sei. Wenigstens ist kaum zu glauben, daß er mit dem Kreuzheere, mit welchem sein Legat in Italien die s. g. kaiserlichen Vicare — vor Allen die Visconti in Mailand — und alle Gibellinen bekämpfen mußte, etwas Geringeres gewollt habe, als die Erweiterung des Kirchen-Staates über Lombardien und ganz Italien. Diesem Plan aber, welcher, wenn er auch nur auf einige Zeit gelungen wäre, ungeheuere Folgen gehabt haben möchte, trat Ludwig gerade zu rechter Zeit entgegen. Er selbst hatte vielleicht keinen anderen Gedanken, als bei seinem Glücke die Rechte des Kaisers auf Italien zu wahren, und den Muth der Gibellinen, die um Hülfe riefen, aufrecht zu erhalten. Aber dem Geiste leistete er einen großen Dienst, und brachte dem Papstthum — ohnehin den Völkern desto verhaßter, je mehr das drückende und aussaugende Finanz-System des heiligen Stuhles zu Avignon ausgebildet und erweitert wurde — dadurch eine tiefe Wunde bei, daß er den Papst nöthigte, in der Abhängigkeit des Königes von Frank-

reich zu bleiben. Johann XXII. fühlte sie tief, diese unheilbare Wunde, nnd eben deßwegen war sein Haß gegen Ludwig unendlich und unüberwindlich; und was auch der König thun und was er auch bieten mochte: es war Nichts gegen Das, was der Papst durch den Abzug seines Heeres von Mailand verloren hatte! Der Prozeß, welchen Johann gegen Ludwig an die Kirchenthüre zu Avignon anschlug, war der erste Ausbruch seines Ingrimmes; Bannflüche und Interdicte waren die natürlichen Folgen.

551. Ludwig, welcher die Stimme aller freien und denkenden Menschen und das Gefühl der Völker für sich hatte, begegnete dem Papste, wie sich's gebührte. Als aber Leopold von Oesterreich sich an Frankreich hing, und dem Könige dieses Reiches die teutsche Krone zuwenden wollte, um sie nur ihm vom Haupte zu reißen, und als zugleich das Glück (vor Burgau) gegen ihn gelaufen war: da glaubte er der gefährlichen Verbindung dieser Fürsten unter sich und mit dem Papste durch eine Ausgleichung mit dem gefangenen Gegner, Friedrich, zuvorkommen zu müssen. Spätere Zeiten haben die Versöhnung zwischen den beiden Feinden einem Uebermaße von Edelmuth und von hoher Gesinnung zugeschrieben, weil die gemeinsame Verwaltung des Reiches, durch welche sie bewirket ward, ein auffallendes Ereigniß war. Allein, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß die alte Freundschaft sich in den beiden Fürsten noch ein Mal rührte, als die Aussöhnung zu Stande gekommen war (J. 1325),

so war sie selbst doch lediglich ein Werk der Umstände und der beiderseitigen Noth und Bedrängniß. Diese allein befreiete Friedrich aus der Haft zu Trausnitz; sie allein brachte ihn zurück in Ludwig's Arme. Eben deßwegen konnte Ludwig keinen Sinn für eine Ausgleichung haben, mit welcher er im Wesentlichen Nichts gewann. Der Papst blieb in seinem Ingrimme; Friedrich's Brüder und Freunde in ihrer Feindschaft und in ihrem Haß, und Friedrich selbst zeigte nur eine durch das Unglück gebrochene Seele, welche nicht mehr auf irdische Dinge gerichtet zu sein schien. Dennoch hielt Ludwig seine Verträge, und ein kühner Zug nach Italien, mit einer sehr kleinen Schaar von Rittern unternommen, erleichterte ihm diese Aufgabe. Dieser Zug, welchen Ludwig gewiß zunächst in der Absicht unternahm, dem Papste das Unrecht zu vergelten, das er an ihm verübet hatte, macht es recht fühlbar, wie bedeutend der Aufenthalt des Papstes in Avignon für ihn selbst war. Hätte sich der Papst in Rom befunden: so möchte er in Verlegenheit und Noth gekommen sein; in Avignon aber steht Johann XXII. der Krönung Ludwig's durch Sciarro Colonna, (wie bedeutend übrigens auch dieser Vorgang für die Zeit und für Ludwig's Charakter sein mag), so sicher gegenüber, daß der Auftritt in der Peterskirche (17. Jan. 1328) fast nur wie ein Schauspiel des Uebermuthes erscheinet, von welchem man fürchtet, es werde spurlos vorüber gehen oder nur unglückselige Folgen haben. Das peinliche Gefühl wird schmerzlicher bei Betrachtung des Gerichtes, das Ludwig über den Papst hielt, um ihn zu

verdammen und einen anderen Papst, Nicolaus V., erwählen zu lassen. Die Römer kamen sogleich aus ihrem Taumel zurück, da sie die Entdeckung machten, daß des gefeierten Helden Gnadenbriefe eben Nichts wären als Briefe, und daß er sogar selbst Bedürfnisse hatte. Bald sah sich der Kaiser genöthiget, Rom zu verlassen, und bald, nach Teutschland zurück zu kehren (J. 1329). Der unglückliche Nicolaus V. diente nur dazu, die Herrlichkeit des Papstes in Frankreich in dem hellsten Lichte zu zeigen; Kaiser Ludwig hatte wenigstens das Glück, von seinem königlichen Genossen, Friedrich, durch den Tod befreiet zu sein; das Reich aber, wenn es gleich nunmehr nur Einen König hatte, behielt den zweiköpfigen Adler als bedeutungsvolles Zeichen in seinem Wappen.

552. Der Streit Ludwig's mit dem Papste, welchen Johann XXII. nicht endigen wollte, und welchen Benedict XII., Johann's Nachfolger (J. 1334), durch den König von Frankreich verhindert, nicht endigen durfte, ist in dreifacher Beziehung lehrreich und merkwürdig: zuerst in Hinsicht der Personen, welche den Streit gegen einander bestanden, und besonders in Hinsicht Ludwig's; zweitens in Hinsicht auf die politischen Verhältnisse zwischen Böhmen und Oesterreich und noch mehr zwischen Frankreich und England, und deren Einwirkung auf den Gang jenes Streites; drittens, und am Meisten, in Hinsicht der Ideen, welche sich in diesem Streit über Papst und Papstthum bei den Völkern entwickelten und welche zum Theil öffent-

lich ausgesprochen wurden. Die Entscheidungen des ersten Chur-Vereines, auf dem Königs-Stuhle zu Rense (J. 1338), welche auf einem Reichs-Tage zu Frankfurt zum Reichs-Gesetze gemacht wurden, sind zwar für das teutsche Volk und Reich von keinen heilsamen Folgen gewesen, aber in Beziehung auf das Papstthum waren sie von großer Bedeutung, und brachten eine neue Aufklärung über dasselbe in die Welt. Kaiser Ludwig jedoch mochte wenig durch dieses Reichs-Gesetz getröstet werden, wenn er auf das Reich blickte, und den Frevel sah, der von dem Starken überall verübet ward, und den Jammer, der auf dem Schwachen lag; wenn er bemerkte, daß auch in den Städten eine wilde Gährung, gutes Theiles herbeigeführet durch das Verderben, welches adelige Geschlechter in die Wohnsitze der Thätigkeit und des Gewerbes gebracht hatten, entstanden war und zu Gräueln und Abscheulichkeiten führte; wenn er erkannte, daß das Recht verschwunden und daß Gerechtigkeit immer nur noch auf gewaltsame Weise erlanget werden konnte; wenn er sich alsdann sagte, was der Kaiser sein sollte, und was Er selbst als Kaiser sein könnte, und zugleich fühlte, daß er in irgend einer Art zu helfen nicht vermöchte. Aus diesem unseligen Verhältniß erklären sich die mannigfaltigen Versuche, welche der Kaiser machte, theils um sich mit dem Papst auszugleichen, theils um seine Mittel und seine Macht zu vermehren. Wenn unter diesen Versuchen das Verfahren Ludwig's, durch welches er die Ehe zwischen Johann Heinrich, Sohn des Königes von Böhmen, und Margaretha (Maulta-

sche) auflösete, um diese Frau mit seinem Sohne Ludwig von Brandenburg zu vermälen (J. 1342), damals das größte Aergerniß erregte, und in späterer Zeit am Meisten berüchtiget geworden ist: so ist das allerdings sehr begreiflich; in der That und Wahrheit aber war es nur ein Gegenstück zu den Vorgängen in Rom. Erwägt man, wie unzuverlässig, zweideutig, feindselig und arglistig sich die Lützelburger fortwährend gegen Ludwig benommen; erwägt man, wie sie ihre Besitzungen über Mähren und Schlesien schlau erweitert; erwägt man, wie sie Ludwigen sogar in Rücksicht auf die Margaretha hintergangen und durch ihre Vermälung mit Johann Heinrich Länder erworben hatten, durch welche selbst Ludwig's Erbland Baiern gefährdet war; bedenket man dabei das ärgerliche, ja schmutzige Verhältniß zwischen der Margaretha und ihrem Gemal, und vergißt man nicht, daß von dem Papst eine Ehescheidung gewiß nicht zu gewinnen war: so verlieret jenes Verfahren Ludwig's doch wohl auch gutes Theiles das grelle Licht, in welchem man dasselbe damals und später darzustellen nicht versäumet hat!

553. Der Kaiser indeß mußte versuchen, den übelen Eindruck, den sein Verfahren gemacht hatte, so viel als möglich wieder zu vertilgen. Dieses konnte auf keine andere Weise geschehen, als durch eine völlige Hingebung in den Willen des heiligen Vaters. Ludwig durfte sich voraus sagen, daß Nichts in der Welt den neuen (J. 1342) Papst Clemens VI., seinen alten und persönlichen Feind, versöhnen werde; um

so mehr aber konnte er wagen, sich zur Erfüllung jeder Forderung bereit zu erklären, um in den Augen der Welt ein Uebergewicht über den Papst wieder zu erhalten. Was er erwartet haben mochte, geschah: Clemens VI., in seinen Forderungen über alles Maß und alle Schranke hinaus gehend, stieß mit den Fürsten des Reiches zusammen, und Ludwig durfte hoffen, mit diesen vereinet dem Papst entgegen zu treten. Aber er sah sich schmählich getäuschet; er wurde von den Fürsten, welche vor wenigen Jahren so kräftig gesprochen und die Selbständigkeit des Reiches so entschieden verlanget hatten, verlassen, und gerieth darüber in eine neue Kette von Widerwärtigkeiten und Wirrungen, von welcher er, mit den Schrecknissen der Kirche und Fährlichkeiten mancher Art bedrohet, obwohl keinesweges ohne Treue und Liebe, weder im Reiche noch im Hause, dastehend, nur Rettung fand durch einen raschen Tod (11. Octob. 1347). Nicht ohne innige Theilnahme kann man von ihm scheiden. Und wenn man auch über ihn verschiedener Meinung sein kann: das werden selbst die Feinde zugestehen, daß durch Kaiser Ludwig den Baiern nicht nur Teutschland vor den Planen der französischen Könige, die teutsche Krone zu gewinnen, bewahret ist, sondern daß auch durch ihn große Fortschritte der Völker zu Recht, Freiheit und Bildung veranlasset oder vorbereitet sind, ohne daß das Haus Wittelsbach in irgend einer von den Erwerbungen, die er für dasselbe gemacht hatte, ein Pfand seiner Ehre und seiner Würde, oder einen Lohn seines Kampfes und seines Ruhmes behalten hätte.

554. Des Kaisers Tod war Niemanden gelegener, als dem Lützelburger Karl, früher Markgraf von Mähren, seit dem Tode seines Vaters in der Schlacht bei Cressy (J. 1364) König von Böhmen, und schon vorher römischer König genannt. Nach dem letzten, in seiner Art schandbaren, Bannfluche gegen Ludwig, hatte der Papst diesen Karl, der keinen Anstand nahm, dem fremden Priester Alles auf Kosten des Reiches zuzuschwören, was er nur verlangen mochte, zum römischen König ernannt, und fünf Churfürsten hatten sich, die Treue nichr achtend, mit welcher besonders die Städte, welche Freiheit und ein Vaterland ersehnten, an Ludwig hingen, dazu hergegeben, ihn, Karln von Mähren, zum Könige zu erwählen (11. Juli 1346). In der That: man kann kaum umhin zu glauben, der alte Rhein habe, im gerechten Zorn über diesen Frevel, die Fahne des heiligen Reiches hinweggerissen, um sie in seinem Schooße vor weiterer Schändung zu bewahren! Die Scham der meisten Fürsten und der Unwille in den Städten war auch so groß, daß Karl, ohne Halt und Hülfe, für das Beßte erachtet hatte, das Reich zu verlassen, um, mit seinem Vater, im Solde des Königes von Frankreich gegen Eduard III. von England zu fechten. Nach der Schlacht bei Cressy hatte eine After-Krönung in Bonn Statt gefunden (Nov. 1346); aber Karls IV. Sache war nicht weiter durch sie gekommen. Er, der Pfaffen-König, hatte sich heimlich nach Böhmen gezogen, und sich bis zu Ludwig's Tod erfolglos hin und her gewunden. Aber auch dann trat ihm, besonders in den Städten, ein

Geist entgegen, dessen Gestalt und Art wohl geeignet war, ihm Besorgnisse einzuflößen. Auch suchte er denselben schmeichlerisch zur Ruhe zu bringen; aber schwerlich würde ihm Dieses gelungen sein, wäre nicht sein Glück größer gewesen, als sein Muth, und seine Schlauheit eben so groß als seine eigene und Anderer Treulosigkeit und verrätherischer Eigennutz. Die ersten Versuche, ihn durch einen anderen König vom Throne hinweg zu drängen, gingen glücklich vorüber; als es aber den Fürsten und Anhängern des baierischen Hauses gelang, den Grafen Günther von Schwarzburg als Gegen-König aufzustellen, wurde die Gefahr allerdings sehr groß: denn Günther war ein tüchtiger, tapferer und kriegskundiger Fürst, voll Gefühles für Ehre und Recht, ohne Tadel, und nöthiges Falles bereit, auch gegen den Papst das Aeußerste zu wagen. Nun erkannte Karl, daß ihm zur Behauptung der kaiserlichen Würde die Aussöhnung mit den Wittelsbachern nothwendig sei. Und der Umstand, daß der Eine dieser Fürsten an dem räthselhaften Waldemar einen höchstgefährlichen Feind in Brandenburg hatte, während der Andere, der Pfalzgraf Rudolf, sein Land gern seiner Tochter sichern wollte, erleichterte seinen Künsten die Erreichung dieses Zweckes. König Günther, getäuschet, verrathen, allein gelassen mit seiner hohen Gesinnung, seiner Würde und seinem verachtenden Zorne, schien entschlossen, auch das Letzte zu versuchen; aber Krankheit oder Gift brachen seinen Muth. Er handelte um die Krone, schied unwillig vom Reich,

unwilliger vom Leben (14. Jun. 1349), und Karl IV. ward einiger König der Teutschen.

555. Die Zeit, da Karl IV. die teutsche Krone empfing, war schrecklich und zerstörend für das teutsche Volk, so wie für andere Völker des Abendlandes. Die schwersten Plagen wütheten unter denselben. Bittere Hungersnoth quälte die Leiber und verkümmerte die Seele, und eine fürchterliche Pest, aus den heißen Gegenden nach Europa kommend, und wegen des Mangels an polizeilichen Anstalten sich reißend durch die Länder verbreitend, raffte die Menschen in großer Anzahl hin und lösete zugleich alle Bande der Gesellschaft, der Sittlichkeit und der Religion. Und aus dem allgemeinen Elende wanden sich Schwärmereien heraus, eben so widerlich als unsinnig; und eine grausame Verfolgung der Juden schloß sich dieser jammervollen Verirrung an! Karln IV. kam dieses große Unglück des teutschen Volkes in so fern zu Statten, als seinem Gegner Günther, so wie er die Treulosigkeit der Fürsten erfuhr, durch dasselbe auch der Beistand der Städte entzogen wurde; schwerlich aber hat dieses Unglück Karln bewogen, Teutschland zu verlassen, nach Böhmen zu gehen und seinen Sitz in Prag zu nehmen. Denn, als der Jammer vorüber war, und als die gütige Natur und die ewigfrischen Kräfte des Geistes im Fortgange der Zeit den Verlust zu ersetzen, und die Spuren des Elendes zu verwischen strebten, da kehrte er keinesweges nach Teutschland zurück, sondern blieb in Prag und richtete seine ganze Seele nur

darauf, Böhmen, das Erb-Land seines Hauses, zu mehren, zu runden, durch jede menschliche Betriebsamkeit, durch jede Kunst und alle Wissenschaft zu heben und zu schmücken. Das teutsche Volk war ihm gleichgültig; das teutsche Reich wurde von ihm nicht geachtet und die teutsche Krone betrachtete und behandelte er nur als ein Mittel, Lützelburg's Macht und Besitz zu vergrößern und zu erweitern. Indem daher Böhmen unter seiner Waltung heiter und herrlich aufblühete, obwohl in die Eigenthümlichkeit des Volkes eine zehrende Fremdartigkeit gebracht wurde, blieb Teutschland, versäumet und verwahrloset, ganz in der alten Weise. Das Faustrecht herrschte zwischen den Ständen des Reiches und die Fehme übte ihre furchtbare Gewalt immer härter und weiter. In den einzelnen Ländern bildete sich das ständische Wesen in stets schärfere Formen hinein und brachte ein desto schwereres Joch auf die unterste Menschen-Classe, je mehr der Geist seit den Kreuzzügen auch in den Hütten angeregt war. In den Städten ging der Kampf zwischen adeligen Geschlechtern und gemeinen Bürgern fort und das Zunft- und Gilde-Wesen gestaltete sich vollkommener, während das Ringen und Streben der Städte, sich der Herrschaft der Fürsten zu entziehen und Glieder des Reiches zu werden, immer allgemeiner ward. Und wenn man bei diesem Allen die Fortschritte in den Gewerken und Künsten jeglicher Art nicht verkennen kann, und wenn besonders der Blick auf die teutsche Hanse Großes und Gedeihliches zeigte: so bleibet doch die Freude niemals rein und hell, so-

bald man nach Volk und Reich fraget! Aus den neun und zwanzig Jahren aber, die Karl IV. den königlichen Namen trug, möchten hier nur zwei Dinge einer Erwähnung werth sein: seine Züge nach Italien und die goldene Bulle.

556. Die erste Fahrt nach Italien und Rom unternahm Karl IV. wohl nur, weil er seinem Freunde, dem Papste, seinen Gehorsam beweisen wollte. Vielleicht hoffte er auch, der Zug möge doch wohl mehr einbringen, als er kosten werde, und in jedem Falle war die Kaiserkrone ein alter Schmuck, der nicht zu verachten schien, und die Schwere der Last, die sie für Manchen gehabt haben würde, konnte von ihm, als König von Böhmen, selbst bestimmt werden. An sich hat das ganze Unternehmen nur in so fern Interesse, als es von Neuem den Zustand Italiens und das Verhältniß des Kaiserthumes anschaulich macht. Seit dem Abzuge Ludwig's des Baiern nämlich hatte sich im übrigen Italien wenig geändert; in Mailand jedoch hatte das Haus Visconti, mit Glück und Schlauheit, das Unglück der Parteiung und der Feindschaft benutzet, um die fürstliche Würde und Gewalt, die es erstrebte, vorzubereiten und zu sichern; in Rom aber hatten Auftritte Statt gefunden, die in aller Hinsicht merkwürdig und lehrreich sind: wir meinen die Revolution, welche Cola di Rienzi theils bewirkte, theils beabsichtigte. Die Auflösung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Rom und im Kirchenstaate, welche aus der Abwesenheit des Papstes hervorging; die wilden Käm-

pfe des Adels, der Colonna's, Orsini's, Savelli's; der freche Muthwille, die Menschen-Verachtung, und die schändliche Mißhandlung des Volkes, welche von den großen Geschlechtern ohne Scham und Scheu verübet wurde, und der unendliche Jammer der untersten Classen der Gesellschaft, erregten, scheinet es, in Rienzi's Seele einen tiefen Ingrimm und eine brennende Sehnsucht nach Begründung eines besseren Zustandes. Und vor seinem Geiste stand die alte Welt, Rom's Größe, Pracht und Herrlichkeit! Also folgte er dem Drang in seiner Brust, und, nach einer Vorbereitung von fünf Jahren, warf er (J. 1347) das häßliche Gebäude zügelloser Adels-Gewalt zusammen, und wurde von dem begeisterten Volke zum Herrn von Rom gemacht!

557. Es leidet keinen Zweifel: Rienzi's Unternehmen war an sich unrecht und verkehrt; es war den Verhältnissen der Zeit nicht angemessen; er überschätzte sein Volk; verloren in den Ideen von der Einheit Italiens nnd von einem Italischen Volksthume, vergaß er die Verhältnisse zu würdigen, in welchen er befangen war, und in seiner Begeisterung übersah er wie seine Pflichten, so die Macht des Neides, des Verrathes, der Verläumdung, der Arglist, der Feigheit Es ist auch wohl möglich, daß er, jenen Häßlichkeiten gegenüber, Halt und Richtung verloren habe; aber ein außerordentlicher Mann war er gewiß. Er mußte zu Grunde gehen; die Lästerungen aber, die über ihn ausgegossen sind, dürfen nicht an ihm irre machen. Unsere Zeit hat uns darüber belehret, wie gefallene

Größe mißhandelt und geschändet wird, und mit welcher Kunst Diejenigen, welchen daran gelegen ist, sie in Vergessenheit oder in Verachtung zu bringen, Alles zu entstellen, zu verfälschen, lächerlich und gemein zu machen vermögen. Daß aber ein Mann, welcher von der Gunst eines begeisterten Volkes zur höchsten Ehre emporgetragen, welcher von einem Dichter wie Petrarcha als Hoffnung und Hort, als Retter, Hersteller, Gründer begrüßet, gefeiert, gesegnet wurde; welcher die Gewalt des Adels brach und die stolzesten Geschlechter vor sich auf den Knieen sah; welcher mit Königen und Fürsten in Verbindungen stand, die Er nicht gesucht hatte; welcher wegen seiner Weisheit und Gerechtigkeit in der Ferne wie in der Nähe so hoch gepriesen wurde, daß man sich freudig seiner Entscheidung unterwarf — daß ein solcher Mann ohne inneren Gehalt, ohne Geist, Kraft, Besonnenheit, Entschlossenheit gewesen sein sollte, ein eitler Thor — das, wahrhaftig, ist schwer zu glauben, und würde, wenn es wäre, weder den Papst ehren, noch den Kaiser, weder die Fürsten, noch den Adel! — Seit Rienzi's Fall war der Jammer des Volkes noch größer geworden, wenn gleich die gemeinen Seelen einiger Maßen durch das Geld der ungeheueren Menschen-Massen getröstet sein mochten, welche das päpstliche Jubeljahr nach Rom gelocket hatte. So fand Karl IV. (J. 1354) Italien. Da er aber, zum Erstaunen und zur Verwunderung der Italiäner, mit einer so kleinen Begleitung erschien, daß er bei Niemandem Hoffnungen zu erregen oder zu erhalten, und Niemandem Besorgniß einzuflößen ver-

mochte: so ließ man ihn ruhig ziehen; und Karl erhielt wirklich (J. 1355) nicht nur die lombardische, sondern auch die Kaiserkrone, und brachte sogar die Tasche nicht ganz leer zurück, wenn gleich der Unmuth der Italiäner nicht verhalten war und ihr zürnender Spott verwegen hinter ihm her flog.

558. Was die goldene Bulle betrifft: so mag dieselbe allerdings in der Geschichte des teutschen Reiches und Rechtes von bedeutender Wichtigkeit sein; aber weder Karl IV. hat sich durch sie ein Verdienst erworben, noch ist sie für des teutschen Volkes Einheit und Kräftigkeit, Sicherheit und Freiheit heilsam gewesen. Wenn man Karl's ganzes Leben überblicket, und seinen Charakter erwäget, und auf seine Zwecke achtet: so ist kaum möglich, den Glauben zu fassen, daß er bei der goldenen Bulle etwas Anderes beabsichtiget haben könnte, als Lützelburg's Ehre, Größe und Macht im heiligen römischen Reich. Und es findet sich in der That keine Bestimmung in der goldenen Bulle, die dieser Vermuthung widerspräche. Die Churfürsten — und der König von Böhmen ist der erste erbliche Churfürst! — groß zu machen; den Churfürsten alle Reichsgeschäfte in die Hand zu geben, und zwiespältige Kaiser-Wahlen zu verhüten, damit die Krone, mit eiteler Pracht umgeben und verzieret, desto gewisser bei Lützelburg bleibe, und die Erwerbungen, welche der König von Böhmen etwa im Reiche machte, zu decken — das ist die Hauptsache, und der unverkennbare Zweck. Für das teutsche Volk aber mußte

es nothwendig verderblich werden, daß die Aufgelösetheit des Reiches im Wesen bei der festgestellten Einheit in der Form gesetzlich und allgemein rechtlich bestimmt wurde. Wohl war diese Aufgelösetheit längst vorhanden, aber es war noch möglich gewesen, das, was die Stände bisher dem Reiche zu entreißen gewußt, anzusehen als Usurpationen; durch die goldene Bulle ward es rechtlicher Besitz. Sie, diese goldene Bulle, stellte die Churfürsten hin als die Säulen des Reiches; das Reich aber, das auf diesen Säulen ruhete, war, gleich dem blauen Gewölbe des Himmels, nirgends zu fassen; der Kaiser thronte in der Leere, und das Einzig-Wirkliche waren die Säulen und Säulchen selbst. Eben deßwegen darf man sich auch nicht wundern, daß die goldene Bulle, im Wesentlichen, bestanden ist bis zur Vernichtung des Reiches: das letzte Capitel, obwohl das unschädlichste, weil es nur den Söhnen der Churfürsten die Kenntniß von vier Sprachen zur Pflicht machte, scheinet am Früheſten in Vergessenheit gerathen zu sein. Hätte sie nicht das Reich gespalten und gelähmet: so würden die Fremden, die in späterer Zeit über Teuschlands Schicksal zu entscheiden pflegten, sie schwerlich verschonet haben!

559. Vieles hatte Karl IV. in der goldenen Bulle erreichet; Vieles erreichte er noch durch sie und durch andere Künste und breitete Lützelburg's Besitzungen immer weiter aus. Seine Krönung zu Arles als König des Burgundischen Reiches (J. 1365) war eine eitele, aber keinesweges thörigte Handlung, ganz der

Politik Karl's angemessen. Schaden konnte sie, bei der Lage des Königes von Frankreich, gar nicht; möglich aber war es, daß sie einigen Vortheil brachte. Sein zweiter Zug nach Italien hingegen (J. 1368) hatte wohl nur den Zweck, die Gunst des Papstes, Nicolaus V., welcher es versuchen wollte, den heiligen Stuhl wieder nach Rom zu verlegen, für sein Haus dadurch zu gewinnen, daß er den Römern, in einem Auftritte voll Pracht und Demuth, zu beweisen suchte, der heilige Vater sei noch der Alte, und habe noch die frühere Herrlichkeit, um seinen Nachkommen die Kaiserkrone desto gewisser zu versichern. Vielleicht hoffte er auch, einiges Geld zurück zu bringen. Gewiß ist: wenn Karl's Erscheinung in Italien nicht etwa dem heiligen Stuhl einigen neuen Glanz gegeben hat, so hat sie nur jene Folgen gehabt. Die teutsche Krone aber konnte das Haus Lützelburg in seinen jetzigen Verhältnissen nicht bloß als einen schönen Schmuck ansehen, sondern sie mußte dieselbe für nothwendig halten, um die vielen Erwerbungen und die schlauen Erbverbrüderungen desselben sicher zu stellen. Und wie hätten Karl's Bewerbungen um die teutsche Krone mißlingen können, da die Churfürsten, mit ihm selbst, durch die goldene Bulle so viel gewonnen hatten, und da er nicht nur die Wege kannte, auf welchen ihnen beizukommen war, sondern da ihm auch die Mittel zu Gebote standen, diese Wege zu benutzen? In der That gelang ihm, die Churfürsten dahin zu bringen, daß sie (J. 1376) seinen Sohn Wenzel zum römischen König erwählten, und Papst Gregor IX. versagte seine,

so demüthig als gesetzwidrig erbetene, Einwilligung nicht.

Drittes Capitel.

Teutschland (und Italien) bis auf Maximilian I.

560. Beim Tode Karl's IV. (J. 1378) folgte sein Sohn Wenzel als ein Jüngling von siebzehn Jahren, wie es schien, voll von Kraft und gutem Willen. Wenn zu dieser Zeit die königliche Macht in Teutschland noch nicht zerstöret gewesen, und wenn Wenzel ein solcher Mann geworden wäre, als man bei seiner Thronbesteigung von ihm erwartete; so hätte der Kaiser, scheinet es, jetzt vielleicht gegen das Papstthum wieder zu gewinnen vermocht, was früher verloren war. Denn zwei Päpste behaupteten im Besitze des heiligen Stuhles zu sein, und die ganze Christenheit des Abendlandes theilte sich zwischen ihnen. Diese Spaltung in der Kirche hatte ihre Veranlassung von der einen Seite in der Verwirrung Italiens und der Zerrüttung Rom's, und von der anderen Seite in der Dienstbarkeit, in welche der Papst, durch seinen Aufenthalt in Frankreich, hinein gerathen war. Von zwiefacher Besorgniß hin und her gezogen, hier gefesselt und dort nothwendig, hatten die Päpste Urban V. und Gregor XI. für ihren Stuhl weder in Avignon noch in Rom einen festen Boden gefunden, und ihn deßwegen bald hier aufgeschlagen und bald dort, bis

nach dem Tode des Letzten zuerst, und allerdings nicht ohne drohende Einmischung des erbitterten römischen Volkes, Urban VI., und bald, durch eine leidenschaftliche Partei der, von dem neuen Papst in ihren alten Sünden beunruhigten, Cardinäle Clemens VII. (J. 1378) zu Päpsten erwählet wurden. Der Grund dieser Kirchen-Spaltung hingegen lag ohne Zweifel in dem Geiste der Zeit. Das Papstthum hatte seine Bestimmung erfüllet; es überlebte sich, in seiner alten Gestalt, mehr und mehr; eine Reformation der Kirche wurde Bedürfniß der Menschheit, und wurde mit jedem Tage stärkeres Bedürfniß, so wie eine bessere Erkenntniß des wahren und ursprünglichen Christenthumes gewonnen wurde, so wie die Macht des Gedankens zunahm und überhaupt der Geist in Menschen und Völkern erstarkte und sich gekräftiget fühlte. Und um diese Reformation herbeizuführen, mußte sich das Papstthum selbst zerstören! Aber der Zustand Teutschlands erlaubte eben so wenig das zwiespältige Papstthum, zum Beßten des Volkes und des Reiches, zu benutzen, als König Wenzel zu einer solchen Benutzung geneigt war.

561. Im Teutschen Volke war ein großes Gähren und Drängen. Der Gedanke von Freiheit und Recht, aus dem innersten Wesen des Menschen hervorgegangen, durch die Kreuzzüge emporgetrieben, durch Reibungen und Kämpfe aller Art in den Städten gestärket und geschärfet und durch die Fortschritte der Gewerbe und Gewerke, des Handels, der Künste und der Wissenschaften gefördert, ward immer allgemeiner

verbreitet, und immer größere Ansprüche an die Gesellschaft wurden auf denselben gegründet. Zwei Umstände hatten um diese Zeit einen mächtigen Einfluß auf das innere Leben des teutschen Volkes: die Erweiterung und Befestigung der schweizerischen Eidgenossenschaft, neben dem Wachsthum und der Macht der Hanse, und die Bestimmung der goldenen Bulle. Die Schlacht bei Morgarten nämlich hatte dem Gedanken der Freiheit Kraft und Reiz gegeben. Im Ablaufe weniger Jahrzehent hatten sich den drei Ur-Cantonen bedeutende Städte (Luzern, Zürich, Glarus, Zug, Bern) angeschlossen, so daß die s. g. acht alten Orte schon in der Eidgenossenschaft vereinet waren, und alle Städte Schwabens schienen ergriffen zu sein von dem Geiste des Hochlandes, und selbst zu den Bauern schien sich seine Macht zu verbreiten. Daher wurden die Fürsten, es wurde der gesammte Adel besorgt um die Herrschaft. Sie glaubten schwere Maßregeln nehmen zu müssen, um sich zu halten, um den unruhigen Geist niederzudrücken und auszurotten, der sich in den Städten, wie bei den Landbewohnern rührte. Und damit diese Maßregeln wirksam sein könnten, glaubten sie sich fester an einander schließen zu müssen. Von der Zeit an konnten die Städte, mochte die Freiheit gewonnen sein, oder erstrebet werden, auch ihr Heil nur in Verbindungen unter einander erblicken, zur Hemmung oder Sprengung ihrer Ketten. Also entstanden Bündnisse und Gegen-Bündnisse, welche das südliche Teutschland in eine wunderbare Bewegung brachten, und welche wegen ihrer Grundsätze höchst merk-

würdig sind. Wenn aber auch diese Bewegungen in Teutschland nur geringen Erfolg für die Freiheit des Volkes und zur Zerstörung des Feudalismus hatten: so nahm doch der Versuch, welcher durch den Herzog Leopold von Oesterreich, in Verbindung mit dem schwäbischen Adel, gegen die schweizerische Eidgenossenschaft, als den eigentlichen Herd des bürgerlichen Strebens, gewaget wurde, einen so schmachvollen als überraschenden Ausgang. Die Schlachten bei Sempach (J. 1386) und bei Näfels stellten die Eidgenossenschaft für alle Zukunft sicher, so lange sie die Gesinnung bewahrte, durch welche dieselben gewonnen wurden, und von welcher Arnold von Winkelried ihr ein so erhabenes Muster gegeben hatte; und der Eindruck, den diese Schlachten und diese Gesinnung überall auf die Gemüther der Menschen machte, mußte tief und lange nachwirken. Zu gleicher Zeit aber sahen die kleinen Stände des Reiches durch die Ansprüche, zu welchen die Churfürsten durch die goldene Bulle berechtiget waren, theils ihr Dasein bedrohet, theils ihr Streben beschränket, und waren darüber voll Besorgniß und Unwillens. Um so mehr glaubten sie ein festes Zusammenhalten und ein strenges Verfahren gegen Diejenigen, welche in ihrer Gewalt waren, zu bedürfen. Und so geschah, daß in dieser Bewegung und unter diesen Kämpfen von der einen Seite die Auflösung des Reichs-Verbandes ärger ward als zuvor, und daß sich zugleich von der anderen Seite die ständischen Verhältnisse im Ganzen und Einzelnen schneller, härter, drückender und unglückseliger ausbildeten.

562. König Wenzel, der Sinnlichkeit ergeben, träge und gleichgültig, und, wie sein Vater ohne Neigung für Teutschland, schwankte Anfangs zwischen den Parteien hin und her; bald aber mochte er erkennen, daß er, zur Herstellung der Ruhe, der Ordnung und Einigkeit umsonst Mittel und Mühe verwenden würde. Und wer mag es ihm, nach dem Gange der teutschen Geschichte, verargen, daß er es vorzog, in Prag zu bleiben, und Teutschland den Fürsten zu überlassen, welche das Schicksal des heiligen Reiches in ihre Hand und auf ihre Verantwortung genommen hatten! Sein Bemühen indeß, diesen Fürsten ihre Aufgabe durch eine Eintheilung des Reiches in vier, für Ordnung und Ruhe geordnete, Kreise, zu erleichtern, war bei dem Stande der Dinge keineswegs unverständig und ist auch nicht ohne Bedeutung geblieben, wiewohl es wegen der Parteiung und des allgemeinen Mißtrauens im Reich, um so weniger gelingen konnte, je weniger Achtung Wenzel durch sein Leben einflößte, und je gefährlicher und schmachvoller die Verhältnisse waren, in welche er wegen seiner Art und seines Wirkens durch die böhmischen Stände hinein gerieth. Der Handel, durch welchen er Mailand als ein erbliches Herzogthum dem Johann Galeazzo Visconti (J. 1395) verließ, mag in sittlicher Hinsicht Tadel verdienen; in politischer Beziehung war er ohne Bedeutung: Teutschland konnte durch denselben nicht verlieren, Italien aber mochte leicht gewinnen, und in Wenzel's Systeme, wenn er anders ein System hatte, war die Hingabe Mailands auch kein Fehler. Dagegen mag es in sittlicher

Rücksicht verzeihlich und sogar verdienstlich gewesen sein, daß Wenzel sich in den Streit der Päpste zu Rom und zu Avignon einließ; es war auch wohl nothwendig, bei dem Drängen der geängstigten Völker, und bei dem Streben der Könige in anderen Reichen; an sich aber war es ein verkehrtes Eingreifen in die Entwickelung des Lebens. Wäre das gemeinschaftliche Wirken der Könige gegen die Päpste gelungen, so würde die Kirchen-Spaltung vielleicht ausgeglichen und mancher Jammer geendiget sein, aber der Geist wäre vielleicht in neue Fesseln geschlagen, die er erst nach längerem Kampfe zerrissen haben möchte: Johann Wicleff hätte vielleicht umsonst gelehret, und Johann Huß wäre nicht aufgetreten. Daher war es, im Zusammenhange der Ereignisse, wohl keine unerfreuliche Begebenheit, daß sich vier Churfürsten zu Gerichte setzten, Wenzeln des Thrones verlustig erklärten, und Ruperten von der Pfalz (J. 1400) zum König erwählten. Denn so unrein dieser Vorgang auch in seinem Ursprung und so empörend er in seiner Art sein mochte: so läßt sich nicht leugnen, daß er einen großen Einfluß auf die Spannung gehabt hat, in welcher damals die christliche Welt war. Rupert stürzte sich unverständiger Weise in eine Verwirrung hinein, in welcher er sich verlieren mußte; nach zehnjährigem Ringen und Kämpfen, durch welches Wenzel's Unthätigkeit und Gleichgültigkeit fast gerechtfertiget zu werden schien vor Welt und Nachwelt, hatte er für seine Zwecke Nichts erreichet; das aber war durch seinen Auftritt bewirket worden, daß die Kirche, sich selbst überlassen,

fortfahren konnte an der Zerstörung ihrer Herrschaft zu arbeiten.

563. Die Geschichte des teutschen Volkes und Reiches wird immer verworrener und widerwärtiger! Nach einem langen und leidenschaftlichen Getreibe, durch das religiose Aergerniß über die Kirchenspaltung veranlasset und durch viele gemeine Bestrebungen erweitert und verstärket, war vor Rupert's Tode (J. 1410) eine Kirchen-Versammlung zu Pisa, besonders durch den Einfluß der Universitäten, zu Stande gekommen (J. 1409). Diese Versammlung, sowohl an sich, als durch ihre Zusammensetzung, durch ihre Verhandlung, und durch das laut anerkannte Bedürfniß einer Reformation der Kirche, das heißt in der That, des ganzen gesellschaftlichen Zustandes, äußerst merkwürdig, endigte die Trennung in der Kirche nicht, sondern sie erweiterte dieselbe durch die Wahl eines dritten Papstes, Alexander's V., neben welchem die beiden anderen Päpste, Gregor XII. und Benedict XIII. mit ihren Ansprüchen fortbestanden; durch diese Erweiterung des Zwistes jedoch wirkte sie für Geist und Bildung gewiß mehr, als sie durch Herstellung der Einheit gewirket haben möchte. Und als hätte das entwürdigte Kaiserthum nicht hinter dem entwürdigten Papstthume zurückbleiben dürfen, geschah, daß nach dem Tode Rupert's, der allerdings den Fürsten, welche ihn gewählet hatten, eine neue Wahl zur Pflicht machte, diese Wahl zwiespältig ausfiel, so daß Teutschland drei Könige erhielt, wie die Christenheit drei Päpste erhalten hatte. Wen-

zel führte den königlichen Titel fort; Siegmund, sein Bruder und längst sein Gegner, König von Ungern, wurde von einer Partei der Churfürsten ihm entgegengestellt, und Jobst, sein Vetter, Markgraf von Mähren, von einer anderen Partei, Keiner von Beiden aber ohne lächerliche und schandbare Auftritte. Wer nicht die Ueberzeugung gewonnen hat, daß diesem teutschen Reich, auf Feudalismus gegründet, nicht mehr zu helfen, daß vielmehr die Auflösung desselben nothwendig geworden sei, wenn es ein Mal zu einer festen und gesetzlichen Freiheit in Teutschland kommen sollte, daß das Kaiserthum seine Bedeutung verloren hatte, und daß eben deßwegen das Spiel mit alten Formen eine Zeit lang unvermeidlich gewesen: der wird diese Auftritte so wenig als frühere Gräuel ohne Schmerz und Jammer betrachten können; bei jener Ueberzeugung aber blicket man vielleicht mit der Gleichgültigkeit auf sie hin, mit welcher etwa König Wenzel auf sie hingeschauet haben mag. Uebrigens kam Jobstens Tod (J. 1411) in sofern recht gelegen, als er das Aergerniß gewisser Maßen endigte; denn Wenzel, der in der That Bedrängniß in Böhmen genug hatte, — zu den übrigen Händeln war (J. 1409) auch noch die bittere Zwietracht der Universität Prag gekommen, welche an sich, in ihrem Ursprung und in ihrer Art, häßlich war, welche aber für die Wissenschaft und deren Pflege in Teutschland unermeßlich wichtige Folgen gehabt hat! — Wenzel überließ seinem Bruder wohl nicht ungern die Last der teutschen Krone, wenn er auch des Anstandes wegen den Namen eines römischen Königes festhielt.

564. Siegmund war in vieler Rücksicht ein Fürst, der in Zeiten gesetzmäßiger Ordnung großen Ruhm zu gewinnen vermocht haben würde. Er war geistreich, gelehrt, beredt, von feinen Sitten und wollte das Gute. Aber es fehlte ihm ein starker Charakter. Und da er nun als König von Ungern, und bald auch von Böhmen, Vieles zu berücksichtigen hatte, das dem Volk und Reiche der Teutschen fremd war, da er nicht zu wirthschaften verstand und auch die Frauen über die Gebühr liebte: so konnte er in dieser gährenden, stürmischen, gesetzlosen Zeit unmöglich Herr der Verhältnisse werden, in welchen er sich erblickte. Bei unermüdlicher Thätigkeit, vermochte er nicht Festigkeit, und besonnene Haltung in seine Handlungen zu bringen. Das große Werk aber, das er vom Augenblicke seiner Wahl an betrieb und sich als die Aufgabe seines Lebens setzte, nämlich die Herstellung der Einheit und Einigkeit in der Kirche, war, aus seiner Zeit betrachtet, an sich gewiß eben so wichtig und würdig, als es ihm durch die Umstände aufgedrungen ward. Allerdings kam ihm bei seinem Streben der Umstand zu Statten, daß sich Papst Johann XXIII., durch äußeres Gedränge und innere Verdorbenheit, in großer Noth befand; ohne seine bewunderungswürdige und verständige Thätigkeit aber würde die große Kirchen-Versammlung zu Constanz (J. 1414) gewiß nicht zu Stande gekommen sein. Diese Kirchen-Versammlung hat freilich, wenn sie auch, durch Güte oder Gewalt, die drei Päpste zu entfernen wußte und einen vierten, Martin V., zum einzigen Oberhaupte der Kirche erwählte, die

Reformation, welche man am Haupte wie an den Gliedern hin und wieder auf das Dringendste forderte, mit einer Sprache, welche vor Wahrheit und Eifer glühete, und welche man allgemein für nothwendig hielt, nicht zu Stande gebracht. Aber die Schuld von diesem Zurückbleiben hinter der Erwartung lag an dem Kaiser nicht! Und wenn man damals mit Recht beklagte, daß die Hoffnung aller wohlgesinnten und frommen Menschen unerfüllet blieb, so können wir, auf der Höhe, auf welche wir durch den Gang der Begebenheiten gestellet sind, doch gewiß mit eben so großem Rechte behaupten: es sei ein Glück gewesen, daß die Reformation in der Versammlung und durch die Versammlung nicht zu Stande kam. Sollte eine Reformation, für Geist und Bildung förderlich, bewirket werden, so durfte sie nicht ausgehen von der Geistlichkeit; sie durfte nicht das Werk eines kalten Verhandelns, des Forderns, Abschlagens, Gewährens und Uebereinkommens sein, sondern das Volk selbst mußte, in der Masse, ergriffen und gehoben werden. Und das geschah nur und konnte nur geschehen durch dieses Aufdecken so vieler Abscheulichkeiten in der Hierarchie, am Haupte der Kirche, wie an den Gliedern; durch dieses Reiben des Französischen Stolzes, der Englischen Eckigkeit, der Italiänischen List an der Teutschen ungestümen Beharrlichkeit; durch diese bestimmt ausgesprochenen Ansichten über das Papstthum, über das Verhältniß desselben zur Kirche und zum Kaiserthume — (welche Letzteren besonders bei dem berühmten Canzler der Universität Paris, Gerson, merkwürdig zu sein

scheinen) —, und durch diesen schnöden Ausgang so großer Anstalten und Verheißungen, gegenüber dem regen Leben des Gedankens, der Wissenschaft, des Volksthumes!

565. In volksthümlicher Hinsicht war es kein unbedeutendes Ereigniß, daß Herzog Friedrich von Oesterreich-Tyrol sich des entflohenen Papstes Johann's XXIII. annahm, und deßwegen vom Kaiser mit der Reichs-Acht und vom Concilio mit dem Banne belegt wurde. Denn die schweizerische Eidgenossenschaft, immer in Gefahr, so lange das mächtige Oesterreich seine Besitzungen in ihrer Nähe, in ihrer Mitte hatte, übernahm, ungeachtet des abgeschlossenen fünfzigjährigen Friedens, die Ausführung der Acht, riß Oesterreich's Besitzungen hinweg, erhielt dieselben von Siegmund als Lehen des Reiches, und erweiterte und befestigte dadurch ihren Bund, legte aber auch den Grund zu einer Eifersucht unter den Gliedern desselben, die um so verderblicher war, je weniger ein großes Ziel gemeines Strebens alle zusammen hielt! Weit wichtiger jedoch ward in aller Hinsicht das Verfahren des Conciliums wider Johann Huß, wegen der unübersehbaren Folgen, welche dieses Verfahren nach sich zog. Wenn man diesen berüchtigten und an sich unseligen Vorgang im Zusammenhang überdenket: so kann man allerdings wohl auf die Vermuthung kommen, daß Huß in seinen Untersuchungen und Lehren durch den bitteren Streit, in welchen böhmische und teutsche Lehrer und Schüler der Universität Prag gerathen waren, weiter fortgestoßen

sei; aber seine Tugend, seine Aufrichtigkeit und sein Sinn für Wahrheit und Recht kann eben so wenig in Zweifel gezogen werden, als man seinem und seines Freundes Hieronymus Heldenmuth in Gefahr und im Tode hohe Bewunderung zu versagen vermag. Eben so mag bei Hussens Erscheinung vor der Constanzer Versammlung, auf welche er sich selbst berufen hatte, immerhin jener, im Volksthume begründete, durch die Gährung der Zeit gemehrte und durch Wenzel's Regierung gepflegte Streit noch nachgewirket und auf seine Behandlung Einfluß gehabt haben: bei dem Ziel aber, welches das Concilium verfolgte, und bei den geltenden Grundsätzen in Rücksicht der Ketzerei, konnte der Ausgang nicht anders sein, als er war. Dem Kaiser Siegmund wird gewiß mit Unrecht vorgeworfen, daß er seinen Geleitsbrief nicht aufrecht erhalten habe. Leichtsinnig hat Siegmund diesen Brief nicht versäumet; er konnte ihn aber nicht geltend machen, ohne vielleicht die Versammlung zu trennen und selbst in böse Händel mit der Kirche zu gerathen; auch mag sein Glaube ihn rechtfertigen. Ist gesündiget, so hat die Geistlichkeit gesündiget und nicht der Kaiser. Im Uebrigen schadeten die geistlichen Herren nur ihrer eigenen Sache und der Sache der bestehenden Kirche; Johann Huß und Hieronymus von Prag starben in den Flammen (J. 1415 u. 1416) einen Tod, durch welchen sie nicht nur einen bleibenden Ruhm in der Geschichte gewannen, sondern durch welchen sie auch ihr Leben, in dem Sinn, in welchem sie dasselbe geführet hatten, auf das Höchste ausbrachten, und durch welchen sie jene

Theilnahme des Volkes bewirkten, ohne welche eine heilsame Reformation nicht denkbar war.

566. Denn aus seiner Asche erstand nicht erst nach hundert Jahren der Schwan des freien Gedankens, sondern er schwang sich sogleich empor. Die Lehren, deren Wahrheit er mit seinem Tode besiegelt hatte, wurden nicht mit dem Papiere zerstöret, das man verbrannte. Sie wurden überall von den denkenden Menschen jedes Standes vernommen und besprochen; und Diejenigen, welche etwa auf diesem Wege nicht zugänglich waren, wurden durch den Aufstand aufgerüttelt, zu welchem sich Böhmen erhob. Dieser Aufstand hatte freilich seine Ursache nicht allein in Hussens Hinrichtung, und war von dieser Hinrichtung nicht die unmittelbare Folge. Vieles war voraus gegangen, was die Böhmen in ihren heiligsten Gefühlen gekränket hatte; Vieles folgte, wodurch das glimmende Feuer bis zu hellen Flammen aus einander getrieben wurde; Vieles mag an Wenzel's unverständigem Benehmen bei den ersten Bewegungen gelegen haben; auch fand der eigentliche Ausbruch erst nach Wenzel's Tode (J. 1419) Statt, als Siegmund, der Treulose, das Reich übernehmen wollte: aber Alles hing doch mit den Kirchen- und Glaubens-Verhältnissen zusammen, Alles wurde auf sie bezogen, Alles durch sie belebet. Und als der Ausbruch erfolget war, da entwickelten die Böhmen, angeführet zuerst von Ziska, dem Blinden, und nachher von den beiden Procopen, so vielen Geist, so große Kraft, solchen Charakter und solche Geschicklichkeit, daß

man ihrem heiligen Kampfe nicht ohne Bewunderung und ohne die innigste Theilnahme zusehen kann. Unwillkührlich wird man an den schrecklichen Krieg erinnert, welchen die Albingenser vor zwei hundert Jahren zu bestehen hatten. Aber die Zeit war ganz anders, und ganz anders der Ausgang. Siegmund wurde mit allen seinen Heeren, die er aus Teutschland und aus seinen übrigen Ländern zusammen zu bringen vermochte, stets zurück geschlagen, und die Gegenden ringsher fühlten das Racheschwert der schwergekränkten Böhmen. Und wenn Diese zuletzt auch nicht Alles erhielten, was sie zu erhalten gehoffet haben mochten, so verloren sie doch auch keinesweges Alles, was man ihnen zu entreißen suchte; sie erhielten noch immer einen großen Sieg; was gegen sie gewonnen ward, das wurde nicht durch die Gewalt des Schwertes gewonnen, sondern lediglich durch dieselbe Kraft, durch welche sie aufgeregt, durch welche sie so stark geworden worden waren, nämlich durch die Kraft des Gedankens. Denn durch diese Kraft wurden sie uneinig, und ihre Uneinigkeit wurde von der neuen Kirchen-Versammlung, welche, und zwar zumeist wegen ihres Kampfes und ihrer Siege, (J. 1432) zu Basel eröffnet ward, verständig benutzet. Sie wurden nach und nach beruhiget, aber nur durch Unterhandlung und Bewilligung, mithin durch Feststellung eines Grundsatzes, bei welchem das alte Kirchenwesen nicht bestehen konnte. Und dann erst erkannten sie auch Siegmund, vertragsweise, als ihren König an (J. 1436).

567. Der Eindruck, welchen die Böhmen auf die Welt gemacht hatten, wurde noch durch die Uneinigkeit vermehret, in welche die Kirche von Neuem mit sich selbst gerieth. Denn der Zwist, der sich zwischen der Synode in Basel und dem Papst Eugen IV. erhob, mußte, so wie die Synode zu sehr kühnen Behauptungen und Schritten fortgerissen wurde, so die Seelen der Menschen zu freien Untersuchungen aufreizen und den Gedanken von der Nothwendigkeit einer Reformation unterhalten und nähren. Siegmund, der übrigens vom Papst Eugen die Kaiserkrone (J. 1433) empfangen hatte, erlebte den Ausgang jenes Zwistes nicht. Sein Leben war hingegangen mit seinen Bemühungen zur Herstellung der Einheit in der Kirche, mit den Händeln, die er in Ungern und gegen die Türken zu bestehen hatte, endlich mit dem Kriege gegen die Böhmen. Um das teutsche Volk und Reich hatte er sich wenig bekümmert; daher war auch unter ihm die Entwickelung des Lebens der Teutschen in alter Weise fortgegangen; die Gemüther waren dem Reich um so mehr entfremdet, da dieses Reich, in dem Kriege gegen die Böhmen, nicht einmal den alten Ruhm der Stärke und Macht gegen äußere Feinde zu bewahren gewußt hatte. Selbst die Reichstage wurden selten und verloren ihre Bedeutung. Das Streben der Stände des Reiches nach höheren Würden zur besseren Begründung ihrer Selbständigkeit, oder wenigstens für die leichtere Anerkennung derselben war davon die natürliche Folge. Uebrigens war unter Siegmund das Haus Hohenzollern zur Churwürde in der Mark Brandenburg gelanget;

und Friedrich der Streitbare, Landgraf von Thüringen, war durch seine Tapferkeit und Kriegserfahrung Churfürst von Sachsen geworden: zwei Veränderungen, welche, wegen des Fortganges der Geschichte, nicht unbedeutend waren.

568. Mit Siegmund starb (J. 1437) das Haus Lützelburg in männlicher Linie aus; und, was Heinrich VII. und Karl IV. wohl nicht geahnet hatten, das feindliche Haus Oesterreich empfing die große Erbschaft oder nahm sie doch in Anspruch! Sein Eidam, Herzog Albrecht von Oesterreich, von den Ungern einmüthig zum König erwählet, von einem Theile der Böhmen anerkannt, erhielt auch die Stimmen der teutschen Churfürsten (J. 1438). So kam die teutsche Krone an das Haus Oesterreich, welche dieselbe fortan, einen einzigen Fall im achtzehnten Jahrhundert ausgenommen, ununterbrochen, unter sehr schweren und unglückseligen Verhältnissen, getragen hat, bis zuletzt das Reich, in unseren Tagen, nicht mehr zu halten war. Albrecht II. jedoch erhielt diese Krone nicht; ja, er sah selbst Teutschland nicht. Ungern und besonders Böhmen hielten ihn entfernet, und er lebte nur noch neunzehn Monate nach seiner Wahl. Dennoch hat er einen schönen Ruhm hinterlassen, nicht weil er Vieles für Teutschland gethan, sondern weil er durch sein Leben so große Hoffnungen erregt hatte, daß man nach seinem Tode glaubte, Er würde Vieles gethan haben. Gewiß hatte auch Albrecht II., neben einem häßlichen Religions-Eifer, viele gute Eigenschaften; hätte er

jedoch länger gelebt, so hätte die Erfüllung fast nothwendig hinter der Erwartung zurück bleiben müssen. Der Entwurf, welchen er dem Reichstag in Nürnberg zur Herstellung und Erhaltung des Friedens im Reiche durch eine Eintheilung in sechs geordnete Kreise übergeben ließ, war im Wesentlichen nicht sein Werk. Eben so war die Stellung, in welcher sich das Reich gegen das Concilium in Basel hielt, schon vor seiner Wahl genommen. Auch war sie mehr seltsam als weise; aber sie war, bei der neuen Kirchen-Spaltung, durch die Wahl von Felix V. veranlasset, in jeder Hinsicht geeignet, den Reformations-Sinn zu nähren und zu pflegen, und dadurch das geistige Leben zu fördern im Volke. Die Neutralität zwischen dem Papst und der Kirchen-Versammlung, und dabei zugleich die Annahme der Beschlüsse dieser Versammlung: das mußte in der That eine Ungewißheit und eine Verwirrung herbei führen, in welcher man zum Denken über die größten und heiligsten Verhältnisse fast gezwungen war.

569. Nach Albrecht II. wurde Friedrich III. — Herzog von Oesterreich-Steiermark — König der Teutschen, und behielt diese Würde drei und fünfzig Jahre. In ihm, Friedrich III., war allerdings kein großer Geist; aber an Verstande fehlte es ihm nicht, und eben so wenig an gutem Willen. Es fehlte ihm hingegen an Kraft, an Festigkeit, an Beharrlichkeit, an Strenge. Ja es fehlte ihm auch an einer tüchtigen Gesinnung für Teutschland. Das Haus Oesterreich

stand ihm näher; es war ihm Alles; auf Oesterreich bezog er Teutschland; und Oesterreich sah sich in seinen schönsten Aussichten, und selbst in seinen Besitzungen, die Friedrich zuletzt alle vereinigte, gefährlich bedrohet, während ein alter böser Gram an dem Herzen des österreichischen Hauses nagte. Ungern und Böhmen, diese so lange ersehnten Länder, waren in einem Zustande, welcher ihren Verlust befürchten ließ; die Türken näherten sich immermehr den Gränzen der österreichischen Lande; ihre Macht schien um so furchtbarer, je weniger man sie zu übersehen vermochte; und die Schmach, welche die schweizerischen Eidgenossen über Oesterreich gebracht hatten, war so wenig vergessen, als das Land, das Oesterreich ihnen zu überlassen gezwungen gewesen. Diese Verhältnisse waren in der That wohl im Stande, die ganze Aufmerksamkeit eines Fürsten, wie Friedrich III., in Anspruch zu nehmen; und daher ist nicht zu verwundern, daß er das teutsche Reich nur als Nebensache ansah, besonders, da er wohl erkennen mußte, daß in demselben durch den König kaum Etwas erreichet werden konnte. Friedrich III. hatte aber in seinem Streben für Oesterreich, wie übel auch oft der Stand der Dinge zu sein schien, zuletzt ein großes, fast seltsames Glück. Gegen die schweizerische Eidgenossenschaft zwar wurde Nichts gewonnen, obwohl die Zwietracht, welche in dem Bunde begründet war, furchtbar aufging, und zu großen Hoffnungen zu berechtigen schien. Friedrich hatte den Adel auf seiner Seite; er trug kein Bedenken, aus Frankreich große Haufen schandbares Volkes, die Armagnacs, zu Hülfe

zu rufen, welche dem Land eine Last, den Bürgern ein Gräuel, dem ganzen Reich — in dessen Angesicht die Franzosen jetzt schon den Rhein als Gränze bezeichneten! — ein Hohn waren; aber gegen den verhaßten Feind wurde Nichts gewonnen. Die Schlacht bei St. Jacobs an der Birs (J. 1444) zeigte die Kraft der Eidgenossen von Neuem auf eine glänzende Weise, und die Niederlage stellte, einem Siege gleich, ihre Selbständigkeit sicher auf lange Zeit. Ja, Oesterreich hielt bald für gut, besorgt vor der furchtbar wachsenden Macht Burgund's, sich mit den Schweizern zusammenzustellen, und durch die ewige Richtung (J. 1475) selbst Sicherheit zu suchen in der Stärke der Eidgenossen. Dagegen ging die Gefahr vor den Türken glücklich vorüber; auf Ungern wurde zuletzt, durch den Erzherzog Maximilian, Friedrich's Sohn, von Neuem die Aussicht eröffnet; und durch die Vermälung dieses Maximilian mit Maria von Burgund, Karl's des Kühnen Tochter, wurden fast alle Länder des alten Lothringen, an das Haus Oesterreich gebracht. Dieses Letzte ist darum für die Entwickelung der Verhältnisse unter den Völkern Europa's so bedeutend geworden, weil das (nunmehrige) Erz-Haus Oesterreich dadurch so Macht, wie Veranlassung erhielt, überall einzutreten, wo das teutsche Reich hätte erscheinen sollen, und weil diese Bevormundung des teutschen Volkes vor den fremden Völkern, für das Schicksal desselben nicht unentscheidend gewesen ist. Oesterreich stand in der ersten, das Reich in der zweiten Stelle, und folgte,

wohin es gezogen ward, nicht selten gegen seinen Willen und seine Vortheile.

570. Für Teutschland verlief das halbe Jahrhundert, da Friedrich III. auf dem Throne saß, auf eine Weise, welche dem vaterländischen Gemüthe nur durch das Gefühl, das sich bei Betrachtung der Ereignisse aufdringet, erträglich wird, durch das Gefühl: der Widerspruch zwischen dem Bedürfnisse des Menschen und den Verhältnissen werde zu groß, als daß diese Verhältnisse dauern könnten; es sei eine Zeit des Ueberganges und eine Veränderung der Dinge stehe bevor. Nichts stimmet zusammen; die Forderung und die Erfüllung haben Nichts gemein; aber gerade in diesem Zwiespalt entwickelt sich das Leben höchst mannigfaltig. — Blicken wir zuvörderst auf die Stellung des teuschen Volkes zur Kirche und zum Papstthume: so wurde gerade Dasjenige gethan, was (bei der schon erlangten Stärke des Gedankens und bei der Wissenschaftlichkeit, die auf den Universitäten genähret und gemehret wurde) die Theilnahme des Volkes an diesen Dingen erhalten, und fördern mußte. Durch den schlauen Italiäner Aeneas Sylvius, welchem der heilige Stuhl schon in der Ferne winkte, und welcher Friedrich's III. Arglosigkeit und Eitelkeit eben so gewandt zu benutzen verstand, als die Verworrenheit des Reiches, wurden endlich die s. g. Aschaffenburger Concordate mit dem Papste Nicolaus V. zu Stande gebracht (J. 1448), durch welche man die Beschlüsse der Baseler Kirchen-Versammlung aufgab, aller Re-

formation der Kirche an Haupt und Gliedern entsagte, und sich in Demuth dem päpstlichen Stuhle von Neuem unterwarf. Die Päpste mußten in diesem Vorgang um so mehr einen vollkommenen Sieg des Papstthumes erblicken, da man in anderen Ländern nicht minder fügsam gewesen war, und da Friedrich III., als er (J. 1451) zur Kaiserkrönung in Rom erschien, eine Ergebenheit und Unterwürfigkeit bewies, wie sie nur bei dem höchsten Stande der päpstlichen Angelegenheiten je gefordert sein konnte. Durch diesen scheinbaren Sieg aber wurden sie verblendet; sie glaubten nunmehr keine weitere Rücksicht nehmen zu dürfen; ohne Scham und Scheu die alten Mißbräuche übend, ergriffen sie jede Gelegenheit, dieselben mit neuen Mißbräuchen zu vermehren, und überließen sich, die alte Vorsicht und Kraft, welche der Kampf nöthig gemacht hatte, vergessend, sorglos dem Uebermuthe, dem Frevel und wohl auch der Befriedigung gemeiner Begierden. Durch dieses unkluge und gottlose Verfahren wurden die Gemüther empöret und die Geister aufgeregt; aber immer mehr und mehr sank der Boden ein, auf welchem ihre Herrschaft allein mit Sicherheit ruhen konnte; und das Gebäude derselben wurde in seinem Grunde wankend, während es mit neuer Herrlichkeit zu prangen schien.

571. Was das Verhältniß des Reiches zum Volke betrifft: so waren die äußeren Gränzen desselben, dem Namen nach, vielleicht noch erweitert; im Wesentlichen hingegen war Italien verloren; Arelat war dahin;

sogar auf die Länder jenseits des Rheines war nicht zu rechnen, so lange sie unter den französischen Fürsten aus dem Hause Burgund standen, und es war selbst auf sie nicht zu rechnen, als sie an Oesterreich kamen. Wie viel aber für das Reich, durch die Eroberung des teutschen Ordens längs der Gestade der Ostsee gewonnen ward, ließ sich bei dem inneren Zustande des Reiches gar nicht ermessen. Denn wenn auch den Rechten des Kaisers gesetzlich kaum Etwas entzogen war: so waren diese Rechte in der That und Wahrheit doch vernichtet, und nur ein schwacher Schein war zurückgeblieben, der schmerzlich an sie erinnerte. Auf den Reichstagen, die stets aus einander herauswuchsen, weil man durch Aufschieben dem Beschließen zu entgehen suchte, bildete sich die Gliederung der Stände freilich aus; aber mit dieser Gliederung wurde für das Volk Nichts gewonnen. Die wildesten Fehden zwischen den Ständen gingen von einem Ende des Reiches bis zum anderen, und wie viel man auch auf den Reichstagen verhandeln mochte, um einen s. g. Landfrieden vertragsweise zu Stande zu bringen: es wurde Nichts erreichet; von vierzehn hundert Herren, die sich in Teutschland theilten, that ein Jeder, was ihm beliebte, und der Starke bekümmerte sich um Nichts, als um das Maß seiner Kraft. In den einzelnen Landschaften, deren Fürsten sich mehr und mehr als selbständige Grundherren betrachteten, bildeten sich, die unselige Trennung des Reiches wiederholend, landständische Verfassungen aus, welche die Menschen aus einander hielten und ihnen, zu Gemeinden oder besonderen Classen

vereinet, besondere Interessen gaben, bei welchen der alte grausame Druck auf die unterste Menschen-Classe nicht nur fortwährend lastete, sondern auch immer schwerer ward. Und in den Städten, sie mochten Reichsstädte oder Landstädte sein, wirkte das Zunftwesen gleichfalls trennend auf die Menschen zurück, wiewohl weniger schädlich, weil es die Gesellschaft nicht durchaus störte, sondern sogar die Gewerbe förderte und eine gewisse Wohlhabenheit zuließ. Und bei diesem Allen kämpfte das römische Recht mit dem vaterländischen; und eine neue Kriegsweise, herbeigeführet durch die Erfindung des Schießpulvers und Gewehres, kämpfte mit der alten Verfassung. Und doch wußte man wohl, was dem Ganzen Noth that! Dafür zeugen viele Erscheinungen und Bestrebungen, viele Klagen und Forderungen. Und wenn die s. g. Reformation Friedrich's III. eine Stimme aus diesem Zeitalter ist, was freilich mehr als zweifelhaft zu sein scheinet, so beweiset sie, daß man mit vielen Wünschen, selbst wenn sie als verkehrt erscheinen für die Zeit, nicht fern vom rechten Wege war. Also war der Zustand des teutschen Volkes gewiß verworren und gewaltsam und voll von Widersprüchen, welchen der Geist um so stärker zu verändern streben mußte, je größer die Gewalt war, die er schon erreichet hatte.

572. Friedrich's III. Sohn, Maximilian I., ein schöner Mann, herrlich ausgestattet von der Natur mit Geist und Gaben, folgte nach dem Tode desselben (J. 1493) auf dem teutschen Thron; und er folgte

ohne alle Schwierigkeit, da er schon einige Jahre zuvor (J. 1486) zum römischen König erwählet war. Mit diesem Maximilian, unter ihm und zum Theil auch durch ihn, begann eine neue Reihe von Begebenheiten, die sich fort entwickelt hat bis zu unseren Tagen; Begebenheiten, die mehr oder minder mit dem Geiste zusammenhängen, welcher die neuere Zeit unterscheidet vom Mittel-Alter. Daher scheinet mit ihm am Schicklichsten die Geschichte dieser neueren Zeit begonnen zu werden. Einer Sache jedoch müssen wir noch hier gedenken, weil sie eine Folge langer Verhandlungen war, und weil das Ziel hundertjähriger Bemühungen durch dieselbe erreichet zu sein schien: wir meinen den allgemeinen und beständigen Landfrieden, über welchen auf einem Reichstage zu Worms (J. 1495) der Kaiser und die Stände des Reiches sich vereinigten, und alle jene Einrichtungen, welche zur Erhaltung desselben für nothwendig geachtet wurden, das Kammergericht, das Reichs-Regiment, die Eintheilung des Reiches in Kreise, nebst der Zugestehung gewillkührter Austräge und den Bestimmungen zum Beßten der Großen gegen die Kleinen. So gewiß aber auch diese Verträge, Anordnungen und Einrichtungen beweisen, daß man die Verderblichkeit und den Gräuel des Faustrechtes allgemein fühlte: so gewiß ist es doch auch außer Zweifel, daß das — theilweise — Fortbestehen dieser Einrichtungen eben sowohl von dem ganzen Stande der Bildung, von der Veränderung im Kriegswesen, von den ganz neuen Interessen, welche bald in kirchlicher Beziehung entstanden, und besonders von dem

Gange der großen Angelegenheiten der europäischen Völker und Reiche abgehangen habe, als das Aufhören des Faustrechtes im Grunde durch diese Verhältnisse, und keineswegs durch die Beschlüsse des Wormser Reichs-Tages bewirket worden sei.

Viertes Capitel.

Italien. Nachträge.

573. Der Zustand des oberen Italiens, oder Lombardiens, erhellet, hinreichend für diese allgemeine Geschichte, aus den Bemerkungen, welche wir in der teutschen Geschichte vorzubringen genöthiget gewesen sind, oder für dienlich geachtet haben. Die Fürstenthümer dieses Landes entstanden, wie das Herzogthum Mailand. Die unselige Parteiung, der heillose Kampf zwischen Welfen und Gibellinen, die Eifersucht der Städte auf einander, und die aus derselben hervorgehenden Fehden, endlich die Reibungen in den Städten selbst unter den Ständen und Zünften, zerstörten, bei dem gänzlichen Verfalle des kaiserlichen Ansehens, ohne daß man das Band, welches Italien an Teutschland knüpfte, gänzlich zu zerreißen vermocht hätte, fast überall den Zustand der Dinge, den man Freiheit nannte und führten zu Unterwerfung und fürstlicher Gewalt. Und diese fürstliche Gewalt mußte fast nothwendig willkührlich werden, und die Beschränkung ausschließen, die in den ständischen Verfassungen der teut-

schen Länder lag. Indem die Bürger der Lombardischen Stände zuerst durch Noth zu Verkehrtheiten gedränget, dann durch Glück sich in den Verirrungen mehr und mehr verwickelnd, endlich durch Gewohnheit in Beiden erstarret und verstockt, zu beständiger Feindseligkeit gegen einander geneigt waren und doch in sich selbst keinen kriegerischen Geist nährten und keinen starken Sinn und keine großen Entschlüsse bewahrten, mußten sie nothwendig in die Hand Derer fallen, welche ihre Raufereien bestanden, und ihre Leidenschaft anzuregen und ihre Wachsamkeit zu hintergehen wußten; und den Kaisern war es nicht zu verargen, daß sie Diejenigen als Fürsten, vertrags- und kaufweise, anerkannten, welche die Bürger Lombardiens unter ihrer Gewalt zu halten im Stande waren. Aber mit der Entstehung der Fürstenthümer hörten die kleinlichen Streitigkeiten und Kriege keineswegs auf; vielmehr erhielten dieselben — durch die Ausbildung des Condottieren-Wesens — einen Charakter, der immer verderblicher auf das Volk wirken mußte, wenn auch Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Handel fortwährend zu gedeihen schienen und dem Land ein Ansehen gaben, welches Viele auch noch in später Zeit getäuschet hat.

574. Das Meiste aber, das vorging in den kleinen Staaten Italiens, im Besonderen die Verhältnisse Mailands: wie das Haus Visconti schon mit dem Urenkel dessen, der die herzogliche Würde gewonnen hatte, ausstarb; wie alsdann die herzogliche Würde an das

Haus Sforza kam; wie dieses Haus schnell in Verfall gerieth und durch Schwäche, Sünden und Gräuel gleichfalls in kurzer Zeit zu Grunde ging — Alles Dieses erhält seine Bedeutung erst durch die späteren Ereignisse; es führet diese Ereignisse zum Theile herbei und hänget mit ihnen zusammen. Also wird es, wie es scheinet, schicklicher als Einleitung in dieselben angeführet. Selbst was in Toscana geschah, obwohl von ganz anderer Art, stellet sich eben so sehr als Erklärung der späteren Begebenheiten dar, denn als Ergänzung der früheren. Die Kämpfe zwischen Florenz und Pisa hatten Nichts Eigenthümliches; die Geschichte der Parteien, die in Florenz gegen einander stritten, und in deren Kämpfen sich die Freiheit entwickelte, gestaltete und zerstörte, hat allerdings einen großen Reiz, aber nicht, wenn der Parteien nur obenhin gedacht werden kann, sondern nur wenn man in das Einzelne der Verhältnisse gehen darf. Während des Kampfes der Parteien stiegen die Mediceer in Florenz zu Reichthum, Größe, Macht und, unter dem Schilde des freien Bürgers, zu fürstlicher Würde empor. Die Stufen der Leiter, von welcher die Mediceer zu solcher Höhe gelangten, waren allerdings aus edlerem Stoff, als an welchen die Visconti oder die Sforza sich hinauf schwangen; sie bestanden aus Thätigkeit, Gewerbfleiße, feiner Berechnung der Bedürfnisse, Wissenschaft, Kunst, mit einem Wort, aus Geist und aus Pflege des Geistes; aber diese Leiter wurde unten vom Glücke getragen, und war oben an Glück gelehnet. Es ist wahr: die Mediceer gewannen die Volksgunst durch Volksgeist;

es ist aber auch wahr: Cosmus (von Medici, J. 1429 — 1464) und sein Enkel Lorenz, der Prächtige (J. 1478 — 1492), haben durch ihre große Liebe für Kunst und Wissenschaft, durch den Glanz, den sie über Florenz verbreiteten und durch den Schutz und die Förderung, welche sie Gelehrten und Künstlern angedeihen ließen, sehr Vieles, aus der früheren Zeit, wie aus ihrer eigenen, in Vergessenheit gebracht. In der Bewunderung, die man ihnen, an die Perikles und die schönsten Zeiten Athen's erinnert, nicht versagen konnte, und über den Lobeserhebungen, die man ihnen verschwenderisch dargebracht, hat man nicht selten das allmälige Verderben, das sich in ihr Haus einschlich und die alte edle Gesinnung verdrängte, übersehen; man hat vergessen, die schlaue Politik, durch welche sie sich auf fürstlicher Höhe erhielten, aus dem Gesichtspuncte zu würdigen, aus welchem sie allein wahrhaft gewürdiget werden kann, aus dem Gesichtspuncte des florentinischen Gemeinwesens nämlich und des ganzen Italischen Volkes. Die Zeiten, welche nach Lorenzo's Tode folgten, enthalten ein schweres Zeugniß über die ihrigen.

575. Während aber in der Lombardei die Sachen sich auf die Weise entwickelten und gestalteten, die wir anzudeuten versuchet haben, waren im Westen und im Osten dieses Landes, nicht ohne gegenseitige Einwirkung auf einander und nicht ohne stete und mannigfache Berührung mit Lombardien, zwei Staaten entstanden, die sich gewisser Maßen ergänzten, weil sie

.., und die von unermeßlicher
..d für Geist und Bildung: Ge-
Diese beiden Städte, durch ihre
..tümmel der Völker und vor Unter-
..t, und in engster Verbindung mit dem
..enden Meere, scheinen die Aufgabe im
..t zu haben, welche die teutsche Hanse im
..edoch der Zeit nach, in einem größeren Um-
..atte, weil im Süden zu retten, im Norden zu
..en war. Diese Aufgabe aber war: bei der Auf-
..ng der alten gesellschaftlichen Verhältnisse, bei dem
..ewoge und Gewühle räuberischer Horden, bei der Stiftung neuer Staaten und der allgemeinen Barbarei, welche von derselben die Folge war, endlich bei der großen Trennung, die durch die neuen Religionen ins Leben kam — ihre Aufgabe war, bei diesem Allen die Verbindung der Länder und den Verkehr der Völker zu erhalten, den Handelsgeist zu nähren und durch Verbreitung der Erzeugnisse der Natur und menschliches Fleißes den Sinn für Ordnung, Zierlichkeit, Einheit, Bildung aufzureizen! An Genua aber müssen wir vorüber gehen, obgleich die Geschichte dieser Stadt, welche oft lebendig an die Geschichte der Handels-Staaten des Alterthumes erinnert, höchst anziehend ist, man mag auf die Ausbildung des inneren Zustandes sehen, auf die regen, lebensvollen Kämpfe der aristokratischen und demokratischen, der welfischen und der gibellinischen Parteien, auf die bald lockere bald festere Verbindung mit dem lombardischen Reich und mit den Kaisern, auf die Stellung zu den meerbeherrschenden Ara-

bern, auf die Erwerbung der schönen Küste bis über Marseille hinaus, auf die zweihundertjährigen Kämpfe mit Pisa, aus Handels-Eifersucht erzeuget, auf das Verhältniß zu Corsica und Sardinien, auf die Theilnahme an den Ereignissen im Morgenland und besonders im Byzantinischen Reich, auf die Kriege mit Venedig, die mit großer Anstrengung geführet wurden und deren Ausgang mehr als ein Mal zweifelhaft war, oder endlich auf das Gedeihen des Handels unter allen diesen Verhältnissen und auf die Vermehrung des Reichthumes der Stadt. Wir müssen an Genua vorbei gehen, weil sie ihre Unabhängigkeit nicht immer zu bewahren vermocht, und bei allem Aufwande großer Kräfte doch unmittelbar weniger auf den großen Gang der Geschichte der Völker und Staaten eingewirket hat. Dagegen ist nöthig, einen Augenblick bei Venedig zu verweilen, einer Republik, die man im Mittel-Alter eben so wenig ohne Bewunderung und freudiges Erstaunen betrachten, als man ihr Schicksal in der späteren Zeit ohne Wehmuth und bitteren Schmerz überdenken kann, so klar man sich auch sagen mag, daß solche Städte und städtische Verbindungen, erzeuget durch die Verwirrung der Nationen und durch den Mangel an starken, gesetzlich-geordneten Staaten, eben so wenig bestehen konnten, als die Hierarchie, das Adelwesen, oder das Ritterthum des Mittel-Alters.

576. Venedig, eine Tochter der Noth und des Jammers, ging von der unbedeutendsten Kindheit bald zu einer brausenden und stürmischen Jugend über,

übte und mehrte in derselben ihre Kräfte, und gewann dann, im Fortgange der Zeit, durch Fleiß und Muth, durch Mäßigung und Gemeinsinn, durch hohe Tugenden und durch kluge Benutzung der Verhältnisse, einen Glanz, der weit durch die Welt strahlte, und eine Macht, die Nahen und Fernen Achtung gebot. Die ersten Menschen, welche, aus dem alten Venetien und bald auch aus anderen Ländern Italiens, vor den Gräueln, welche durch die Einfälle der Barbaren, vom Anfange des fünften Jahrhundertes an, in Italien vollbracht oder veranlasset wurden, Zuflucht und Schutz für Leben und Freiheit suchten auf den Eilanden, hinter den Lagunen des adriatischen Meeres, hatten schwerlich die Absicht, die alte Heimath gegen diesen unwirthlichen Aufenthalt zu vertauschen; vielmehr wollten sie nur den Sturm austoben lassen, und alsdann zu Haus und Herd zurückkehren. Aber die Fortdauer dieses Sturmes und die steigende Heftigkeit desselben, von Alarich's Zug an, durch Radegaisus und Attila und die Ostgothen hindurch bis zur Ankunft der wilden Longobarden, und zur langsamen Gründung ihres Reiches, veranlaßte oder nöthigte viele Menschen zu bleiben, sich einzurichten und ein neues Leben zu beginnen. In der Lage aber, in welcher man sich befand, konnten nur Thätigkeit, Anstrengung, Ordnung, Zucht und strenge Tugend retten. Dadurch entstand ein kleines Gemeinwesen, in welchem das gleiche Schicksal Aller gleiches Recht für Alle erzeugte. Dieses Gemein-Wesen, welches dem Namen nach allerdings unter den morgenländischen Kaisern stand, war in der That von

Anfang an fast unabhängig, und wuchs um so schneller an, je ärger die Zerrüttung auf dem festen Lande war, und je klarer es immer mehr wurde, daß das kleine Gemein-Wesen bestehen und gedeihen werde.

577. Bei der ersten Einrichtung der Gesellschaft war Alles einfach. Gesetze, über welche man sich vereiniget hatte, wurden zuerst durch Einen erwählten Tribun in Anwendung gebracht, später durch zehn Tribunen. Bald aber erwachten Leidenschaften in den Bürgern. Viele hatten ihre alten Verhältnisse nicht vergessen, und traten mit Ansprüchen hervor, die ihnen früher befriediget waren; auch machte sich, bei wachsendem Handel, die Ungleichheit des Vermögens geltend. Von dieser Zeit an entstanden Bewegungen in der Gemeinde; es entstand ein Ringen und Kämpfen von Parteien; es kam von Zeit zu Zeit sogar zu den heftigsten und wildesten Ausbrüchen, und zu wahrhaftig krampfartigen Zuckungen. Diesen Uebeln sollte durch die Ernennung eines Herzoges (J. 697?) abgeholfen werden; aber durch diese Ernennung kam nur ein neuer Gährungsstoff in die Gesellschaft, und nicht selten waren die aufgeregten Gemüther nur durch Blut zu beruhigen. Die Herzoge strebten nach erblicher Fürsten-Macht, besonders seitdem sie auf Rialto (J. 810) ihren Sitz genommen hatten; die aristokratische Partei strebte ihnen entgegen und bildete sich immer mehr aus; aber auch die Volksmenge wuchs, und der Handel stieg und der Reichthum nahm zu; und es wurden um so leichter Besitzungen erworben, je mehr das byzantinische

Reich in Verfall gerieth und ins Gedränge kam. Dem Streben der Herzoge indeß wurde, zu ihrer eigenen Sicherheit, leicht (J. 1033) auf immer ein Ziel gesetzet; aber das aristokratische Element wurde eben dadurch verstärket und die Kraft desselben immer bestimmter gerichtet. Während in den Kreuzzügen die Völker Europa's im schwärmerischen Eifer, um den Himmel zu erobern, die Erde fast zu vergessen schienen, leitete der Handels-Geist die Venetianer immer auf die Verhältnisse des irdischen Lebens zurück. Dadurch gewannen sie unermeßliche Vortheile. Venedig's Macht und Ansehen stieg mit großer Schnelligkeit immer höher. Aber in dieser Zeit ward auch (J. 1172) dem gemeinen Wesen eine aristokratische Verfassung gegeben, oder vielmehr, was die vornehmsten Bürger seit Jahrhunderten erstrebet und erreichet hatten, das ward ihnen in gesetzlicher Weise bestätiget. Die Veranlassung gab die Ermordung des Herzoges Vital Mohieli; die Art aber, mit welcher man das Volk um seine theuersten Rechte zu betrügen wußte, um den großen Rath, den kleinen Rath und den Senat (die sechzig Pregadi) aus den Aristokraten zu bilden, und diesen Behörden alle Gewalt zuzuweisen — diese Art ist gewiß so fein als lehrreich.

578. In den ersten Zeiten dieser Verfassung kam Venedig, durch die Eroberung von Constantinopel (J. 1204), durch die Theilung des byzantinischen Reiches und durch die Vermehrung des Handels, welche davon die Folge war, auf den Gipfel ihrer Macht.

Aber ihre Herrschaft war gewaltsam und wurde desto unnatürlicher, je weiter sie sich verbreitete. Daher war auch die Zerstörung des lateinischen Kaiserthumes (J. 1261) wohl im Wesentlichen kein Unglück für Venedig, wenn auch die Kaufleute den Schlag hart fühlen, und für doppelt schwer halten mochten, weil die Nebenbuhlerin Genua zu gewinnen schien, was sie verloren. Das Volk hatte sich nicht glücklich gefühlet bei dem Glanz und der Macht; aber den Verlust, und die Uebel, die derselbe im Gefolge hatte, empfanden jetzt Alle. Es kam zu neuen Unruhen. Man erkannte im Volke, daß man durch die Aristokraten um die Freiheit gebracht war, und sah Dieses immer klarer, so wie die Aristokraten immer weniger auch nur den Schein achteten, der zuerst getäuschet hatte. Um nun diese Unruhen zu endigen und das Gewonnene für alle Zukunft zu sichern, thaten die vornehmen Bürger in Venedig den letzten Schritt, um, etwa ein Menschen-Alter nach dem Verluste von Constantinopel (J. 1297), jene große Veränderung zu Stande zu bringen, die unter dem Namen der Schließung des Rathes bekannt ist (J. 1297), und die zu den frechsten Versuchen gehöret, welche der Aristokraten-Geist jemals gewaget hat. Der Versuch gelang. Durch arglistige Täuschung zuerst, alsdann durch schonungslose Härte wurde eine scharf abgeschnittene Erb-Aristokratie gegründet, welche nicht selten die heiligsten Verhältnisse zerriß. Und als dieses sündhafte Werk, welches die Seelen vieler edlen Menschen empörte, noch ein Mal (J. 1310) durch Benjamonte Tiepolo's

Verschwörung, rein, wie es scheinet, im Ursprung, und fein berechnet für die Ausführung, in große Gefahr gebracht war: denn nur durch einen Zufall scheiterte der Entwurf in der Ausführung: da wurde dasselbe durch den Rath der Zehen und durch das furchtbar=geheime Nachtgericht der Staats=Inquisitoren, überhaupt durch ein System, welches, vielleicht ohne daß die Urheber es wußten, gewiß ohne daß sie es sich gestanden, darauf gerichtet war, nicht nur jede Regung im bürgerlichen Leben zu unterdrücken, sondern auch den Geist zu brechen und die edelsten Kräfte zu vernichten, schauderhaft und für immer befestiget.

579. Von dieser Zeit an war Venedig dem Verderben geweihet, und konnte demselben nicht entgehen, weil es sich der Sünde verschrieben hatte. Allerdings konnte es fortan, im vierzehnten Jahrhunderte, noch mit hohem, äußeren Glanze bestehen, und den langen, harten Krieg mit Genua, nach großer Gefahr (J. 1379) siegreich endigen; allerdings konnte es auch noch viele Erwerbungen auf dem festen Lande machen, und die früheren Erwerbungen bewahren; allerdings konnte es gegen äußere Feinde noch große Macht entwickeln, weil der alte Reichthum den Venetianern möglich machte, über viele menschliche Kraft zu verfügen: durch dieses Alles jedoch gewann es nur Zeit, und wirkte ein auf den Gang der Geschichte; aber das Verderben durchdrang Alles und machte den stolzen Staat immer reifer zum Untergang. Amerika's Endeckung hat Venedig nicht zu Grunde gerichtet; eben so wenig die Siege

der Türken: Venedig ist in sich selbst zusammen gefaulet. —

580. Was den Kirchen-Staat betrifft: so waren die äußeren Gränzen desselben allerdings in Worten und Strichen bezeichnet; aber die inneren Verhältnisse desselben wurden niemals bestimmt und geordnet. Die ganze Verwirrung, welche durch die Provinzen des übrigen Italiens ging, fand sich, wie aus den Andeutungen, die wir wiederholt zu geben Gelegenheit gehabt haben, hinlänglich erhellet, auch im Kirchen-Staat, und bekam hier, durch die besondere Natur desselben, nur einen besonderen Charakter. Die Päpste, ihren Blick auf alle christlichen Länder Europa's gerichtet, ihre Einkünfte aus allen christlichen Ländern Europa's beziehend, die Herrschaft der Welt erstrebend, dazu gewöhnlich, durch ihre Familien-Verbindungen, zu den Parteiungen in Rom hingezogen, und durch den Gang der Geschichte in die Parteiung Italiens gestellet, überdieß meist alt, und, nach der Weise aller Wahl-Fürsten, die für ihre Lage eben so natürlich, als für die Völker verderblich ist, zum Nepotismus geneigt — die Päpste hatten für Ordnung, Einheit und Gewalt nicht viel gethan und nicht viel zu thun vermocht. Die Menge von Geistlichen, welche in Rom zusammenfloß, und die Masse von Geld, die nach Rom strömte, hatten zugleich die Sitten unbeschreiblich verdorben, und Faulheit und Ueppigkeit erzeuget. Während des Aufenthaltes der Päpste in Avignon hatte sich der Kirchen-Staat gewisser Maßen aufgelöset, und die päpst-

lichen Statthalter waren um so weniger geachtet, je größer der Unwille über die Abwesenheit des Papstes war, und je tiefer man, bei dem Mangel an Gewerbfleiß, Handel und Verkehr, den Abgang der päpstlichen Casse fühlen mußte. Rienzi's verwegenes Unternehmen scheiterte allerdings; so wie es aber von der einen Seite aus dem Zustande Rom's und des Kirchen-Staates hervorging, so wirkte es auch noch lange nach. Die Bürger vergaßen den Gedanken der römischen Republik nicht, und der Adel hielt die Erinnerung an seine Demüthigung und an seine Gefahr fest. Während der großen Spaltung, welche die Kirche fast vier Jahrzehente zerrüttete, wirkte dieser Umstand in das Streben der alten, wie der neuen Parteien hinein; und erst dann, als die Kirche wieder vereiniget zu sein schien, begannen die Päpste, Nikolaus V. und seine Nachfolger, an der Herstellung der Ordnung, an der Gründung einer wahren Fürsten-Gewalt und an der Wieder-Vereinigung des zerfallenen und fast aufgelöseten Staates ernstlich zu arbeiten. Da aber mit diesem Streben zugleich jene Täuschung eintrat, als wäre ihre geistliche Herrschaft von Neuem befestiget und stehe anerkannt da, unerschütterlich; da mithin die Päpste zu gleicher Zeit alle Gewalt über die Staaten Europa's übten, welche der heilige Stuhl nach und nach gewonnen hatte, und alle Mißbräuche aufrecht hielten, zu welchen die Leidenschaften getrieben und die Gelegenheiten verführet hatten: so mußte jenes Streben, welches die Päpste in die Politik der weltlichen Fürsten immer tiefer hinein zog, wesentlich dazu beitragen,

die alte Ehrfurcht zu vermindern oder zu vernichten, welche die christlichen Völker vor dem Manne gehabt hatten, der auf dem heiligen Stuhle saß.

581. Wenden wir uns endlich zu dem untersten Theile Italiens, so haben wir früher (347) die Verhältnisse zu entwickeln gesuchet, unter welchen das Königreich beider Sicilien dem Hause der Hohenstaufen entrissen, und ein französischer Prinz, Karl von Anjou, auf den Thron desselben gebracht wurde. Diese Veränderung, bei welcher die Bewohner dieser Länder nur die Herrschaft eines Fremden gegen die Herrschaft eines anderen Fremden vertauschten, brachte neues Unheil in das Leben. Eine große Anzahl Franzosen, welche diese unverdiente Erwerbung Karl's wie eine ruhmvolle Eroberung angesehen zu haben scheinen, welche sie wenigstens als solche zu benutzen wünschten, begaben sich in das herrliche Land, machten ihre Sitten geltend, ergaben sich, von dem Fette des Landes zehrend, der Ueppigkeit und sinnlichen Genüssen jeder Art, und bedrückten, und mißhandelten und verdarben das Volk. Die mannigfaltigsten Elemente des Lebens waren ohnehin auf diesem Boden vereiniget. Seit den ältesten Zeiten hatte eine große Vermengung verschiedenartiger Menschen Statt gefunden; diese Menschen hätten sich wohl nur in der Vereinigung Italiens, zu Einem Staate oder Staaten-Bunde, und dadurch zu einem wahrhaftigen Volke, zusammen leben und kräftig entwickeln können; durch die Verhältnisse, die Karl I. auf den Thron gebracht hatten, ward aber

Italien auf Jahrhunderte zerrissen, und das Königreich beider Sicilien wurde von dem übrigen Lande getrennet: daher erscheinet von nun an der Charakter des Volkes immer mehr verdorben und gebrochen, je mehr die übrigen Völker Europa's sich eigenthümlicher gestalteten. Karl I. zwar, durch sein Glück geblendet, und durch den Glanz bethöret, welchen die Menge der Franzosen, die ihm folgte, welche die Leidenschaft der Welfen, an deren Spitze er stand, welche die Gunst des Papstes, der er zumeist den Thron verdankte, seinem Hofe gab, scheinet große Entwürfe, in Beziehung auf Italien geheget zu haben; aber er war nicht bloß außer Stande, diese Entwürfe auszuführen, sondern er mußte sogar die Schmach erdulden, daß die Bewohner Siciliens, von einem heiligen Zorn über die Mißhandlungen durchdrungen, welche sie von den trotzigen und höhnischen Franzosen erdulden mußten, sich zur Rache, in der s. g. sicilianischen Vesper (J. 1282), erhoben, die Franzosen, welche auf ihrem Eilande lebten, ermordeten, und den König Peter III. von Aragonien, Manfred's Eidam, welchen Kunradin auf dem Blutgerüst als seinen Erben anerkannt hatte, herbeiriefen und demselben ihre Krone aufsetzten. Und umsonst waren alle Versuche, Karl's I. und seiner nächsten Nachfolger, seines Sohnes Karl's II. (J. 1285) und seines Enkels Robert's (J. 1309), die Insel wieder zu gewinnen oder Rache zu nehmen an den Einwohnern. Selbst die Bannflüche und Interdicte des heiligen Vaters blieben ohne Wirkung!

582. Durch die Parteiung Italiens, bei der Stellung des Papstes zu dieser Parteiung, besonders nach ihrer Entfernung aus Rom, und wegen der vernichteten Macht des Kaisers, konnte der König von Neapel freilich wohl von Zeit zu Zeit einiges Ansehen in Italien gewinnen und selbst gefährlich scheinen: in der That und Wahrheit aber wirkte das Königreich Neapel kaum noch ein auf die Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die wir zu verfolgen suchen. Die Geschichte desselben bietet in dem Zeitraum, in welchem es von Sicilien getrennet war, allerdings Züge dar, welche die menschliche Seele tief ergreifen; aber sie stehen außer Zusammenhange mit dem großen Gange der Begebenheiten, gewähren selten Heiterkeit und Freude, sondern meistens Schmerz, Wehmuth und Unwillen, und scheinen für der Völker Geist und Bestimmung keine andere Bedeutung zu haben, als das Schicksal Italiens zu erfüllen, und zur Herbeiführung großer Ereignisse in späterer Zeit mitzuwirken. Das Volk verschwindet mehr und mehr; es verlieret die großen Gedanken, welche stärken und heben; es sinket schlaff zusammen, und wenn noch etwas Gutes, Tüchtiges und Erfreuliches bleibet, so gehet es hervor aus den mahnenden Ueberresten früherer Zeiten und aus der unendlichen Herrlichkeit des Landes, welches nicht alles Schöne und Große im menschlichen Leben zu Grunde gehen läßt. Der Hof aber und das königliche Haus bieten fast nur Unwürdiges, Trauriges und Abscheuliches dar. Unter Johanna I., Robert's Enkelin und Nachfolgerin (J. 1343), begann die Reihe der Verwirrungen, die

sich durch ein ganzes Jahrhundert hindurch zog, und sich nur mit der Vernichtung der Herrschaft des Hauses Anjou endigte. Die Veranlassung war ohne Zweifel eine unglückliche Vermälung dieser Königin mit dem traurigen Andreas von Ungern. Das heiße Blut verführte die unglückselige Frau zur Untreue, die Untreue riß zu Ausschweifungen hin und die Ausschweifungen stießen sie fort zu Verbrechen. Durch den Krieg, welchen König Ludwig von Ungern, Bruder ihres ermordeten Gemales, zu Rache und Eroberung gegen sie unternahm (J. 1346), gerieth sie in großes Gedränge, und griff in der Noth bald nach diesem Mittel bald nach jenem. Als sie endlich, vom Papst Urban VI. mit dem Banne belegt, weil sie sich für Clemens VII. entschieden, um Hülfe gegen die übermüthigen Barone zu erhalten, den Herzog Ludwig von Anjou, bei ihrer Kinderlosigkeit für ihren Sohn und Erben erkläret hatte: da erlag sie ihrem Geschicke (J. 1382). Karl von Durazzo, ein Enkel Karl's II., behauptete als Karl III. den Thron. Das neue Haus Anjou vergaß zwar die Ansprüche nicht, die es durch Johanna gewonnen hatte; aber weder gegen Karl III. vermochte dieses Haus sie geltend zu machen, noch selbst nach seinem Tode (J. 1386), während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Ladislav, und am Wenigsten gegen diesen kraftvollen Fürsten, welchem sogar der Gedanke an die Einheit Italiens nicht zu groß war. Aber die Schwester dieses tapferen Fürsten, Johanna II. (J. 1414), eine Frau ohne Tugend, Ehre und Scham, wurde durch Ludwig (III.)

von Anjou in solche Bedrängniß gebracht, daß sie nur Rettung in fremder Hülfe zu finden wußte. Darum erklärte sie den König Alfons V. von Aragonien und Sicilien zu ihrem Sohn und Nachfolger. Als sie aber nachmals von diesem Retter in ihren Ausschweifungen beschränket wurde, so gerieth sie in eine wilde Leidenschaft, verachtete ihre eigene Handlung und nahm ihren früheren Feind, Ludwig von Anjou zum Sohn und Nachfolger an, um sich an Alfons V. desto bitterer zu rächen. Aber ihr Zorn war eitel. Alfons behauptete nach ihrem Tode (J. 1435) den Thron des entwürdigten Reiches und hinterließ denselben, um ihn seinem Bruder zu entziehen, seinem natürlichen Sohne Ferdinand I. (J. 1458). Dem Hause Anjou jedoch blieb der Anspruch, so wie dem ächten Stamme der Könige von Aragonien.

Fünftes Capitel.

Die Reiche Spaniens. Portugal.

583. Die Begebenheiten, deren wir so eben gedacht haben, die Verbindung Siciliens und dann auch Neapels mit Aragonien, geben uns eine schickliche Gelegenheit, unseren Blick ein Mal wieder auf Spanien zu richten und die Verhältnisse und die Gestaltung dieses schönen Halb-Eilandes von Neuem zu betrachten. Nachdem früher die Gründung der moslemitischen

Herrschaft in Spanien (158 u. 185) dargestellt war, haben wir nachher, wegen der geringen politischen Verbindung zwischen dem entfernten Land und dem übrigen Europa, eine Gelegenheit, die Entstehung und Ausbildung der christlichen Reiche in demselben zu entwickeln (353 ff.), mehr aufgesucht und ergriffen, als daß sie sich uns dargeboten hätte. Wir haben die Entwickelung fortgeführet bis gegen die Zeit, da die Kreuzzüge ihren Anfang nahmen. An diesen Kreuzzügen aber hatten die christlichen Reiche in Spanien lange gar keinen, und immer nur einen sehr unbedeutenden Antheil. Sie hatten den ungläubigen Feind in der Nähe, und der Kampf gegen denselben hatte, durch die Hülfe der Morabethen, neues Leben erhalten. Aber neue Gefahr für das Christenthum konnte er nicht mehr bringen, und selbst nicht ein Mal für eines der christlichen Reiche. Vielmehr ging der Kampf in früherer Weise fort. Der Herrschaft der Fremdlinge ward eine Stadt, eine Provinz nach der anderen entrissen; und wenn es auch nicht an Abwechselung fehlte, so war doch der Sieg im Allgemeinen immer auf der Seite der Christen. Aber das kleine Reich Navarra nimmt an diesen Kämpfen und Siegen kaum einigen Antheil. Eingeschlossen hier von Frankreich, dort von Aragon und Castilien, ist es für immer auf seine engen Gränzen beschränket, ist es zur Unbedeutendheit verurtheilet, und verdanket seine Erhaltung durchaus nicht seiner eigenen Kraft, sondern lediglich den Umständen. In der That bestand es auch nicht in Unabhängigkeit. Zu schwach, als daß große Gedanken sich in ihm hät-

ten entwickeln können, ward es fast als Heirathsgut der königlichen Töchter angesehen, und kam darüber an Frankreich und an französische Prinzen. Auch hat die Entwickelung der inneren Verhältnisse Nichts Eigenthümliches, sondern war mehr ein Abglanz von der Verfassung der umgebenden Reiche. Nur als Uebergang von einer Nation zu einer anderen, nur als Gränzmark zwischen zwei Volksthümlichkeiten mag es seine Bedeutung gehabt haben. Darum richten wir unsere Aufmerksamkeit lediglich auf die Reiche Aragon und Castilien, und auf das neu-entstehende Portugal.

584. Die Geschichte des Königreiches Aragon ist so merkwürdig als ergreifend, und doppelt lehrreich, wenn man zu ihr kommt mit der Kenntniß des Zustandes in anderen Feudal-Reichen. Blicken wir zuerst auf die Erweiterung des Staates und auf die Aeußerung seiner wachsenden Macht: so sehen wir denselben fast unaufhörlich unter den Waffen, und immer für die größten und heiligsten Güter. Gewöhnlich war das Glück mit diesen Waffen. Das stärkte die Seelen, hob den Muth und bildete Männer und Helden. Die langsamen Fortschritte hingegen, und die fortdauernd bedenkliche Lage des Reiches erhielten immer wach und rüstig, und bewahrten vor Uebermuth. Die erste wahre Sicherheit erhielt das Reich durch die Eroberung der Städte Huesca (J. 1096), Tudela (J. 1114) und besonders der gefeierten Saragoza (J. 1115), unter den Königen Peter I. und Alfons I.; eine wahre Stärke aber gewann es, als die Grafschaft Barcellona, durch

die Vermälung der Erbin von Aragon, Petronella, mit dem Grafen Raimund V. von Barcellona (J. 1131), an das Reich kam und bald mit demselben vereiniget wurde. Dadurch wurde den Aragonesen das Meer geöffnet; sie wurden auf die Erwerbung der Eilande, auf Handel und Verkehr hingewiesen, und die Verbindung mit dem südlichen Frankreiche, welche bald, besonders seit Peter II., dem Enkel der Petronella, durch Heirathen und Erbschaften erweitert wurde, wirkte mächtig ein auf die Bildung. Die Eroberungen von Valenzia und Murcia durch Jacob I. (J. 1213—1276) gaben dem Reich auf dem festen Land eine schöne Küste; aber die Erwerbung von Majorka und Minorka vergrößerte Anfangs nicht die Macht, so wenig als die Insel Sicilien, welche Jacob's Sohn, Peter III. (J. 1282), gewann, weil diese Länder an nachgeborene Prinzen als eigene Reiche gegeben wurden. Erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhundertes wurden, nach dem Tode Martin's des Aelteren (J. 1410), als sich fünf Fürsten um die Krone bewarben, und als durch einen richterlichen Spruch von neun Männern, durch die zum Parlament versammelten Stände erwählet, der Infant von Castilien zum Könige Ferdinand I. erkläret ward — erst jetzt wurden alle diese Länder vereiniget; und durch Ferdinand's Sohn, Alfons V., ward diesen vereinten Ländern auch noch das Königreich Neapel (582), obwohl nur auf kurze Zeit, hinzugefüget.

585. Unter den Kämpfen, durch welche diese Ver-

größerung des Reiches gewonnen wurde, bildete sich die Verfassung scharf und eigenthümlich aus, jedoch in ständischer Weise. Das Verhältniß zu den Arabern nöthigte hier den Männern des Schwertes frühe manche Einrichtung ab, welche man in anderen Ländern nicht findet. Man hatte das Gefühl, daß man, immer im Angesichte des Feindes lebend, unter einander Ordnung und Ruhe erhalten müßte. Aus diesem Gefühle gingen wohl schon die zwölf beständigen Räthe hervor, welche man in sehr früher Zeit dem Könige beigeordnet findet. Aus diesem Gefühle ging zuverlässig die Achtung hervor, welche der Adel in früher Zeit den Städten bewies. Denn die Städte waren in dem Krieg als feste Oerter von großer Bedeutung; der Erwerbfleiß war von den Mauren geschützet und angeregt, und von der Lebhaftigkeit des Handels geben das Consolato del Mar und andere Einrichtungen eben sowohl Zeugniß, als der unverkennbare Wohlstand, zu welchem die Städte zu gelangen wußten. Nachdem man aber der hochgefeierten Saragoza (J. 1115) große Vorzüge zugestanden und jeden achtbaren Bürger dieser Stadt für einen Edelmann (Hidalgo) erkläret hatte, konnten auch die anderen Städte unmöglich, in jenem Zustande, geringschätzig behandelt werden; vielmehr mußten sie, scheinet es, dem Adel gegenüber, immer mehr empor kommen, da dieser sich in hohen Adel — Ricos Hombres, und, seit dem Ende des vierzehnten Jahrhundertes, Nobles genannt — und in niederen Adel — Hidalgos und Cavalleros — trennte, (eine Trennung, welche vielleicht ihren Ursprung in dem Unterschiede

zwischen den ersten Helden für Christenthum und Freiheit und den später, nach den Siegen von Jenen, hinzugetretenen Kämpfern gehabt hat), die Städte hingegen von dem Gilden-Zwange frei blieben, zu welchem sie in anderen Ländern durch den Streit mit dem Adel gezwungen waren.

586. Unter solchen Umständen kann es nicht auffallen, daß die Städte schon vor der Mitte des zwölften Jahrhundertes auf den Reichstagen, in den Cortes und den Parlamentos, zugelassen wurden, und daß sie auf denselben bald, neben der Geistlichkeit, neben dem hohen Adel und dem niederen Adel als der vierte Arm (Brazo) erschienen; ja, daß sie hier mehr bedeuteten als die Geistlichkeit. Aber es kann eben so wenig auffallen, daß die Städte, die sonst überall treu und fest an den Königen hingen, weil sie nur in diesen eine Hülfe gegen den Uebermuth der Barone sahen, hier mit dem Adel verbündet gegen den König standen. Gegen eine solche Verbindung aber konnte natürlich der König nicht bestehen, und von königlicher Gewalt konnte kaum noch die Rede sein. Wohl widersetzte sich der König den Forderungen der vereinigten Stände, und wohl gelang ihm noch immer, sich eine Partei zu machen; aber nach langem Streiten und Ringen sah sich doch Alfons III. auf dem Reichstage zu Saragoza (J. 1287) genöthiget, den verbündeten Ständen, (die allerdings auf Manches Verkehrte und Verderbliche trotzig hinweisen konnten, was von ihm und seinem Vater geschehen war), zwei Unionsprivilegien zu be-

willigen, durch welche die königliche Macht dergestalt vernichtet ward, daß der Thron nur noch ein Werkzeug in der Hand der Stände blieb. Dieses Verhältniß indeß mußte sich bald als unhaltbar zeigen; denn es war nicht eine wahrhaftige Volksfreiheit, die man gesetzlich gegründet hatte, sondern es waren lediglich ständische Rechte und Vorzüge. Als daher der Krieg mit den Mauren für Aragonien eigentlich geendiget war, so brachen Uneinigkeiten aus unter den Ständen. Diese benutzte König Peter IV. (J. 1336—1387) mit großer Klugheit; wagte dann einen Krieg mit den mächtigen Baronen, obgleich er seine eigenen Brüder gegen sich über sah, siegte in der Schlacht bei Epila (J. 1348), und endigte mit diesem Siege die frevelhafte Verwirrung des Feudalismus, die man so gern Freiheit nannte. Indem aber der König in den Cortes, welche er nach dem Siege berief, die Freibriefe Alfonso's III. mit seinem Blut auslöschte und vernichtete, ließ er, durch die Stimme gemahnet, welche die Städte erhoben, nicht nur das verderbliche ständische Wesen bestehen, sondern er gab demselben auch eine neue und starke Befestigung. Dieses geschah durch die große Bestimmung, welche der Justicia erhielt, den man, nebst seiner Jurisfirma und seiner Manifestation, eben so sehr bewundert hat, als die Anordnung seiner Verantwortlichkeit vor den Inquisitoren des Justiciats, als die ganze Stellung, in welche er nach und nach im Verlaufe des fünfzehnten Jahrhundertes gebracht wurde, und als die Grundsätze, welche sich in Aragon über persönliche Freiheit und Sicherheit ausbildeten.

In der That verdienen diese Erscheinungen in den ständischen Verhältnissen des Feudalismus diese Bewunderung und, zum Theil, in einem hohen Grade; wenn aber diese Verhältnisse selbst nur in der Zeit, da sie entstanden, ihre Rechtfertigung finden können, so kann auch Alles, was zu ihrer Befestigung dienet, nur in dieser Beziehung Lob erhalten!

587. Das Königreich Castilien, in Verbindung mit Leon, dehnte seine Gränzen weiter aus, als Aragonien; aber eine größere Macht gewann es nicht, weil man weder die Einheit des Reiches zu bewahren wußte, noch die Einigkeit unter den Fürsten der Theilung, die schon mit den Söhnen Ferdinand's I. begann. Indeß machte man Fortschritte im Kampfe gegen die Araber, und schon durch Alfons I. (VI.) wurde (J. 1085) die alte Toledo erobert, einst der westgothischen Könige wohlbefestigter Sitz; auch wurde die Gefahr, welche noch ein Mal durch die Begeisterung der Almohaden von Seiten der Mauren drohete, glücklich durch die Macht der verbündeten christlichen Reiche Spaniens in der Schlacht bei Ubeda (J. 1212) abgewandt; aber erst gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhundertes wurde durch König Ferdinand III. ein festes Band um alle die Länder geschlungen, in welche bis dahin das Castilianische Reich zerfallen war. — Zugleich wurde dem vereinten Reiche, durch Ferdinand's Siege neue Festigkeit gegeben. Im Ablaufe von zehn Jahren (zwischen 1240 — 1250) wurden die Städte und Länder Corduba, Estremadura, Murcia, Jaen, Sevilla und

Cadiz erobert, und dadurch die Mauren auf das einige Granada eingeschränket; ja selbst dieses s. g. Königreich wurde zur Abhängigkeit von dem Könige Castiliens gebracht. Von dieser Zeit an hörte der Krieg freilich noch nicht auf; und er konnte nicht aufhören, so lange noch muselmännische Fürsten in Spanien wie in Afrika sich gegenseitig Anreiz und Hoffnung gaben zur Wiederherstellung der verlornen Herrschaft. Die Versuche dieser Art jedoch wurden immer seltener, und der Sieg, welchen Alfons XI., in Verbindung mit dem Könige von Portugal, (J. 1340) bei Tariffa in Andalusien gegen die vereinte Macht der Könige von Marokko und Granada erkämpfte, benahm den Mauren auch die letzte Hoffnung, je wieder empor zu kommen. An ihrer gänzlichen Unterwerfung aber wurden die Castilianer durch die heillose Verwirrung gehindert, in welcher sich ihre gesellschaftlichen Verhältnisse befanden.

588. In Castilien nämlich bildete sich das Lehenwesen zu derselben Vormacht und Gewaltsamkeit des Adelthumes aus, wie fast überall im germanischen Europa, und zu der Anerkennung eines freien Bürgerstandes, der in Aragon so früh empor kam und so geehrt dastand, entschlossen sich die Grandes und die übrigen Edelleute eben so schwer, als sich die Gewalthaber in Teutschland oder Frankreich dazu verstehen wollten. An sich kann Dieses allerdings nicht auffallen: es lag in der Natur des Feudalismus und die Menschen, die in diesem Feudalismus lebten, sind keinesweges anzuklagen. Nur neben Aragonien, und bei

dem beständigen Kampfe gegen die Mauren hat es etwas Ueberraschendes; aber es erkläret sich leicht genug aus dem Umstande, daß in Castilien die Verhältnisse nicht obwalteten, durch welche der Feudalismus bei den Aragonesen gezwungen ward, seine Natur zu verleugnen, daß vielmehr andere bestanden oder eintraten, welche die Ausbildung dieser Natur förderten. Das Reich Castilien wurde gegründet mit dem Schwert, unter beständigen Kämpfen, die nicht bloß für irdische Zwecke geführet wurden, sondern die geführet wurden für das Heilige, für Gott und seinen Sohn. Es war daher natürlich, daß die Helden dieser Kämpfe das Gewonnene als ihre Beute ansahen, und daß sie durch ihre Siege etwas Begeistertes und Schwärmerisches gewannen; aber es war eben so natürlich, daß dieses schwärmerische Wesen bei rohen Menschen leicht in Hochmuth und Trotz ausartete. Nun hatte der nördliche Theil von Spanien, von welchem das Reich Castilien ausging, nicht viele Städte, welche Achtung zu fordern oder zu erzwingen im Stande gewesen wären. Auch bei der Verbreitung des Reiches gewann man lange keine Städte, welche Hülfe zu geben, und durch ihre Befestigung die Anlage von Burgen auf den Gütern der Sieger überflüssig gemacht hätten, oder durch Gewerbfleiß und Handel einen großen Einfluß zu gewinnen im Stande gewesen wären; und wissenschaftliche Bildung konnte diesen Mangel, bei Denen, welche die Gewalt hatten, nicht ersetzen. Denn zu allen Zeiten, unter den Karthagern, unter den Römern, unter den Gothen, wie unter den Saracenen, war

der Herd des Lebens auf der Südseite, an den Gestaden des mittelländischen Meeres und in den Städten, welche mit diesem Meer und durch dieses Meer mit der gebildeten Welt in Verbindung standen; und dieses Meer berührte das Reich Castilien erst spät. Als man endlich so weit kam, da war der trotzige, Menschen-verachtende und knechtende Geist, der das Adelthum im Mittel-Alter beseelte, schon zu verhärtet, als daß er sich von der Benutzung errungener Siege in seiner Weise leicht hätte lossagen sollen; und die Ritter-Orden, von Calatrava, von St. Jago und von Alcantara, welche im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, durch Sancho III., Ferdinand II. und Ferdinand III. gestiftet wurden, wirkten hier, was ihre Vorbilder, die Orden der Templer und Johanniter überall wirkten: sie stärkten und schärften jenen Adels-Geist und hielten das menschliche Gefühl nieder und die volksthümliche Gesinnung. Zu diesem Allen aber kam endlich noch hinzu, daß in einem Zeitraume von dritthalb hundert Jahren — von Alfons VIII. (J. 1158) bis Johann II. (J. 1406) — sechs Male eine vormundschaftliche Regierung nöthig war, welche von der übermächtigen Classe in der Gesellschaft benutzt werden konnte und daß lange Streitigkeiten wegen der Thronfolge (unter Alfons X., seinen Söhnen und Enkeln, durch ein ganzes Menschen-Alter hindurch) Statt fanden, welche zu benutzen jene Classe nicht versäumte!

589. Wenn man diese Umstände und Verhältnisse vor Augen hat, so können die Erscheinungen, welche

das gesellschaftliche Leben in Castilien zeigt, Niemandem auffallen. Der scharf gegliederte Adel sonderte sich noch schärfer von den übrigen Menschen ab und bemächtigte sich der Herrschaft. Der König ward um alle Macht und nach und nach auch um viele seiner Besitzungen gebracht; er mußte zufrieden sein, wenn man ihm eine oberrichterliche Gewalt zugestand, die oft Nichts mehr als ein Name war; der hohe Adel behauptete sogar das Recht, ihm die Lehentreue jeden Augenblick aufzukündigen, so daß ein Jeder der Grandes mit seinen Dienstmannen in Zeiten höchster Noth zum Feind übergehen durfte, wenn es ihm gefiele, um gegen das eigene Vaterland zu streiten. Die Geistlichkeit theilte mit dem Adel, der sich ritterlich befehdete, und ritterlich das Leben verwirrte und verstörte, das Mark des Landes. Die Städte wurden in Noth und Schmach nieder gehalten, und auf den Bauern lag die Last des Lebens. Die Städte, umsonst zum Könige hinauf blickend, fanden Anfangs — (im Norden) — nur dadurch einigen Schutz gegen Gewaltthat und Mißhandlung, daß sie sich als Behetrias in die Mundschaft der Grandes begaben, und daß sie nachmals, als im Süden bedeutendere Städte gewonnen waren, und als nun, in dem Streite des, zwar weisen aber unklugen Alfons X. mit seinem Sohne Sancho, die Großen des Landes sich zwischen Vater und Sohn getheilet hatten — daß sie alsdann, auf Sancho's Betreiben, (J. 1282) zu Valladolid eine Verbrüderung — Hermandad — nicht bloß unter einander eingingen, sondern auch mit vielen Herren von der Geistlichkeit, vom

hohen Adel und aus den Ritter-Orden; denn an dieser Verbrüderung unter einander hielten die Städte fest, und erneuerten sie auch nachher, als jene Herren, weil die Zeiten sich geändert hatten, zurückgetreten waren. Seit dieser Zeit scheinen auch immer Abgeordnete aus den Städten, welchen man den Vorzug nicht versagen zu dürfen glaubte, auf den Reichstagen erschienen zu sein. Aber auch dann nöthigte man den Städten, noch in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts (J. 1349), unter Alfons XI., eine heillose Steuer auf (die Alcavala), welche verderblich auf Handel und Verkehr lastete, während der Adel es als den wesentlichen Unterschied zwischen einem Edlen und einem Gemeinen aufstellte, daß Jener Nichts an den Staat abgebe, und nur im Kriege diene mit Leib und Gut, und zugleich suchte man die Zahl der Städte, welche Abgeordnete senden dürften, so klein als möglich zu machen!

590. Je weiter die Zeit vorwärts lief, desto verdorbener und gewaltsamer mußte natürlich ein gesellschaftlicher Zustand werden, der in solcher Weise gestaltet war. In der zweiten Hälfte des vierzehnten und in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhundertes kam es zu den abscheulichsten Auftritten, zu Gräueln und Verbrechen, und kaum wurde Ruhe und Ordnung auch nur auf kurze Zeit gewonnen. Alfonso's XI. Sohn und Nachfolger, Peter (J. 1350), mit welchem diese Erschütterungen begannen, verdienet allerdings den Beinamen des Grausamen, den er von

seinen Zeitgenossen, wie von der Nachwelt erhalten hat; aber unleugbar wurde der unglückliche König zu den Grausamkeiten, die er wirklich begangen hat — (Vieles ist ihm zuverlässig von seinen Feinden angedichtet!) —, fortgestoßen. Er wollte dem Throne die nothwendige Macht wieder gewinnen, und wurde bei diesem Streben durch die erbitterten Großen seines Reiches in einen Wirbel von Ränken und Sünden hineingezogen, aus welchem er sich um so weniger empor arbeiten konnte, je weniger er seinen bösen Geist, die Sinnlichkeit, zu besiegen vermochte. Sein unächter Bruder und Mörder Heinrich II. behauptete sich zwar auf dem blutigen Thron (J. 1369), aber im steten Kriege mit fremden Fürsten, welche, von ächten Castilianischen Prinzessinnen stammend, gerechtere Ansprüche zu haben behaupten. Unter seinem Sohne, Johann I. (J. 1379), dauern diese Ansprüche und Kriege fort; und hinter ihnen gelanget die ränkevolle Anmaßung der Großen zu einer solchen Höhe, daß sie, während der Minderjährigkeit des folgenden Königes Heinrich's III. (J. 1390), alle Gewalt übten und über Alles entschieden. Die Geschichte Johann's II. aber (J. 1407 — 1454) ist am Merkwürdigsten über den Zustand des Reiches. Dieser König selbst, schlaff, elend und genüssig, erreget meistens nur Erbarmen, zuweilen Unwillen und kaum jemals Interesse. Er war in der Kindheit geknicket und verdorben, und konnte sich nicht wieder erheben; aber die Geschichte seines Freundes und Günstlinges, Alvaro de Luna, von seinem allmäligen Emporkommen an, über die Sonnenhöhe seines

Glanzes und seiner Gewalt hinweg bis zu seiner leidenschaftlichen Verurtheilung und zu seinem großartigen Tod auf dem Blutgerüst, ist ein wahrer Spiegel der Zeit. Solche Vorgänge waren nur möglich bei der höchsten Unordnung in der bürgerlichen Gesellschaft: und was auch Alvaro, in seiner dreißigjährigen Waltung, gesündiget haben mochte: große Theilnahme kann man einem Manne nicht versagen, der reich war an Geist und Kraft, den Anfangs reine Grundsätze geleitet zu haben scheinen, und der nur in dem abscheulichen Kampfe gegen die zügellosen Grandes zu Leidenschaft und Verirrung gekommen zu sein scheinet. Aber eben so wenig kann man nunmehr, bei Betrachtung des Mißbrauches, welchen die großen Barone von ihrem Sieg unter dem schwachen und eingeängstigten Könige Heinrich IV. (J. 1454) machten, dem Gefühl entgehen, daß die Dinge nicht bleiben konnten, wie sie waren. Und darum kann man nur mit schmerzlicher Freude den arglistigen Eifer bemerken, mit welchem man den König und seine unglückliche und verspottete Tochter Johanna (Bertrandilla) vom Throne hinwegzudrängen suchte und wirklich hinwegdrängte. Denn dadurch wurde eine Wendung herbeigeführet, die an sich allerdings von höchst zweideutiger Art war, die aber erfreulich werden würde, wenn man sich — wir wiederholen es — überzeugen könnte, daß der Weg von solcher ständischen Verdorbenheit und von solchem feudalistischen Unfuge zur wahren Gesetzlichkeit nur durch den Despotismus hindurchgehe.

591. Isabella nämlich, Heinrich's IV. Schwester, kam auf den Thron (J. 1474), und behauptete sich auf demselben gegen mehrfache Versuche, sie hinab zu stürzen. Diese Frau war mit des Geistes höchsten und schönsten Eigenschaften und Gaben reich ausgestattet, in männlicher Weise, und zugleich mit vielem Liebreize des Weibes. Seit fünf Jahren war sie vermälet mit Ferdinand, Johann's II. Söhne, dem Erben des Thrones von Aragonien, welchen derselbe nach abermals fünf Jahren (J. 1479) bestieg. Auch diesem Fürsten waren höchst ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes zu Theil geworden, und zugleich hatte er in den Kriegen und Händeln seines Vaters Veranlassung gefunden, seinen Verstand zu üben und seinen Charakter fein auszubilden, bis zur Verschlossenheit, zur Schlauheit, zur Ränkesucht, zur Arglist, so wie er diese Veranlassung noch fortwährend fand in den Verhältnissen der spanischen Reiche und in seiner Stellung zu Castilien, zu den übermüthigen Großen dieses Landes und zu seiner eigenen Gemalin. Indem nun diese beiden Könige, Gemal und Gemalin, den Kampf gegen die Mauren wieder aufnahmen, und endlich (J. 1492) auch Granada unterwarfen und die ganze maurische Herrschaft in Spanien gänzlich und auf immer vernichteten, verfolgten sie mit gemeinsamer Kraft, unterstützend und unterstützet, den Plan, in ihren Reichen die Adels-Aristokratie zu brechen, die Gewalt des Thrones zu begründen und der königlichen Willkühr Alles zu unterwerfen; und sie verfolgten diesen Plan mit nicht weniger Klugheit, als Kraft. In

demselben wurden sie mächtig gefördert durch den Cardinal Ximenez, einen Mann, der mit einem großen Verstande große Tugenden verband, und ehrwürdig blieb selbst in den gewaltsamsten Verhältnissen. Am Meisten jedoch kam ihnen der Geist der neuen Zeit zu Hülfe, der Spanien angewehet hatte, wie die ganze germanische Welt: der Stand der Bildung, die wissenschaftlichen Fortschritte, das Gedeihen der Gewerbe und des Handels, die Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung, welche dadurch in den Seelen der Menschen entstanden war, und die Veränderung im Kriegswesen, die überall neue Verhältnisse erzeugte. Von den Mitteln aber, durch welche Ferdinand und Isabella ihren Zweck zu erreichen suchten, möchten folgende die bedeutendsten sein.

592. Zuvörderst erleichterte die Klugheit, daß Ferdinand König in Aragon und Isabella Königin in Castilien blieb, ihnen manches Spiel, dessen Sinn nur sie verstanden. Zugleich bedeckte ein religioser Eifer, gegen welchen man sich weder zu erheben wagte noch erheben mochte, Ziel und Wege. Das reiche und genaue Hof-Ceremoniel, welches die geistreiche und liebenswürdige Königin, bald streng und bald scherzend, einzuführen wußte, machte einen tiefen Eindruck auf die Gemüther; wie unbedeutend es auch an sich war: es vermehrte die Würde des Thrones, hob den König über Diejenigen hinaus, die sich so gern und so oft für seines Gleichen gehalten hatten, und gewöhnte Ebendieselben ans Gehorchen, indem es sie ans Knie-

beugen gewöhnte. Zugleich erhielten die Könige nicht nur den größten Einfluß auf das Wohl und das Wehe der adeligen Häuser durch die Vereinigung des Großmeisterthumes der Ritter-Orden mit der Krone, sondern sie gewannen auch an Einkünften und an Stärke auf den Reichstagen und überall. Es war gewiß ein Meisterstück von Klugheit und von gewandter Behandlung der Menschen, jetzt mit Lockungen und jetzt mit Drohungen, daß Ferdinand und Isabella diese Würde zu gewinnen wußten! Für die Zerstörung des ritterlichen Raub- und Fehdelebens und zur Begründung eines wahren Landfriedens wurde die alte Verbrüderung der Städte (Hermandad) erneuert, erweitert, begünstiget und Trotz dem Unwillen des Adels aufrecht erhalten. Dem Ganzen aber setzte die Einführung der Inquisition die Krone auf. Der Vorwand zu dieser Einführung war gegeben; der Papst und die Geistlichkeit konnten gewonnen oder getäuschet und dadurch Vieles gegen den Adel erreichet werden; der Haupt-Vortheil aber war, daß man unter dem frommen Schilde des religiosen Eifers politische Sünden bestrafen und von ihnen zurückschrecken konnte. Seit der Begründung dieser Anstalt war der Boden für die königliche Allgewalt gewonnen! — Endlich ist nicht zu leugnen, daß die Entdeckung von Amerika, durch die Aufmerksamkeit, die sie gewann, durch die neue Laufbahn des Ruhmes und des Fleißes, die sie eröffnete, durch die Leidenschaften, die sie erregte, wesentlich mitgewirket hat zur Befestigung des Systemes, das Ferdinand und Isabella befolgten; aber es ist auch eben so

wenig zu leugnen, diese Entdeckung war nicht ihr Verdienst; sie ward gemacht, als der Compaß erfunden wurde; sie war eine Frucht der Zeit, eine Eroberung des wissenschaftlichen Geistes, das Werk eines hochbegeisterten Mannes: Ferdinand und Isabella haben kaum auf einigen Ruhm bei derselben Anspruch zu machen. —

593. Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist unstreitig das neue Königreich Portugal, das sich während dieser Gestaltung der spanischen Reiche, im alten Lusitanien, in welchem einst Viriathus die Freiheit mit bewunderungswürdigem Heldengeiste vertheidiget hatte, bildete, und sich erhielt, ungeachtet der Vereinigung der Reiche in Spanien, und eigenthümlich fort erhalten ist bis diesen Tag. Die Entstehung dieses Reiches hat Nichts Auffallendes. Ein tapferer Ritter, französisches Geschlechtes, Graf Heinrich von Burgund, erhielt zum Lohne für treue Dienste eine Tochter Alfons VI. von Castilien zur Gemalin und die Grafschaft Portugal zuerst zur Verwaltung und bald (J. 1109) als erblichen Besitz. Das kleine Land wurde dann durch ihn und seinen Sohn Alfons I., unter der Fahne des Glaubens und mit dem Heldenschwerte des Wunders, über den Tajo hinaus erweitert, und durch den schönen Sieg bei Ourique (J. 1139) befestiget. Da nahm Alfons, die Sicherheit erwägend, welche das Meer und die Verhältnisse Castiliens gaben, den königlichen Titel an (J. 1142): der Papst bestätigte denselben, und umsonst erhoben die Könige Castiliens

Widerspruch. Alles Dieses scheinet aus der Ordnung oder Unordnung des Lehenwesens vollkommen begreiflich. Und so wenig als der Ursprung des Reiches etwas Besonderes, so wenig hat die Geschichte desselben etwas Neues und Eigenthümliches, weder unter dem ächten Burgundischen Stamme, noch unter dem unächten, der in Johann I. (J. 1383) den Thron bestieg, als Heinrich's I. ächte männliche Nachkommen ausgestorben waren.

594. So wahr aber dieses Alles auch sein mag, so seltsam erscheinet doch unleugbar der Fortbestand des kleinen Reiches. Man kann kaum den Blick auf dasselbe werfen, ohne auf den Gedanken zu kommen, es sei ein unnatürlicher Auswuchs, welchen Spanien, gleichsam zur Schmach, auf seinem Rücken trage; und eben deßwegen kann man, bei näherer Besinnung, der Frage kaum ausweichen: welche Bedeutung in Portugal's Dasein für Spanien liege, welche für die Welt? Die Geschichte der folgenden Zeiten aber bietet eine Reihe von Erscheinungen dar, durch welche diese Frage hinreichend beantwortet wird. Sollten die Einwohner Spaniens zu einem wahren volksthümlichen Leben kommen, so war es, bei ihrer Entfernung von dem Gedränge der Völker, gewiß gut, daß sie einen Reiz erhielten; es war gut, daß ihnen, während die Mauren zu Grunde gingen, in den Portugiesen ein neuer Feind entstand, der ihnen ein Stachel sein konnte, ohne ihnen Gefahr zu bringen. Dieser Feind selbst war durch die Lage seines hafenreichen Landes genöthiget, die

Schifffahrt in unbekannten Meeren zu versuchen, um in der Ferne zu finden, was ihm auf dem nahen mittelländischen Meere versaget war. Der Unternehmungsgeist der Portugiesen riß dann die Spanier zu gleichen Unternehmungen fort, und so entstand ein reger Wetteifer, der zur Entdeckung der neuen Welten führte und zur Auffindung neuer Handelswege. Wer mag sagen, wann Amerika, wann das Vorgebirge der guten Hoffnung, ohne diesen Wetteifer, entdeckt sein würde? Endlich war es für die Entwickelung des Geistes und für die Benutzung der neu-entdeckten Länder und vor Allen für die europäischen Pflanz-Oerter in denselben, von großer Wichtigkeit und von den heilsamsten Folgen, daß mehrere nebenbuhlerische Völker Antheil an der Gründung dieser Pflanz-Oerter hatten!

Sechstes Capitel.

Frankreich und England bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhundertes.

595. Die Geschichte des französischen Volkes und Reiches haben wir früher (543) bis in die Zeiten Philipp's IV. des Schönen hinein verfolget, und, das beständige Fortschreiten zur königlichen Allgewalt und zur volksthümlichen Einheit im Auge, von diesem arglistigen und gewaltthätigen Könige zu zeigen gesuchet, daß er, ohne es zu wissen und zu wollen, dem Geiste

gedienet und die Freiheit, besonders in seinem Kampfe mit dem Papste, gefördert habe. Eben Dieses gilt auch von Allem, was wir aus seiner Regierung unberühret haben lassen müssen; es gilt namentlich von den Bestimmungen, welche (J. 1302) er in Rücksicht des Gerichtswesens — im Besonderen in Rücksicht der Cour du Roi und der Parlamente zu Paris und Toulouse als beständiger Gerichtshöfe — traf; es gilt endlich von der letzten berüchtigten Begebenheit seines Lebens, deren wir gedenken müssen, nämlich von der Vernichtung des Ordens der Templer. Wenn man diesen Vorgang an und für sich betrachtet, so hat die Sprache kein Wort, das zu hart wäre, um die Gräßlichkeit, Schändlichkeit, Nichtswürdigkeit dessen zu bezeichnen. Freilich ist es schwer zu glauben, daß die Beschuldigungen, welche man gegen die unglücklichen Mitglieder des Ordens vorbrachte und zu deren Anerkennung man sie folterte, ohne allen Grund gewesen. Es ist vielmehr wahrscheinlich und in der Natur menschlicher Verbindungen gegründet, daß in einer abgeschlossenen, abgesonderten und reichen Gesellschaft, aus Männern solches Standes, solcher Art, und solches Lebens, wie die Templer waren, bestehend, bei dem Uebermaße von Kraft, die in ihnen war, und bei dem Müßiggange, zu welchem sie sich so oft gezwungen sahen, allerlei Verirrungen und Sünden entstanden; daß das Heilige mißachtet und mißbrauchet und dem Gemeinen und Lächerlichen eine höhere Bedeutung gegeben; daß, im Ernst und im Scherz, allerlei Plane besprochen worden, deren Ausführung die Könige der Erde nicht wollen konn-

ten, und daß die Sitten desto verdorbener geworden seien, je höher der Stolz stieg, je ärger der Trotz ward und je mannigfaltiger der Genuß. Alles aber, was Philipp IV. und sein Geschöpf und Werkzeug, Papst Clemens V. bei der ganzen Sache wollten und thaten, von der Berufung des Großmeisters Jacob von Molay nach Frankreich (J. 1306) bis zur Verbrennung dieses so edlen als unglücklichen Mannes (J. 1314) — alles Dieses ist so voll von Lüge, Arglist, Neid, Habsucht, Verläumdung, Bosheit, daß auch ein schwachsinniger Mensch, der reines Herzens ist, schwerlich darüber in Ungewißheit sein kann. Von der anderen Seite indeß wird Niemand in Abrede stellen, daß, wie wir gezeiget haben, das innere Wesen der Ritter-Orden verkehrt und sündhaft war, und daß jetzt für sie in alter Weise kein Raum mehr in den gesellschaftlichen Verhältnissen gefunden ward. Eine Reformation aber im Inneren der Orden und von Innen heraus waget man, ihre Einrichtungen und ihre Stellung zur Welt bedenkend, kaum für möglich zu halten. Also war wohl nöthig, daß sie zu Grunde gingen. Sie standen der Entwickelung des Geistes und der Freiheit im Weg, und waren ein böses und verderbliches Element in dem Leben der Völker, das nothwendig desto giftiger werden mußte, je länger es in seiner alten Art fortgährte. Und wenn man sich nun die Frage vorleget: ob wohl, ohne die Verschwörung eines so gewaltthätigen Königes mit einem so dienstbaren Papst, und ohne dieses grausenhafte Zufahren, welches von dieser Uebereinstimmung die Folge war, eine Auflösung der Orden oder eine

völlige Unschädlichkeit derselben habe bewirket werden können: so geräth man wegen der Antwort gewiß in Verlegenheit. Nicht minder geräth man in Verlegenheit, wenn man sich fraget, was wünschenswerther und ehrenvoller gewesen, jener gräßliche Untergang des Ordens der Templer und der Opfertod so vieler seiner Glieder, oder das langsame und kraftlose Hinsterben des Ordens der Johanniter, der jetzt gespensterartig durch die Welt gehet, und dessen Zeichen man wohl auch auf der Brust eines beweibten Mannes erblicket, der nie einen Degen getragen hat, als etwa an Hoftagen? Selbst der Orden der Teutschen Herren — obwohl er gegen die Templer reiner dastehet, als die segenlos erbenden Johanniter, und eine andere Bestimmung erfüllte — hat Dinge erlebt, vor welchen die Tempelherren durch das Schicksal bewahret sind.

596. König Philipp IV. sah schon einen Monat nach des Großmeisters Verbrennung den Papst Clemens V. sterben, und bemerkte zugleich, daß der Tod ihm selbst nahete mit raschen Schritten. Da mag er wohl mit Schrecken an Gottes Gericht gedacht haben, vor welches er, mit dem Papste, nach dem Glauben der Zeit, in Jahres Frist durch den sterbenden Großmeister geladen war! Acht Monate später erschien er vor diesem Gerichte. Den Thron bestieg sein Sohn Ludwig X., der Zänker. Dieser sah bald eine bedenkliche Bewegung unter den Großen Frankreichs, welche den Augenblick benutzen wollten, um wieder zu gewinnen, was sie durch Philipp's IV. List und Ge-

walt verloren hatten. Ludwig fürchtete diese Rückwirkung sehr, zumal da die Feinde des Thrones nicht einmal Bedenken trugen, den dritten Stand und die unterste Menschen-Classe aufzureizen. Daher opferte er ihrer Wuth den Grafen von Longueville, seines Vaters ersten Rath und Minister, nach einem abscheulichen und merkwürdigen Prozeß; und mit diesem Opfer und mit zweideutigen Versprechungen war Alles abgemacht! Des Königes Geldverlegenheit jedoch ward auch unter dieser kurzen Regierung, die nur zwanzig Monden dauerte, heilsam für die Freiheit (J. 1315). Er aber, Ludwig X., war der erste König aus dem Stamme der Capetinger, welcher ohne männliche Nachkommen (J. 1316) starb: denn der Sohn, Johann, welchen seine Gemalin kurz nach seinem Tode gebar, lebte nur wenige Tage: darum wurde sein Tod fast wichtiger, als sein Leben gewesen war. Er entschied nämlich die Frage: ob auch Frauen die französische Krone tragen dürften, oder ob die Erblichkeit derselben sich lediglich auf das männliche Geschlecht beschränke? und er entschied sie gegen die Frauen. Ludwig's Bruder, Philipp V. der Lange, nahm, seine Nichte, die Prinzessin Johanna, nicht beachtend, sogleich den königlichen Titel an und empfing die Krone. Eine gefällige Versammlnng, die sich gern einen Reichstag nennen ließ, bestätigte sein Recht und das salische Gesetz gab in späterer Zeit den Gelehrten einen vortrefflichen Grund zur Erklärung und Rechtsbestimmung dieses Vorganges. Aber auch Philipp V. vererbte die Krone, nachdem er sie sechs Jahre getragen hatte, nicht

auf einen Sohn, sondern hinterließ sie (J. 1322), ohne daß etwas Bedeutendes durch ihn und unter ihm geschehen wäre, seinem Bruder Karl IV., welchen man den Schönen genannt hat. Nach abermals sechs Jahren, in welchen die Verhältnisse sich gleichfalls in alter Weise ohne bedeutende Ereignisse entwickelten oder befestigten, (J. 1328) starb auch dieser ohne männliche Erben. Da er indeß eine schwangere Gemalin hinterließ, so übernahm Graf Philipp von Valois, ein Neffe Philipp's des Schönen, die Regentschaft, und der Thron blieb, bis zur Entbindung der Königin, unbesetzt. In dieser Zeit aber erhob Eduard III., König von England, Ansprüche auf denselben, um den Grafen Philipp zu entfernen, Falls die Königin eine Tochter gebähren sollte und keinen Sohn.

597. In England nämlich folgte (J. 1272) auf den charakterlosen und feigen Heinrich III., dessen Regierung wir im dritten Buche dieses Werkes (397) noch darzustellen versuchet haben, sein Sohn, Eduard I. Dieser König war ein starker Mann im kraftvollsten Alter; sein Streben ging auf Herrschaft; sein Sinn war gebieterisch; er war auffahrend, heftig, streng, grausam; aber er war auch thätig, einsichtsvoll, und wußte, was sich erreichen ließ, und was nicht. Nach Johann ohne Land und Heinrich III. konnte er der Freiheit des Volkes kaum schaden, und vielleicht wollte er es auch nicht. England hat unter ihm und durch ihn viel gewonnen. Die Unterwerfung des Fürstenthumes Wales (J. 1284) war für die volksthümliche

Entwickelung von großer Bedeutung, und die Kriege mit Schottland mögen, bei dem Aufhören der Streitigkeiten mit Wales, leicht heilsam gewesen sein. Zu diesen Kriegen gab das Aussterben des Kennethischen Königs-Stammes in Schottland und der Streit Veranlassung, der zwischen den Häusern Bruce und Balliol um den Thron entstand; Eduard mochte wohl glauben, seiner Behauptung, Schottland sei von Alters her abhängig von England gewesen, durch seine Macht, wenn keine Wahrheit, doch nachhaltige Folgen geben zu können. Das aber, was am Meisten austrug und die Aufmerksamkeit des denkenden Menschen am Stärksten reizet, war die Gestaltung des Rechts- und Gerichts-Wesens und die glückliche Ausbildung der Verfassung. Es ist allerdings nicht möglich, die Zeit bestimmt anzugeben, in welcher die einzelnen Einrichtungen getroffen worden sind, und Ausdrücke in Urkunden, in welchen einzelne Gemeinden sich auf ihr Recht, als auf etwas Ur-Altes berufen, scheinen auf frühere Zeiten hinzuweisen. Aber bei der Neigung der Menschen, das lange Dasein als die Begründung eines Rechtes anzusehen, möchte auf diese Ausdrücke um so weniger zu achten sein, je weniger sich eine andere Erklärung derselben ableugnen läßt. Von dem Gerichtswesen leidet es kaum einen Zweifel, daß die wichtigsten Einrichtungen in demselben zu der Zeit Eduard's I. ihren Ursprung genommen haben; es leidet keinen Zweifel, daß die drei höchsten Gerichte zu Westminster (Court of King's bench, of common pleas, of Exchequer), durch welche große Einheit

und Bestimmtheit in das Englische Recht gebracht ward, in dieser Zeit gegründet wurden, und daß die Friedensrichter in derselben entstanden. Weniger zuverlässig ist allerdings Alles, was sich auf die Verfassung beziehet, durch deren freie Ausbildung das Gerichtswesen doch eigentlich erst seinen Werth erhalten hat. Indeß ist gewiß, daß nicht nur unter Eduard I. gewöhnlich und, seit dem zwei und dreißigsten Jahre seiner Regierung, nach gesetzlicher Bestimmung, Abgeordnete aus den Grafschaften, aus den Städten und Burgflecken stets zu den Reichsversammlungen berufen wurden, sondern daß die Sachen auch schon eine Wendung nahmen, welche bald nachher zu der Theilung des Parlamentes in zwei Häuser führte: eine Erscheinung, einzig in der Geschichte des Mittel-Alters! Es ist gewiß sehr merkwürdig, zu beobachten, wie Städte und Burgflecken das Recht gewannen, Abgeordnete zur Reichs-Versammlung zu senden, wie die Zahl der Städte und Flecken, die dieses Recht erhielten, sich schnell vermehrte und wie die Wahl auf den Zustand derselben für Gegenwart und Zukunft einwirkte. Weit merkwürdiger aber, obwohl leicht erklärlich aus den Verhältnissen des Grundbesitzes und aus der Stellung, der Bildung und der Gesinnung des Englischen Adels, ist der Umstand, daß die Abgeordneten, welche die kleinen Gutsbesitzer in den Grafschaften (die gentry) sandten, weil sie selbst zu erscheinen außer Stande waren, sich von den beiden ersten Ständen, von Geistlichkeit und Adel (nobility), zu welchen sie ursprünglich gehörten, absonderten und sich zu den Abgeordneten der

Städte und Burgflecken hielten. Dadurch ward der Unterschied zwischen Vasallen der Krone und After-Vasallen im Wesentlichen aufgehoben; dadurch ward eine wahre Vertretung des Volkes herbeigeführet; dadurch die Trennung des Reichstages in zwei Häuser begründet; dadurch dem Unterhause seine Bedeutung auf diesem Reichstag und im Besonderen die Entscheidung in Rücksicht der Abgaben gesichert; dadurch endlich die Vereinigung des Grundbesitzes mit dem Gewerbfleiß und in derselben eine wahre bürgerliche Gesellschaft möglich!

598. Die Regierung Eduard's II., welcher seinem Vater (J. 1307) auf dem Throne folgte, war abermals recht dazu geeignet, Dasjenige, was gewonnen war, durch die Seelen der Menschen zu treiben. Gutmüthig, aber schwachsinnig, außer Stand für sich selbst zu stehen nnd darum geneigt, sich auf irgend einen Mann zu lehnen, den er für treu, fest und sicher hielt, war Eduard II. immer in der Gewalt Dessen, der ihn zu gewinnen wußte; und er hatte das Unglück, in die Hand solcher Männer zu fallen, welche durch ihre Plane, wie durch ihre Art die Großen erbittern, Reibungen veranlassen, und sich und ihn verhasset machen mußten. Nach dem unglücklichen Ausgange des Franzosen Gavaston gewannen die Spencer, Vater und Sohn, das Herz des Königes. Man kann sich bei der Geschichte dieser Männer allerdings kaum des Gedankens erwehren, daß Vieles übertrieben und daß ihnen Manches zur Last gelegt sein mag, was

sich von ihrem Standpunct aus ganz anders darstellte; aber zu leugnen ist nicht: ihr Verfahren war oder wurde gewaltsam, und für den Zustand, zu welchem die bürgerlichen Verhältnisse in England sich entwickelt hatten, eignete sich eine Günstlings-Regierung in keiner Hinsicht. Die unsaubere und verrätherische Art indeß, mit welcher Eduard's Gemalin, eine Schwester Karl's des Schönen von Frankreich, die Händel zwischen diesen beiden Königen benutzend, sich auf die Seite der Feinde ihres Gemales und seiner Günstlinge stellte, und, mit ihrem Buhlen, Roger Mortimer, in Frankreich vereinet, und mit dem Grafen von Hennegau verbunden, umgeben von vielen unzufriedenen Engländern, den Kronprinzen Eduard an ihrer Seite, fremde Waffen (J. 1326) nach England zog wider Eduard, ihren König und Gemal — diese unsaubere und verrätherische Art empöret die menschliche Seele, wenn gleich das Betragen des Englischen Volkes im entscheidenden Augenblicke hart wider den König zeugen mag und wider die Männer seiner Gunst. Was aber auch Eduard II. und seine Freunde, die Spencer, gesündiget haben: durch ihren schrecklichen Tod (J. 1327) haben sie schwer gebüßet. Indeß hat auch die unglückselige Königin so wenig als ihr Buhle, Roger Mortimer, sich dieses Gräuels lange gefreuet. Ihr eigener Sohn, der Nachfolger ihres Gemales, Eduard III., hat die Rache des ewigen Schicksales über Beide gebracht.

599. Dieser Eduard III. nun, ein Fürst, durch viele der schönsten Eigenschaften gezieret, mit welchen

die Natur den Menschen auszurüsten vermag, dabei rastlos und immer voll neuer Entwürfe, erhob Ansprüche auf den französischen Thron, als Karl IV. bei seinem Tode keinen männlichen Erben, aber eine schwangere Gemalin hinterließ, und er verfolgte diese Ansprüche, als die Königin nach zwei Monden von einer Prinzessin entbunden ward, und nun Philipp von Orleans sich auf den Thron setzte. Eduard, ein Sohn Isabella's, der Schwester Karl's IV., stand allerdings, in Rücksicht des Blutes, dem letzten Könige näher, und das salische Gesetz, das nunmehr recht zur Sprache kam, ward auch geschickt genug von ihm erkläret. Seine Forderung aber war an sich zu unnatürlich, als daß die Franzosen sich nicht für Philipp VI. hätten entscheiden sollen, obgleich es gewiß für die Engländer, hätten sie sich recht besonnen, weit bedenklicher gewesen wäre, wenn er die französische Krone erhalten hätte, als für die Franzosen. Durch seine Jugend und durch seine Einmischung in die Verhältnisse Schottlands — welches Reich Eduard's I. Oberhoheit anerkannt, durch den Sieg bei Bannocksbrown (J. 1314) jedoch gegen Eduard II. die Selbständigkeit wieder gewonnen hatte — gehindert, vermochte Eduard III. zwar nicht, seine Ansprüche sogleich geltend zu machen; vielmehr erschien er selbst vor Philipp VI., um diesem die Huldigung für sein Herzogthum Guyenne zu leisten; aber seine Seele blieb gegen Frankreich gerichtet, und sein Geist suchte eine größere Gelegenheit zu That und Ruhm, als Schottland gewähren konnte. Und unstreitig war es für die Ausbildung der Englischen

Verfassung, wie für die Gestaltung der französischen Eigenthümlichkeit wohl ein großes Glück, daß Eduard seine Kraft nicht in Schottland erschöpfte, dessen gänzliche Unterwerfung nur nachtheilig hätte werden können, sondern Frankreich zum Gegenstande seines Strebens machte, und gegen dieses Reich, für dessen König er sich (J. 1337) erklärte, einen Krieg begann, der länger als hundert Jahre gedauert hat, und der für England und Frankreich gleich wichtig geworden und selbst für Teutschland, Italien und Spanien nicht ohne große Bedeutung geblieben ist. Allerdings ward Eduard III. durch die unruhigen Flanderer und durch die wilde Leidenschaft des Grafen Robert von Artois zur Beschleunigung des Unternehmens gereizet; der Grund zu demselben aber lag theils in seinem Vasallen-Verhältnisse zu Philipp, theils und noch mehr in ihm selbst, und er würde eine andere Veranlassung gesuchet und wahrscheinlich auch gefunden haben, wenn diese sich ihm nicht dargeboten hätte. Seine Bündnisse für den Krieg trugen übrigens wenig oder Nichts aus.

600. Der Krieg selbst ist außerordentlich merkwürdig in seiner Art und in seinem Gang. Er bietet ergreifende Erscheinungen dar. Nicht bloß die Gewalt der Masse streitet hier mit der Gewalt der Masse, auch nicht bloß die Stärke des Geistes in den Feldherren oder in den Kriegern; sondern es ist zugleich ein Kampf von sittlicher Natur, welcher einen tiefen Blick in den Zustand der Zeit eröffnet. Das werdende Volksthum stritt mit dem rohen Wirrsinne früherer Tage,

die frische Bürgerlichkeit mit dem abgelebten Lehenwesen und die neue Kriegsart, welche aus der Erfindung des Schießpulvers hervorging, mit der alten Ritter-Weise. Wir aber können von den Ereignissen des Krieges, im Ablaufe des vierzehnten Jahrhundertes, während Eduard III. und Richard II., sein Enkel (J. 1377), auf dem Englischen, Philipp VI. und dessen Sohn, Enkel und Urenkel, Johann II. (J. 1350), Karl V. (J. 1364), und Karl VI. (J. 1380) auf dem französischen Throne saßen — nur ein Paar der merkwürdigsten ausheben.

601. Nachdem die Franzosen im Beginne des Krieges (J. 1339) im Vortheile gewesen waren, schien der große Seesieg der Engländer bei Sluys (J. 1340) für diese zu entscheiden. Aber einen bleibenden Gewinn gab der Sieg keinesweges. Die Schlacht bei Creci (J. 1346), welche von jeher ein großes Interesse erreget hat, verdienet in der That alle Aufmerksamkeit, sowohl wegen der Bewegung der Heere, welche dieselbe herbei führten, als wegen der Art, mit welcher man sie focht. Der Sieg der Engländer, zumeist durch die freien Bogenschützen gewonnen, war schön und bewunderungswerth und zeugte für ihre Ueberlegenheit; Diejenigen aber, welche meinen, es habe nach diesem Sieg in Eduard's Hand gestanden, den König von Frankreich vom Throne zu stoßen, sind in einem großen Irrthum. An seinem Willen lag es gewiß nicht, daß er mit den Seinigen nur Ruhm durch dieselbe gewann; aber er hatte nur um Rettung gekämpfet und konnte darum mit dem Ausgange wohl zufrie-

den sein; und die ungeheueren Anstrengungen, welche ihm die Eroberung von Calais kostete, die übrigens allerdings sehr wichtig und bedeutend war, scheinen hinlänglich zu beweisen, daß ein Gedanke an die Unterwerfung Frankreichs eitel und thöricht gewesen sein würde. Noch mehr Bewunderung verdienet die Schlacht bei Maupertuis (J. 1356). In derselben gewann der schwarze Prinz — eine der kräftigsten Helden-Gestalten des Mittel-Alters, ein Fürst, auf welchen Diejenigen am Meisten zu sehen haben, welche das Ritterthum des vierzehnten Jahrhundertes in seiner Herrlichkeit zu erblicken wünschen — Franzosen gegen Franzosen führend, nicht nur einen höchst glänzenden Sieg, sondern in derselben nahm er auch den König, Johann den Guten, gefangen und führte ihn nach London! Der Friede von Bretigni (J. 1360), welcher dem gefangenen König abgeängstiget wurde, konnte und durfte nicht gehalten werden; er war aber recht dazu geeignet, über Frankreichs Lage aufzuklären und das Volksgefühl zu erregen, und der gute König Johann erhielt eine Gelegenheit, seinem Vaterland in der Gefangenschaft einen so großen Dienst zu leisten, als er demselben im Feld oder im Cabinette zu erweisen nicht im Stande gewesen sein würde. Die Veränderung, die inzwischen vorgegangen war, zeigte sich bei der Erneuerung des Krieges. Der schwarze Prinz, der sich unkluger Weise in weitläufige Händel (wegen des Königreiches Castilien) eingelassen und durch sein hartes Wesen die Gemüther in Aquitanien sich entfremdet hatte, starb noch eben zu rechter

Zeit (J. 1374); die Engländer verloren ohne Ruhm gegen den Connetable Bertrand du Guesclin, was sie so ruhmvoll gewonnen hatten, und nur einzelne feste Plätze blieben ihnen übrig, damit es nicht an neuen feindlichen Berührungen fehle. In ihrem eigenen Lande jedoch schützte sie dieselbe Macht, die über Frankreich wachte, nur in anderer Weise! (J. 1385)

602. Im Verlaufe dieser Zeit litt Frankreich auf eine schauderhafte Weise an allen Unglücksfällen, die ein Volk treffen können. Der Feind und die eigenen Miethtruppen — Cameradschaften — plünderten und verheerten Alles, wohin sie kamen; die schreckliche Pest, deren wir schon ein Mal gedacht haben, ging (J. 1348) zerstörend durch das ganze Reich; Hungersnoth lastete schwer auf dem Volke; bürgerliche Zwiste, aufgerufen durch so vieles Unheil, verwirrten das Leben, und Unmuth, Mißtrauen, Verzagtheit drückten die Seelen ein; bis endlich ein Uebermaß von Unglück die innersten Kräfte aufrief und, bei der Wiederkehr des Sieges, Alles in die alte Bahn trieb. König Philipp VI. hatte ursprünglich gewiß den Gedanken, die Gewalt der Krone, in der Weise seiner Vorgänger, zu vermehren. Dieses beweiset seine Stellung bei dem Streite der Geistlichkeit und des Adels über die Gerichtsbarkeit. In diesem Plane durch den Krieg unterbrochen, benutzte er die Gefahr, um theils durch Verschlechterung der Münzen, theils durch allgemeine Steuern (namentlich die Gabelle) den Bedürfnissen des Krieges abzuhelfen und den Aufwand seines üppigen Hofes zu bestreiten.

So kam er dem Ziel aller französischen Könige gleichfalls etwas näher, wenn auch auf einem anderen Weg. Aber in allen Classen des Volkes war die Unzufriedenheit groß; die Erwerbung des Delphinats (J. 1349), welches dem teutschen Reich entzogen wurde, konnte über die Schmach von Creci nicht trösten, und den allgemeinen Jammer nicht stillen.

603. In der Versammlung der allgemeinen Reichsstände, welche Johann II. (J. 1355) zu berufen sich genöthiget sah, erhob sich ein Geist, welcher, seinen ersten Aeußerungen zu Folge, zu einer Verfassung, zu gesetzlicher Freiheit und gesichertem Rechte, führen zu müssen schien; kaum aber hatte er sich gerühret, dieser Geist, so mischte ein unzufriedener und arglistiger Prinz, von mütterlicher Seite aus dem königlichen Hause stammend, Karl (II.) der Böse von Navarra, seine giftigen Plane in die große Sache der Freiheit, und das neue ungeheuere Unglück bei Maupertuis warf Alles zusammen. Es ist schwer, es ist unmöglich, das wilde Gewoge und Getreibe zu durchschauen, oder nur zu verstehen. Die Leidenschaften waren auf das Gewaltsamste aufgereget; eine allgemeine Erbitterung machte die Menschen stumpf und taub und trieb sie in einen seltsamen Wirbel hinein; ihre Absichten, nie klar gefasset, änderten sich oft; ihre Plane wechselten nach Gelegenheit und nach den Mitteln; Jeder schob dem Anderen Etwas unter, und der König von Navarra schien hinter dem Getümmel zu stehen. Aber, wenn auch in diesem furchtbaren Getümmel die Sehnsucht der

Menschen nach Ordnung und Recht, nach Freiheit und Ruhe nicht zu verkennen ist: so ist doch begreiflich, daß die hohen, aber verworrenen Freiheits-Gedanken, welche in der Pariser Bürgerschaft, geleitet von Stephan Marcel, entstanden, dem Adel um so mehr bedenklich erscheinen mußten, je gefährlicher ihm die s. g. Jacquerie, obwohl hervorgegangen aus den heiligsten Gefühlen der Menschheit, schon erschienen war. Also ist nicht zu verwundern, daß sich der Adel dem Regenten Karl, Johann's Sohn, — der Anfangs in einem tobenden Meer ohne irgend eine Sicherheit da stand, und schon darum den Beinamen des Weisen verdienet hat, weil er selbst in solcher Noth die Besonnenheit nicht verlor, — anschloß, und daß Alle beitraten, welchen bange ward vor dem Gedanken der Auflösung aller Bande bürgerlicher Ordnung. Bei einem solchen Stande der bürgerlichen Verhältnisse aber kann auch kaum auffallen, daß König Johann II. seinen vier Söhnen vier große Herzogthümer zu Lehen ertheilte, und dadurch dem Feudalwesen ein neues Leben gab, nachdem die Könige seit Jahrhunderten gestrebet hatten, dasselbe zu vernichten. Diese Erscheinung ist nicht nur aus dem gemeinen Standpuncte des Augenblickes sehr begreiflich, sondern sie war auch für das Höchste im Leben nothwendig, weil die Hauptstadt, Paris, unleugbar über die Gränze hinaus getrieben war, in welcher sich die volksthümliche Bildung der Franzosen noch hielt, und bei welcher gewiß eine ständische Reibung noch lange Bedürfniß war. Daher ist nicht zu verwundern, daß eine solche Einrichtung durchgesetzet

wurde; und eben so wenig ist zu verwundern, daß Karl der Weise, als er durch Siege über die Engländer die alte Schmach auszulöschen schien, und als die Erdbung nach und nach überwältiget ward, eine Gewalt ausüben durfte, wie sie kaum von einem Könige vor ihm ausgeübet war.

604. Anders in England! Hier war allerdings im Anfange des Krieges die Besorgniß aufgestiegen, daß derselbe, wie er im Falle des Unglückes unausbleiblich nachtheilig für England werden müßte, so, im Falle des Glückes, England in Gefahr bringen könnte, abhängig von Frankreich zu werden. Nachdem aber Eduard sein Volk wegen dieser Besorgniß beruhiget hatte, und nachdem alsdann die ruhmvollen Siege bei Sluys und Creci gewonnen waren: da ergriff eine fast schwärmerische Begeisterung die Engländer für den Krieg, und diese Begeisterung wurde durch den Sieg bei Maupertuis so verstärket, daß selbst die späteren Unfälle das Volk nicht von der Vorliebe für einen Krieg zurück bringen konnten, der in seinem Ursprung eben so ungerecht war, als höchst widersinnig wegen seines Zweckes. Ungeachtet dieser lebendigen Theilnahme jedoch vergaßen die Engländer ihre Freiheit nicht. Eduard, wohl erkennend, daß er die Entwürfe seines Ehrgeizes und seiner Ruhmsucht nur alsdann erfolgreich zu verfolgen vermöchte, wenn sein Volk für dieselben gewonnen und gleichsam zu Theilnehmern an denselben gemacht werden könnte, unterließ nicht, sich mit seinem Volke fortwährend zu benehmen und zu berathen; und

wenn er auch geneigt genug sein mochte, seine Willkühr geltend zu machen: der kostspielige Krieg nöthigte ihn, sein Volk um Beihülfe anzusprechen. In seiner fünfzigjährigen Regierung ist, im Durchschnitte, kein Jahr verflossen, in welchem nicht ein Parlament Statt gefunden hätte; in vielen wurden zwei Parlamente gehalten. Bei diesen häufigen Zusammenkünften mußten sich die Verhältnisse, die unter Eduard I. entstanden waren, nothwendig ausbilden, und durch Gewohnheit oder Gesetz in ihrer Ausbildung rechtliche Kraft erhalten. Die Berufung Städtischer Abgeordneten ward als nothwendig anerkannt und die Absonderung des s. g. Oberhauses und Unterhauses wurde vollendet. Aber es wurden auch nach und nach drei große Grundsätze gewonnen, auf welchen eine wahre, gesetzlich-gesicherte Volksfreiheit beruhen und gedeihen zu können scheinet. Zuerst: keine Steuer darf ausgeschrieben werden, welche nicht vom Parlament — und im Besonderen vom Hause der Gemeinden — bewilliget ist. Zweitens: zu jedem neuen Gesetz und zu jeder Veränderung eines alten muß das Parlement seine Zustimmung geben. Drittens: das Haus der Gemeinden hat das Recht, Mißbräuche in der Staatsverwaltung zu untersuchen und Anklagen zu erheben vor dem Hause der Peers gegen Staats-Beamtete.

605. Diese Grundsätze wurden theils klar aufgefasset, theils durch wirkliche und wiederholte Anwendung ins Leben gebracht; und unstreitig mußten sie tief einwirken auf die ganze Denkungsart des Engli-

schen Volkes. Die Schranken, welche hemmend zwischen den Menschen standen, mußten, wenn nicht einsinken, doch durchbrochen werden, und hierzu mußte selbst Eduard's blaues Hosenband mitwirken; die Erscheinung im Hause der Gemeinden mußte als eine hohe Ehre und der Sitz im Hause der Lords als eine erhabene Würde betrachtet werden; und ein edler Stolz mußte sich erheben in jeder starken Brust. Aber zu derselben Zeit, da diese Grundsätze gewonnen wurden, traf Manches ein, das die Seelen noch mehr reizen und die Geister noch mehr schärfen mußte. Der Siegsruhm, welchen die Englischen Heere in Frankreich gewannen, wirkte auf das ganze Volk; ein Jeder schrieb sich selbst einen Theil desselben zu; es zeigte sich die sonderbare Erscheinung, daß dieser Eroberungs-Krieg, der unstreitig an sich sehr verkehrt war, von den Engländern mit so großer Freudigkeit geführet wurde, wie wenn es ein Krieg für Selbständigkeit und Freiheit gewesen wäre; und selbst die späteren Unfälle löschten den Eindruck der ersten ruhmvollen Siege nicht aus. Ferner erschütterten Johann Wicleff's kühne Bestrebungen die Gemüther vieler Menschen. Ausgehend von einem Streite mit den Mönchen wurde dieser gelehrte Mann bald veranlasset, die Schärfe seines Geistes gegen den Papst selbst zu wenden, und Behauptungen aufzustellen, die für das ganze Kirchenthum höchst gefährlich werden konnten. Glücklicher Weise für Wicleff traf ein Theil seiner Behauptungen mit den Bestrebungen des Königes, Eduard's III., schön zusammen; und die Mißhandlungen, welche sich die Päpste auch gegen die Eng-

lische Kirche erlaubten, und besonders die vielfachen Erpressungen, zu welchen sie sich durch ihre Bedrängniß und durch die Verkennung des Geistes der Zeit verleiten ließen, hatten die Menschen empfänglich gemacht für Wahrheiten, die zugleich Schutz und Vortheil in der Ferne zeigten. Und gewiß war es ein großes Zeugniß über den Zustand der Gesellschaft in England, daß die kühnen Päpste nicht mehr im Stande waren, den kühnen Ketzer zu zermalmen! und selbst dann nicht, als Eduard III. seinen gewaltigen Arm nicht mehr über ihn ausstreckte! Endlich erhielt der Handel, in welchen durch die teutsche Hanse Leben und Gedeihen gekommen war, durch die Verbindung mit Flandern und durch die weise Benutzung des lang geübten Gewerbfleißes dieses Landes einen neuen Schwung. — Daher kann es nicht auffallen, daß sich auch in den Bauern die Menschheit regte, und daß sie sich, unter Richard II. (J. 1382) zu einem fürchterlichen Aufstand erhoben, um einen Theil von den Lasten, die man, vom alten Irrwahne befangen, noch immer fühllos auf sie legte, abzuwerfen, und um einen Theil der Freiheit, die gewonnen war, in Anspruch zu nehmen. Allerdings unterlagen sie noch dieses Mal, und unter Blut und Gräueln büßten sie ein Vergehen, dessen Ursprung in den heiligsten Gefühlen des menschlichen Herzens seine Rechtfertigung findet; aber den Gedanken konnte man ihnen nicht wieder entreißen, der einmal in ihnen erwacht war und der in seinem Wesen unsterblich ist.

Siebentes Capitel.

England und Frankreich bis zur endlichen Vertreibung der Engländer aus Frankreich.

606. Nach der Natur menschlicher Dinge mußten die Unfälle, welche die Engländer, in den letzten Zeiten Eduard's III. und unter Richard II., in dem Kriege gegen Frankreich erlitten, es mußten die Bewegungen und Gährungen in den untersten Classen der Gesellschaft, allerlei Rückwirkungen veranlassen, und wenn auch Das, was für Recht und Freiheit gewonnen war, nicht wieder in Gefahr kommen mochte, so konnten doch um so leichter Schwankungen eintreten, je kürzer die Zeit war, seit welcher das Höchste und Beßte bestand. Zu Versuchen dieser Art war die Regierung Richard's II. in aller Hinsicht geeignet. Schon an sich war es eine schwierige Aufgabe, nach Eduard III. König zu sein, und Richard II. folgte seinem Großvater als eilfjähriger Knabe! Seine Jugend wurde auf der einen Seite von dem Hause der Gemeinden benutzet, um die neuen Rechte desselben, besonders das Recht der Aufsicht über die Verwendung öffentlicher Gelder und das Recht, die Staats-Beamteten zur Rechenschaft zu ziehen, fester zu stellen und zu erweitern; und auf der anderen Seite wurde sie von Denen benutzet, welchen jene Rechte, zumal im Angesichte der Empörungen, ein Gräuel waren. Diese umgaben den königlichen Knaben, reizten ihn auf und suchten seine

Seele zu erbittern. Unter dem Vorwande, die Rechte des Thrones zu erhalten und zu schützen, verfolgten sie ihre selbstsüchtigen Bestrebungen, erschlichen sich die Gunst des jungen Königes, und umgaben ihn mit einem Netze von Ränken und Lastern, damit er auch als Mann nicht aus ihren Händen kommen sollte. Richard II. war unleugbar von der Natur mit schönen Kräften und Gaben ausgestattet; in einer solchen Umgebung aber, und unter solchen Verhältnissen ward er zerstöret und verwirret und nur in einzelnen Augenblicken trat sein besserer Theil hervor. Vor seinen Feinden jedoch braucht er in sittlicher Beziehung keinesweges zurück zu weichen!

607. Es würde ein vergeblicher Versuch sein, wenn man es unternehmen wollte, jetzt noch das Getreibe der Parteien, und das Gewirr der selbstsüchtigen Bestrebungen einzelner Menschen zu verfolgen und aus einander zu wickeln. Unverkennbar aber ist die Reibung der königlichen Willkühr, die in Richard's Charakter und Grundsätzen lag, mit der neuen gesetzlichen Freiheit, so wie die Unsicherheit, in welcher diese Freiheit noch dastand. So kühn sie zu sein schien, so schüchtern bog sie sich zurück, wenn der König in seiner Heftigkeit, oder in seinem Zorne sich gegen sie erhob. Am Merkwürdigsten in diesem Gekämpf ist unstreitig die starke Maßregel, durch welche das Parlament, und im Besonderen das Haus der Gemeinden (J. 1388), um die Gefahr abzuwenden, welche der Sache der Freiheit drohete, den König auf den Rand des Thrones zu

drängen suchte, damit ein Ausschuß von vierzehn Männern, meistens Lords von großer Bedeutung, Raum erhalten und dictatorische Gewalt üben sollte. Diese Vermälung der Volksfreiheit mit dem Herrenthum auf Kosten der Rechte des Thrones konnte aber unmöglich bestehen, zumal da der König Einspruch that und sich die aristokratische Selbstsucht gegen diesen Einspruch setzte. Der Uebergang von einem so seltsamen Zustande zur königlichen Willkühr war, unter dem Getreibe der Parteien und dem Getobe der Leidenschaften, fast nothwendig. In der That gewann Richard II. bald (J. 1390) eine willkührliche Gewalt, wie sie kaum jemals in England bestanden war, und er übte diese Gewalt, durch Rachsucht getrieben, und durch die Verschrobenheit seines Wesens gepeiniget, auf eine traurige Weise aus. Wenn es aber, bei der allgemeinen Furcht, welche der König verbreitete, und bei dem Mißtrauen, welches Alle gegen Alle durchdrang, begreiflich genug ist, wie das Parlament, das vorher so kühn gewesen war und so entschieden, nach und nach so feig werden konnte und so knechtisch, und wenn es aus der gewöhnlichen Weise der Menschen leicht genug zu erklären ist, daß der König feile Diener und Werkzeuge seiner Tyrannei in Menge fand: so kann man doch nicht ohne Schmerz und Unwillen die Unsittlichkeit bemerken, die so schnell in das Leben kam und das lose Spiel, das mit Eid, Treu und Glauben getrieben wurde. Bei der Betrachtung des unglückseligen Lebens in den letzten Zeiten Richard's und bei der Verhärtung, die, nach dem Waffenstillstande mit Frankreich (J. 1396),

immer mehr über ihn zu kommen schien, dränget sich das Gefühl unwiderstehlich auf, daß er zu Grunde gehen mußte. Und wie groß auch der Widerwille gegen die treulosen Verräther, gegen die Percy's und ihre Genossen, sein mag, durch welche er zu Grunde ging (J. 1399), und wie abscheulich sein Tod (J. 1400): man kann nicht umhin, sich darüber zu freuen, daß er endlich hinweg ist, damit dieser Zustand sich endige.

608. Es leidet keinen Zweifel: Heinrich IV. erhielt nicht durch den Willen des Englischen Volkes die blutbefleckte Krone, aber er erhielt sie zuverlässig mit dem Willen desselben. Wäre nun Heinrich ein Mann mit reinem Bewußtsein gewesen, emporgestiegen durch Tugend und That, durch Geist und Kraft: so hätte er seinen Thron vielleicht auf die Stimme der Reichs-Stände, mithin auf den Willen des Volkes, allein gegründet; und alsdann hätte sich die Verfassung Englands wahrscheinlich ganz anders ausgebildet. Im Gefühle seiner Sünde aber, und im Andenken an die selbstsüchtigen Bestrebungen und an die Umtriebe der Parteien unter dem unglücklichen Richard II. hielt Heinrich IV. es für sicherer, jener Grundlage noch eine Stütze zu geben durch die Behauptung seiner geraden Abstammung von Heinrich III. Das Mährchen, welches sein Vorgeben beglaubigen und seinen Anspruch rechtfertigen sollte, war allerdings schlecht geeignet, um ein Recht zu begründen; aber durch den Anspruch selbst wurde der Gedanke an die Erblichkeit des Thrones aufrecht erhalten, und durch die Geltend-

machung desselben ward zwischen dem Hause Lancaster, aus welchem Heinrich IV. selbst war, und dem Hause Clarence, dessen Ansprüche nachher an das Haus York gebracht wurden, oder zwischen der rothen Rose und der weißen Rose, ein Feuer angezündet, das zwar erst nach einem halben Jahrhundert aufloderte, das alsdann aber nicht bloß wüthete und zerstörte, sondern das auch rächte, reinigte, läuterte und Raum schaffte für neue Erscheinungen des Geistes und für die freiere Entwickelung des Lebens. Aber auch jetzt schon hatte Heinrich IV. durch die Aufregung des Gedankens der Erblichkeit sich in eine solche Stellung hinein gebracht, daß er fast gezwungen war, wiederum zu dem guten Willen des Volkes seine Zuflucht zu nehmen, ohne welchen ihn sein zweifelhaftes Erbrecht eben so wenig geschützet haben würde, als Richard II. durch sein unbezweifeltes vor ihm selbst sicher gewesen war. Daher sah er sich gezwungen, dem Parlamente nachzugeben, und besonders dem Hause der Gemeinden um so mehr die Rechte einzuräumen, welche dasselbe in Anspruch nahm, je häufiger er sich mit Verrath und Treulosigkeit, mit Ränken und Verschwörungen umgeben und je öfter er eben dadurch Thron und Leben in Gefahr sah. Durch dieses kluge Verfahren, durch welches die Sache der Freiheit nach allen Seiten immer tiefere Wurzeln schlug, gelang es dem Könige sich auf dem unsicheren Throne zu erhalten, und denselben an seinen Sohn, Heinrich V., zu vererben (J. 1413).

609. Dieser König war, als er die Krone em-

pfing, ein Jüngling von sechs und zwanzig Jahren, eben so entschlossen und streng, als geistreich und liebenswürdig, eben so tapfer und kühn, als leutselig, edelmüthig und mild. Wenn es wahr ist, daß er, im Leichtsinne der Jugend und im Muthwillen ausschweifender Kraftfülle, durch die schmuzige Schule des Lasters und der Verdorbenheit hindurch gegangen: so wird man ihm doch zugestehen müssen, daß an dem Glanze seiner jugendlichen Seele dieser Schmuz nicht gehaftet habe, sondern daß er sich auf dem Throne rein gezeiget vom Anfang an. Aber in seinem Charakter war es nicht, sich durch solche Mittel auf dem Throne zu erhalten, durch welche sein Vater denselben gewonnen und gesichert hatte. Vielmehr war es eben so sehr seiner eigenthümlichen Weise angemessen, als es berechnet war auf die Gährung in seinem Volk und auf die Spannung sehr vieler einzelner Männer, daß er, nachdem er Eine böse Erfahrung gemacht hatte, sich entschloß, den Krieg gegen Frankreich wieder anzufangen, das Uebermaß brausender Kräfte in Kampf und Schlacht zu beruhigen und die Aufmerksamkeit des ganzen Volkes, von kleinlichen Leidenschaften hinweg, auf einen großen Gegenstand zu lenken. Und in der That: der innere Zustand Frankreichs, mit welchem Lande die Feindseligkeiten, des Waffenstillstandes ungeachtet, kaum jemals aufgehöret hatten, ließ wohl hoffen, daß die Tage des Sieges und des Ruhmes wiederkehren könnten, welche Eduard's III. Regierung verherrlichet hatten!

610. In Frankreich nämlich hatte Karl V., wie mit entschiedener Willkühr, so mit fester Hand den Gang der Verhältnisse geleitet. Die einzige Verordnung, daß der Thronerbe mit dem Alter von vierzehn Jahren mündig sein sollte, beweiset hinlänglich, sowohl an sich, als durch die Art, in welcher sie als Reichsgesetz (J. 1375) geltend gemacht wurde, wie es mit dem Königthum in Frankreich stand! Aber Karl V. starb schon nach einer sechzehnjährigen Regierung (J. 1380); sein Sohn und Nachfolger, Karl VI., hatte noch nicht einmal die Mündigkeit der Jahre erreichet, die er bestimmet hatte, und jenes System des alleinigen Willens war noch zu neu, als daß es von selbst hätte bestehen können. Das Gespenst von alter Feudalität, welches durch Karl's Vater in die Welt gestellet war, mußte natürlich seinen Spuk versuchen; und der dritte Stand würde sich gerühret haben, wenn auch in dem feindlichen England, wenn auch in dem nahen Flandern der Geist der Freiheit nicht so lebendig gewesen und seine Kräfte, erfolgreich dort und hier kühn, erprüfet hätte. Wirklich begann schon über der Leiche Karl's V. die heilloseste Zwietracht. Von der Selbstsucht erzeuget, vom Feudalismus gewieget, von den verruchtesten Leidenschaften genähret, wuchs sie auf unter Blut, Verrath und Schandthaten und erhielt eine schauderhafte Stärke, bis endlich, nach den wildesten Gräueln, Frankreich wie durch ein Wunder des Himmels aus ihren Klauen gerettet ward, und alsdann, schrecklich verheeret, ermüdet und gebrochen, niedersank vor dem Throne der willkührlichen Macht!

611. Den Anfang machten die Oheime des jungen Königes, welche alle (mit Ausnahme des Herzoges von Bourbon) gleich räuberisch und geizig, gleich ehrsüchtig und herrschgierig waren, wenn auch nicht gleiche Laster auf ihnen lagen und sie nicht gleiche Entwürfe verfolgten. Sie verlangten alle, Theil zu haben an der Regierung, um den Thron zu berauben und sich zu vergrößern; und sie suchten ihre Ansprüche geltend zu machen in einer Weise, welche an das Faustrecht erinnert, welche dieses Faustrecht aber in einer höchst verkrüppelten Gestalt zeiget. In diese Händel mischten sich Widersetzlichkeiten und Aufstände in vielen Städten. Diese Städte sahen den Schatz geplündert, den Karl V. gesammelt hatte; sie wurden daher wegen des Druckes willkührlich aufgelegter Steuern um so tiefer erbittert, je mehr sie erkannten, daß der Ertrag nicht zum Beßten des Landes verwendet ward, und je nichtswürdiger die Künste waren, mit welchen man sie beizutreiben suchte. Sie scheinen auf Flandern gehoffet, und in Gent ihre Einheit gesuchet zu haben. Nachdem aber (J. 1383) das verwegene Flandern durch ein französisches Heer schnell bezwungen und der zügellosen Gewalt seines Herzoges wieder unterworfen war, wurden alle Plane vereitelt, alle Hoffnungen zerstöret. Paris ward ärger von seinem Könige behandelt, wie eine eroberte Stadt von einem grimmigen Feinde behandelt zu werden pfleget, und dieses schauderhafte Beispiel königlicher Züchtigung wirkte so stark auf die übrigen Städte, daß sie sich alle vor dem landesväterlichen Sieger beugten. Die Geistlichkeit und der Adel,

durch diese Demüthigung des dritten Standes Anfangs erfreuet, erfuhren bald, daß vor der Willkühr Niemand sicher ist; und ihre Unzufriedenheit mischte sich in den Schmerz der Untertretenen und Mißhandelten. Die Bedrückung des Volkes dauerte auch dann fort, als der König, endlich (J. 1387) von seinen Oheimen befreiet, selbst regieren wollte und in die Hände von Ministern gerieth, die eben so räuberisch waren, als Jene. Die Oheime jedoch wußten zum Theil in kurzer Zeit wieder zu ihrer Macht zu gelangen. Wenn der Wahnsinn, in welchen der unglückliche König verfiel, wirklich durch ein schweres Schicksal über ihn gekommen ist, und wenn nicht Arglist und Bosheit beigetragen haben, ihn in denselben hinein zu ängstigen — ein Gedanke, von welchem man sich jetzt noch eben so wenig frei halten kann, als unparteiische Menschen es in jener Zeit vermochten —: so muß man wenigstens gestehen: dieser Wahnsinn kam den großen Herren keinesweges ungelegen. Aber Frankreich ging ungeheuerem Unglück entgegen.

612. Das vielverschlungene Gewebe von Einträgen, Ränken, Leidenschaften, welches von nun an über das Leben hingesponnen ward, und alle Verhältnisse verwirrte, vermag Niemand zu übersehen. Wenn sich auch im Allgemeinen das Getreibe der Factionen in zwei Parteien auflösen mochte: in die Partei des Herzoges von Burgund, Philipp's des Kühnen, und, nach dessen Tode (J. 1404), seines Sohnes, Johann's des Furchtlosen, und in die Partei des Herzoges von Or-

leans, welcher als Bruder des Königes, wegen seiner gesellschaftlichen Anmuth und durch die Zuneigung der unseligen Königin Isabella einen großen Anhang unter den Großen fand: so griffen doch viele Entwürfe und Bestrebungen, eigennützig entworfen und selbstsüchtig festgehalten, von allen Seiten ein. Und es waren nicht einmal bloß politische Zwecke, welche man verfolgte, sondern gemeine, schmuzige und lüderliche Dinge wurden eingemischet. Der arme König aber, schandbar vernachlässiget und verlassen, ward, in dem jammervollen Wechsel von Licht und Nacht, von Vernünftigkeit und Raserei, in welchem er erhalten wurde, von jeder Partei auf das Unwürdigste mißbrauchet, und die unteren Classen der menschlichen Gesellschaft mußten die Kosten des Frevels tragen mit unerhörten Leiden. Allerdings ward eine Aussöhnung zwischen den Herzogen von Burgund und Orleans zu Stande gebracht (J. 1406); bei dem Zustande leidenschaftlicher Spannung aber konnte sie nur zu neuen Abscheulichkeiten führen. Die Ermordung des Herzoges von Orleans, in welchem der Herzog von Burgund als Fürst und als Ehemann einen argen Feind erblickte, zeigte Dieses (J. 1407) auf das Grellste; und doch lösete diese Ermordung die Spannung auf keine Weise. Die Parteien blieben in alter Wuth gegen einander stehen; an die Spitze der Orleansschen Faction stellte sich, die Söhne des Ermordeten aufreizend und vertretend, der furchtbare Graf von Armagnac; der Herzog von Burgund wußte seine alte Gewalt zu behaupten; die schreckliche Königin kochte Rache und füllte sich an mit Gift

und Wuth; der Dauphin, in Angst und Verwirrung, schwankte hin und her zwischen den feindlichen Parteien; und ganz Frankreich war voll von Ungewißheit, Mißtrauen und Jammer.

613. Dieser Zustand Frankreichs nun war es, welcher den König von England, Heinrich V., hoffen ließ, er werde hier durch Erneuerung des Krieges den Ruhm gewinnen können, der ihm zur Befestigung seines Hauses auf dem Throne Bedürfniß war. Heinrich V. fing daher den Krieg (J. 1414) wieder an, die Stärke seiner Waffen durch mannigfaltige und verwirrende Unterhandlungen vermehrend. Und der Erfolg im Beginn übertraf auch die kühnste Erwartung. Der Tag von Azincourt (25. Oct. 1415) ließ die hoch-gefeierten Siege von Crecy und Maupertuis weit hinter sich zurück, und erregte unter den Engländern eine große und allgemeine Begeisterung, bei welcher sie ihrer inneren Zwietracht nicht zu gedenken vermochten. Das war der schönste und auch wohl der ersehnteste Gewinn. Die großen Herren in Frankreich aber wurden selbst durch solches Unglück und solche Schmach, die beide Parteien gleich tief zu treffen schien, nicht zurück gebracht von ihrem frevelhaften Getreibe; sondern sie wurden durch dasselbe mehr zur Wuth gegen einander entflammet, als zur Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind vermocht. Auch ein zweiter Einfall Heinrich's, bei welchem er (J. 1417) die ganze Normandie eroberte und neue Schmach über die Franzosen brachte, führte nicht zum Richtigen und Wah-

ren zurück. Erst die Verbindung der verworfenen Königin Isabella, die sich allerdings als Königin und als Frau durch Armagnac um so schwerer gekränket fühlen mußte, je mehr sie jede Kränkung verdiente, mit dem Herzoge von Burgund; erst als burgundische Truppen verrätherisch in Paris eingelassen, und als hier in einem wilden Aufruhre schreckliche Gräuel verübet waren; erst als der nunmehrige Dauphin, Karl, von seiner Mutter gehasset, seines unglücklichen Vaters, wie seiner Hauptstadt beraubet, von dem Könige von England nicht einmal Rettung erhalten konnte auf die Bedingungen des unseligen Friedens von Bretigni — erst dann kam man auf den Gedanken, eine Vereinigung des Dauphin's — (Armagnac war ermordet) — mit Burgund zu bewirken. Aber dieser Gedanke führte zu neüem Verderben. Auf der Brücke von Montereau siegte (20. Sept. 1419) die unsinnige Parteiwuth; der Herzog von Burgund fiel allerdings mit Blute beflecket und als der rächenden Gottheit geweihet, aber auch als ein Opfer seines Vertrauens, und der verrätherische Stahl, der ihn traf, zerschnitt auch die letzten Bande, welche die Parteien noch als Söhne Eines Vaterlandes zusammen gehalten hatten!

614. Etwas Vortheilhafteres als dieser Mord hätte für den Feind Frankreichs, Heinrich V., unmöglich geschehen können. Der Dauphin, Karl, ohnehin durch Geist und Charakter keinesweges bedeutend, gerieth bei Hohen und Niederen in den Verdacht, daß er selbst der Urheber dieser Unthat wäre, und der Um=

stand, daß er Vollbringer und Theilnehmer fortwährend mit seiner Gunst überschüttete, mußte den Verdacht bestätigen. Also wandten sich die Herzen von ihm ab. Die burgundische Partei schrie Weh und Waffen über ihn; seine giftige Mutter rührte und sprützte, wo sie vermochte, und des Ermordeten Sohn, Herzog Philipp der Gütige, verlor in dem Gedanken, den Vater schrecklich zu rächen, Halt und Maß, und stürzte sich auf die Seite, auf welcher er die Rache am Sichersten zu finden hoffte. Der Vertrag von Troyes (Mai, 1420), dessen Haupt-Bestimmung — die Vereinigung Frankreichs und Englands unter den Nachkommen Heinrich's V. und der Prinzessin Katharina auf ewige Zeiten — unsinnig, gegen Gott, Natur und den Geist der Länder und Völker war, kann unter solchen Umständen nicht auffallen; und eben so wenig kann es auffallen, daß er, von einer Versammlung zu Paris, welche sich das Ansehen von Reichs-Ständen anmaßte, und von dem Englischen Parlamente bestätiget, so weit zur Ausführung gebracht ward, als er zur Ausführung gebracht werden konnte. Dieselbe verwilderte Politik, welche ihn von Seiten der Engländer, und dieselbe ruchlose Leidenschaft, welche ihn von Seiten der Franzosen erzeugte und gebar, sorgte für seine Anwendung, und man hat kaum Ursache zu vermuthen, daß die Handelnden, in ihrer Verblendung, an der Möglichkeit des Gelingens gezweifelt hätten. Und in der That: Alles schien gelingen zu wollen!

615. Zwar mußte der Tod Heinrich's V., der in der Waltung des ewigen Schicksales sehr bald (J. 1422) erfolgte, bei dem Krieg, in welchem der Dauphin sein gutes Recht vertheidigte, von großer Bedeutung sein, weil sein Sohn und Nachfolger, Heinrich VI., ein Kind von wenigen Monden war. Diese Bedeutung mußte noch dadurch unübersehbar vermehret werden, daß zwei Monden später auch der unglückliche Karl VI. von seinem Jammer erlöset wurde. Denn so wie von den Engländern, von ihren Bundesgenossen und Anhängern das Kind Heinrich VI. als König anerkannt und nachmals zu Paris auf den französischen Thron gehoben ward, so nahm auch der Dauphin den königlichen Titel an, und ließ sich zu Poitiers als Karl VII. die Krone auf das Haupt setzen. Und diese Vorgänge schienen ja wohl nothwendig das Nachdenken über die heillosen Verhältnisse, so wohl bei den Engländern, als bei den Franzosen, erwecken zu müssen. Aber die beiden Oheime des jungen Königes, die Herzoge von Bedfort und von Glocester, erhielten das Protectorat, Jener in Frankreich, Dieser in England, und führten dasselbe mit so vielem Glücke; die Engländer, trunken vom Siegsruhm und verblendet durch die weite Aussicht auf Glück und Gewinn, hielten so fest an dem gottlosen Gedanken, ihren König auf Frankreichs Throne zu befestigen — ein Streben, das für ihr Vaterland jedes Falles verderblicher werden mußte, als für Frankreich —; in Frankreich endlich waren die vornehmen Herren noch von so rasender Leidenschaft durchdrungen, und das

Volk ward, durch die langen Leiden und das verworrene Getriebe, so mißtrauisch, so entmuthiget, so niedergedrücket und so gleichgültig — daß der Krieg mehr und mehr gegen Karl VII. unglücklich lief, daß dieser König selbst, welcher die letzten Provinzen, die ihm noch treu waren, wanken sah, mehr und mehr die Hoffnung aufgab, und daß zuletzt die ganze Entscheidung, wer fortan König in Frankreich sein sollte, lediglich an der Stadt Orleans zu hängen schien, welche von den Engländern belagert und hart bedränget wurde. In der That: Frankreich schien aus dieser Noth nur durch ein Wunder gerettet werden zu können; und es wurde gerettet wie durch ein Wunder.

616. Die Jungfrau von Orleans ist unstreitig eine wundervolle Erscheinung; ihr Auftritt (J. 1429) ist einzig in der Geschichte. Wenn man sagt: in ihr sei der Geist des Vaterlandes erschienen, und habe sich den, Gott und Ehre vergessenden, Franzosen vor die Augen gestellet, und ihnen gezeiget, daß in so großer Noth Nichts retten könne, als eine gänzliche Entsagung aller irdischen Bestrebungen und eine völlige Freiheit von aller Neigung, ausgenommen die heilige Liebe zum Vaterlande: so saget man vielleicht eine Thorheit, und leget der Wirklichkeit eine Deutung unter, die nicht gerechtfertiget werden kann; aber zu leugnen ist es nicht: in diesem Sinn und in dieser Gestalt steht Johanna d'Arc in der Geschichte! In ihrem Leben ist allerdings Manches unbegreiflich. Man kann die Vermuthung kaum von sich entfernen, daß

starke Einwirkungen, welche wir nicht kennen, Statt gefunden haben. Wenn aber wirklich, wie nicht zu bezweifeln ist, die Franzosen in ihr eine gottgesandte Retterin, und die Feinde in ihr entweder Ebendasselbe oder doch ein Werkzeug der Hölle erblicket und anerkannt haben, so ist der Umschwung der Verhältnisse, der durch sie bewirket ward, um so leichter zu erklären, da es den Franzosen nicht an kriegskundigen Feldherren fehlte, welche die ungeheuere Gewalt der Begeisterung, die sie erreget hatte, verständig zu richten, zu leiten, zu gebrauchen verstanden. Die Siege der Franzosen erfolgten nunmehr in ganz natürlicher Weise, und sie dürfen sich derselben allerdings rühmen, obgleich die Engländer, deren Bundesgenosse, der Herzog von Burgund, durch die zwiefach verkehrte Politik des Herzoges von Glocester gereizet, ohnehin abgewendet war, sich ihrer Niederlagen zu schämen, keinen Grund haben würden, wenn ihnen die Zerrüttung der Verhältnisse, die in England selbst eintrat, nicht zur Last fiele. Was den Ausgang der Jungfrau betrifft, ihre Gefangenschaft (J. 1430), ihre zweimalige Verurtheilung und ihre Hinrichtung (J. 1431): so würde es ungerecht sein, darüber irgend Jemanden anzuklagen. Die Engländer hatten politisch keine Ursache, der furchtbaren Feindin zu schonen, und religios mochten sie zu ihrer Vernichtung sich verpflichtet halten. Das Gericht, fast aus lauter Franzosen bestehend, kann diesen Glauben gar wohl redlich getheilet haben, und mag überdieß, die Zukunft bedenkend und die Folgen von Karl's VII. Siegen, in einem bösen Bedrängnisse

gewesen sein. Karl's VII. Unthätigkeit bei ihrer Gefahr kann schwerlich aus seinem Leichtsinn erkläret werden, da die Verwendung für die Gefangene ja nicht nothwendig von ihm persönlich auszugehen brauchte, und da doch sein Hof, alle seine Räthe, sein ganzer Anhang seinen Leichtsinn keinesweges theilten; vielmehr mag auch er in Verlegenheit gewesen sein, entweder wegen der Ansprüche der geistlichen Gewalt, oder wegen seines Verhältnisses zu seinen Kriegern. Und wendet man sich endlich zu der Jungfrau selbst: so weiß man, wenn man den verklärenden Flammentod hinweg denket, kaum eine Stellung in der Welt, wie sie sich darbietet, aufzufinden, in welcher sie, nach einem solchen Leben, würdig hätte endigen können.

617. Wie man aber auch über diese Dinge urtheilen mag: gewiß ist, das Feuer, welches Johanna's Leib verzehrte, zerstörte nicht den Geist, der durch sie in den Franzosen erwecket war. Schwanken konnte noch die Wage: welche Schale aber endlich sinken werde, das war keinen Augenblick zweifelhaft. Je länger der Krieg sich noch hinzog, desto größer wurde der Vortheil, welchen der Volksgeist aus demselben gewinnen mußte. Von entscheidender Wichtigkeit aber war in diesen Verhältnissen die Aussöhnung, zu welcher der Herzog von Burgund, nachdem die Wunde in seinem Herzen durch die Zeit vernarbet, und nachdem der Herzog von Bedfort, sein Schwager, gestorben war, sich endlich (J. 1435) bringen ließ. Theuer wurde der Vertrag zu Arras dem Könige für den Au-

genblick allerdings; aber der Gewinn war auch unübersehbar. Als hierauf Paris seinem Könige die Thore geöffnet hatte (J. 1436), da war ganz Frankreich befreiet. Zwar wurde der Krieg noch ein Mal (J. 1444) durch einen Waffenstillstand unterbrochen; aber auch dieser wurde, theils wegen der Erholung, die er gewährte, theils wegen des Zuges der räuberischen Armagnacs, in Verbindung mit Oesterreich, gegen die Schweizer für Frankreich vortheilhaft, wenn gleich andere Dinge gehoffet waren, als die Schlacht an der Birs gewährte. Nach der Aufhebung des Waffenstillstandes wurden alle Besitzungen der Engländer, besonders durch den tapferen Bastard von Orleans, (J. 1449) leicht hinweg genommen. Und wenn sie sich auch, zuweilen von der Willkühr der französischen Regierung gereizet, noch ein Mal zu den Engländern schlugen (wie Bordeaux), so wurden sie doch leicht wieder gewonnen. Nur Calais blieb in ihrer Hand, gleichsam als ein mahnendes Denkmal ihrer entschwundenen Größe, und der leere Titel eines Königes von Frankreich erhielt auch dann noch eine bittere Erinnerung, als selbst dieses Denkmal dahin war.

Achtes Capitel.

Frankreich. Burgund. Die Schweiz.

618. König Karl VII. hatte selbst wenig zu den Siegen, die seines Reiches Selbständigkeit sicherten, beigetragen; sie waren gewonnen durch ein wunderbares Glück, und durch die Treue und Geschicklichkeit seiner Feldherren. Dennoch führet er mit Recht den Namen des Siegreichen, weil den Franzosen unter ihm gelungen war, was sie seit Jahrhunderten umsonst erstrebet hatten. Aber in demselben Verhältniß, in welchem die Unabhängigkeit der französischen Provinzen von England gewonnen war, hatte auch die Macht der Krone zugenommen; und in dieser Beziehung hatten die Umstände gleichfalls Alles bewirket ohne Karl's That und Verdienst. In dem langen schrecklichen Kampfe waren die Seelen der Menschen mehr und mehr, von inneren Verhältnissen und den alten Rechten und Vorzügen hinweg, lediglich auf den äußeren Feind gerichtet worden. Man hatte sich zu Aufopferungen aller Art um so geneigter gefühlet, je lebendiger man es erkennen mochte, daß doch Nichts sicher sei, und daß das Ende dieser Bedrängnisse nur in der völligen Vertreibung der Engländer zu finden sein werde. Unter den Großen wollten Diejenigen, welche dem König im Unglücke getreu gewesen waren, sich im Glücke nicht von Denen übertreffen lassen, die es mit dem Feinde

gehalten hatten; diese aber, in dem Gefühle, daß sie Vieles nachzuholen hätten, strebten voraus zu kommen in der königlichen Gunst. Die Geistlichkeit kam durch die Beschlüsse der Baseler Synode, und durch deren Annahme (J. 1438) für die französische Kirche, in neue Verhältnisse, in welchen sie Vieles für sich hoffte, und darum vieles Andere vergaß. Die große Masse des Volkes aber war ermüdet und gebrochen, und sehnte sich nach Ruhe und Erholung. Die Städte achteten früher erworbene Rechte wenig, weil sie gesehen, daß in ihnen kein Schutz mehr zu finden war, und die unglücklichen Bauern fürchteten sich gleich stark vor Freund und Feind.

619. Karl VII. indeß war nicht gemacht, so günstige Umstände zu benutzen. Wohl wurden willkührlich Steuern ausgeschrieben; wohl wurde (J. 1445) der Grund zu einem stehenden Heere gelegt und in demselben das Mittel gewonnen, die Willkühr zu erweitern und zu befestigen; wohl wurde dem Parlament in Paris seine Anmaßung verkümmert, und manches Andere gethan im Geiste willkührlicher Gewalt: aber alles war Werk der Umstände, ohne Plan unternommen, ohne Kraft ausgeführet, und deßwegen ohne Halt und ohne Richtung. Wenn daher auch in den unteren Classen der Gesellschaft die Unterwürfigkeit blieb und zur Gewohnheit wurde: so war es doch sehr natürlich, daß in den Großen die Leidenschaften wieder erwachten; daß sie, durch Eifersucht und alte Art gegen einander getrieben, in steter Parteiung lebten, und daß sie, ei-

nem solchen Könige gegenüber, an ihre alte Zügellosigkeit dachten und das Recht derselben wieder zu gewinnen oder aufrecht zu halten suchten. Dem Könige jedoch waren alle diese Dinge ziemlich gleichgültig. Er wäre zufrieden gewesen, wenn man ihn in seinen Vergnügungen ungestöret gelassen hätte, nnd Frankreich hätte sich zertheilen mögen auf die ärgste Weise. Das Schicksal aber war gerecht. Indem es großes Glück über ihn, als König, zusammenhäufte, verbitterte es ihm jenes Glück, für welches er allein empfänglich war. Seine Agnes wurde ihm (J. 1450) entrissen, und der eigene Sohn, der ihm folgen sollte auf seinem Stuhle, machte ihm bitteren Aerger. Die frühere Sünde der Praguerie (J. 1440) war wohl verziehen oder vergessen; aber sein Ungehorsam in der letzten Zeit, ein ewiges Mißtrauen, welches den Dauphin zur Flucht veranlaßte, und mehrere Jahre lang in Burgund hielt, steigerte das gottlose Verhältniß zwischen Vater und Sohn dergestalt, daß Jener auch das Schändlichste von Diesem fürchtete. So brach ihm das Herz (J. 1461)!

620. Ludwig XI. folgte auf dem Thron. Ueber diesen König ist ein gerechtes Urtheil schwer. Man ist viel eher geneigt, ihn zu verdammen, als ihn zu vertheidigen. Ein Fürst, welcher mit dem eigenen Vater in Feindschaft gelebet, das graue Haar desselben mit Kummer beladen zur Grube gefördert, und alsdann seinen Willen allein durch jegliches Mittel zum Gesetze zu machen gestrebet hat, kann das menschliche Gemüth nicht gewinnen. Geist und Kraft, Arbeitsamkeit und

Umsicht können nicht aussöhnen; selbst da, wo er das Rechte will und thut, tritt der Argwohn ein. Und in der That ist es leichter, die großen Züge hoher Gerechtigkeit, die in Ludwig's XI. Leben vorkommen, verdächtig zu machen, als ihn von den schweren Verwürfen der Verstellung, der Heuchelei, der Hinterlist, der Härte und Grausamkeit zu befreien. Wenn man indeß unbefangen in die Verhältnisse hinein blicket, und dabei den Einen Umstand nie aus den Augen verlieret, daß Ludwig's Tyrannei eigentlich nur gegen die Großen seines Reiches und auf die Zertrümmerung der Macht gerichtet war, welche das Reich bisher durch arge Parteiung, selbstsüchtig und schandbar, verwirret, zerrissen und an den Rand des Verderbens geführet hatte: so erscheinet sein Streben nicht nur im Ganzen vortheilhaft für die gemeine Freiheit künftiger Zeiten, sondern es scheinet auch der größte Theil der Sünden, welche durch ihn und von ihm begangen wurden, auf die Zeit zurück zu fallen, in welcher er lebte und wirkte. Ueberdieß kann man kaum umhin, zu vermuthen, daß ihm, durch die Verläumdung der tiefgekränkten und aus ihren alten Verhältnissen herausgeworfenen Großen, manches Schändliche zur Last gelegt sein mag, was ihm doch wohl fremd geblieben war, z. B. der Brudermord.

621. Ludwig XI. nämlich war ohne allen Zweifel mit sehr großen Gaben und Eigenschaften, mit einer eben so empfänglichen als kraftvollen Seele ausgestattet. Seine Kindheit und Jugend aber fielen in

die unseligste Zeit, in welcher Frankreich mit Frevel und Schandthaten angefüllet war. Die Lüge ging durch das Leben und das Mißtrauen war allgemein. Dennoch ward Frankreich aus der Hand der Fremden gerissen; aber auch dieses hohe Glück brachte keine Besinnung hervor und keine Einigkeit. Er selbst, Ludwig, der Dauphin, ward in einer Lage gehalten, in welcher sein Geist verkümmern mußte. Aus dieser Lage ward er, ein werdender Jüngling, in die Praguerei gelocket, und hatte hier Gelegenheit, den Geist und Sinn der großen Herren kennen zu lernen, welche sich gegen die Regierung erklärten, und die Fehler derselben zum Vorwand ihrer Widerspänstigkeit nahmen, in der That aber durch ihre Selbstsucht, ihren Trotz und ihren Uebermuth geleitet wurden. Zugleich ward er auf einen Standpunct gestellet, auf welchem er die Schwächen seines Vaters zu überschauen vermochte; und wenn er keine Veranlassung fand, die königlichen Tugenden desselben sonderlich zu bewundern, so konnten wohl sehr bittere Gefühle in ihm entstehen, wenn er den alternden Herrn in den Armen der schönen Agnes erblickte und seiner edlen Mutter gedachte; und diese bitteren Gefühle konnten sich wohl nicht verlieren, als die Agnes starb, und man nun auf ihn, den zürnenden Sohn, den Verdacht zu werfen suchte, als sei er ihr Mörder. Inzwischen hatte er, bei St. Jacob an der Birs, die Schweizer kennen gelernet, welche, mit dem Namen Bauern beleget, von den stolzen Rittern seines Heeres eben so verachtet wurden, wie weiland von Leopold's Schaaren vor dem Tage bei Morgarten, und er hatte

die hohe Gesinnung bewundert, mit welcher diese Männer zu leben und zu sterben wußten. Endlich war ihm, bei seinem Aufenthalt in Burgund, klar geworden, wo eigentlich der Sitz gefährlicher Parteiung war und sein werde; und die Kenntniß von dem reichen und herrlichen Lande, so wie die Kenntniß von des Erbprinzen Natur und Art, mochte ihn überzeuget haben, daß an Ruhe in Frankreich nicht zu denken sein werde, so lange dieser stolze Vasall, auf die Macht trotzend, die er in einem fremden Lande besaß, ungebrochen auf der Gränze zweier Reiche stand, und, hinüber greifend nach beiden Seiten, immer verwegenere Entwürfe zu verfolgen vermöge. Durch den König von England war sein Thron kaum je so gefährdet gewesen, als durch den Herzog von Burgund! Wenn man dieses Alles vor Augen hat, wenn man ferner bedenket, daß der König, als er den Thron bestieg, den sein Vater ihm sogar zu entziehen beabsichtiget, viele persönliche Feinde unter den Großen hatte, welchen er, nach Menschenweise, nicht trauen konnte; wenn man zugleich die Erfahrungen, welche er vom Anfang an als König machte, erwäget, und dabei nicht vergisset, daß Ludwig in dem Glauben seiner Zeit lebte, und daß seine Kirche reich war an Mitteln der Gnade, vor welchen, in jenem Glauben angewandt, die blutrothe Sünde schneeweiß wurde: so wird man nicht nur Ludwig's System und Richtung begreiflich finden, sondern man wird sich auch geneigt fühlen, über ihn als Menschen milder zu urtheilen.

622. Schon die ersten Schritte des neuen Königes bewiesen auf das Klarste, daß ein anderer Geist, als zuvor, waltete. Die großen Herren mußten, an Ludwig's theils entschiedenem und hartem, theils freiem und abgemessenem Benehmen erkennen, was sie zu erwarten hatten. Selbst die Aufhebung der s. g. pragmatischen Sanction, mit welcher er den heiligen Vater zu gewinnen hoffte, wurde von ihm (J. 1461) wohl nur bewilliget, weil er trennen und ungewiß zu machen suchte und doch entschlossen war, sich bei der Ausführung nach den Umständen zu richten. Es war daher ganz dem Herkommen gemäß, daß die großen Herren, von gleicher Unzufriedenheit beseelet, auf den Gedanken kamen, sich zusammen zu stellen und den König mit den Waffen in der Hand zu nöthigen, sich ihrem Willen zu fügen, und ihnen die Gewalt zur Zerreißung Frankreichs zu überlassen, die er zur Einheit Frankreichs durch die That an sich gebracht hatte. Sie verbanden sich wirklich, das Vertrauen des Königes schnöde und verrätherisch mißbrauchend. Und der eben so glücklich erfundene als vieldeutige Name: Gemein-Wohl, gab der Sache allerdings einen Anstrich, obgleich keiner von diesen Verbündeten etwas Anderes meinte, als sich selbst. Glücklicher Weise war England durch innere Unruhen gelähmet und konnte sich nicht einmischen in die Händel Frankreichs. Dennoch mochte Ludwig XI. allerdings, wenn er die Menge der Herren übersah, die gegen ihn zu Felde zogen, und die Macht jedes Einzelnen bedachte, und das Ansehen würdigte, das sie als Prinzen des königlichen Hauses

(stand doch der eigene Bruder des Königes an der Spitze!) oder wegen früherer Thaten genossen, und die Rache erwog, die in Vielen kochte, wohl um so mehr besorgt werden, je unerwarteter ihm der Handel kam. Gelang ihm aber, den Krieg in die Länge zu ziehen: so durfte er, bei dieser Selbstsucht seiner Feinde, der Vernichtung ihres Bundes sicher sein. Und dieses gelang ihm theils durch eigene Klugheit, Wachsamkeit und Standhaftigkeit, theils durch den Umstand, daß die Schlacht bei Montlhery (J. 1465) einen so seltsamen Ausgang nahm. Alles war gewonnen, als er es zu einem Stillstande brachte, und den Grafen Karl von Charolois, die Seele des Bündnisses, lähmte. Freilich mußte er in den Verträgen zu Conflans und St. Maur mit freundlichem Gesichte schwere Bedingungen eingehen; aber es war überhaupt nur ein Heuchel-Friede, der durch diese Verträge zu Stande kam. Der König war nicht nur entschlossen, die Bedingungen desselben, sobald er es vermöchte, zu brechen, sondern er glaubte sich sogar verpflichtet, Dieses ausdrücklich im Parlamente zu erklären; und die Prinzen, seine Gegner, trieben auch jetzt noch mit dem Gemein-Wohl ein gottloses Spiel. Der König, mit der Macht von Burgund wohl bekannt, lernte bei dieser Gelegenheit den Erbprinzen in diesem Herzogthume von Neuem kennen, und mußte sich überzeugen, daß der Geist desselben reich war an stolzen Entwürfen, und die Brust voll von wilden Leidenschaften. Es blieb ihm daher in der That Nichts übrig, als daß er sich selbst, die Verbündeten immer weiter aus einander und immer

bitterer gegen einander zu bringen strebend, in feindlicher Weise hielt. Und da er die Erfahrung gemacht, daß er auf den Adel nicht rechnen konnte: so war es sehr verständig, daß er seinen Beamteten, um sie zu gewinnen, eine sichere Stellung gab, und in den Bürgern, zumal in den Bürgern seiner Hauptstadt, die Macht suchte, deren er bedurfte. Aber der König wurde in der Verfolgung seiner Entwürfe bald dadurch unterbrochen, daß Karl der Kühne Herzog ward in den sämmtlichen burgundischen Landen.

623. Wenn man die inneren Verhältnisse des teutschen Reiches und den Zustand Frankreichs und den Gang der Geschichte des französischen Volkes überblicket, so kann man diese burgundischen Lande unmöglich betrachten, ohne auf den Gedanken einer wunderbaren Fügung zu kommen, die sich in ihren Schicksalen offenbarte. Wir haben früher (603) angedeutet, daß Johann der Gute, König von Frankreich, dem, schon tief gebeugten, Lehenwesen einen neuen Halt gegeben habe durch die Verleihung von vier Herzogthümern an seine vier Söhne. Philipp der Kühne hatte Burgund erhalten. Und schon dieser Fürst gewann durch seine Gemalin sehr schöne Länder. Sein Sohn Johann, der Unerschrockene (J. 1404), erweiterte zwar nicht den Besitz; desto größer hingegen und reicher waren die Erwerbungen, welche Philipp der Gute, (J. 1419) durch Kauf, Erbschaft, Schlauheit und durch die Gewalt der Waffen an sich zu bringen wußte. Diese Länder aber gehörten ohne allen Streit zu den lebensvoll-

sten und reichsten in Europa. Durch ihre Lage zwischen Teutschland und Frankreich begünstiget, hatten sie, von der ersten Gründung der neuen Staaten an, sich bald nach dieser Seite gewendet und bald nach jener, und waren dadurch fast unabhängig geblieben. Die großen und herrlichen Städte, welche das Land bedeckten, hatten die Erbschaft an Künsten und Gewerben, die ihnen von den Römern hinterblieben war, nie unbenutzet gelassen. Von der Natur mit einem kräftigen Verstand ausgerüstet, durch den fortstrebenden Geist weiter getrieben, zur Rührigkeit und zum Verkehr unter sich und mit Fremden durch Flüsse und Meere gezwungen und gereizet, waren die Einwohner zu einer großen Wohlhabenheit gelanget. Sie hatten in dieser Regsamkeit und Wohlhabenheit, kühne, ja ausschweifende Ideen von Selbständigkeit und Freiheit gefasset, und waren geneigt, für die Geltendmachung derselben zu leben und zu wirken. Kein König in Europa konnte sich einer solchen Macht rühmen, als dem Herzoge von Burgund in diesen Ländern zu Gebote stand, wenn er die Seelen der Menschen zu gewinnen wußte; kein König in Europa konnte sich mit solchem Glanz umgeben, als mit welchem Herzog Philipp der Gute umgeben war. Wenn man sich nun einmal vorstellet, diese Länder wären nicht vereiniget worden, sondern in der Trennung bestanden, in welcher sie theils zum ost-, theils zum westfränkischen Reich ursprünglich gehörten: würde jene Gefahr, welche von England aus über Frankreich kam, mit allen ihren Folgen eingetreten, und würden nicht die teutschen Länder bis

zum Rhein unter französische Herrschaft gerathen sein? Und hätte in diesem Falle die Entwickelung der Verhältnisse zwischen den Völkern und Staaten Europa's nicht nothwendig ganz anders werden müssen? Denket man sich hingegen: diese Länder, hingebreitet über die Gränzen beider Reiche, wären zur Unabhängigkeit gelanget, und der Herzog hätte zur Macht auch die Würde gewonnen: so hätten allerdings Teutsche und Franzosen aus einander gehalten werden mögen und vieles Blut, das in späterer Zeit vergossen ist, wäre nicht geflossen. Aber so gewiß es ist, daß ein solches Zwischen-Reich in den Zeiten der Karolinger heilsam war, als das Lehenwesen seiner Herrlichkeit entgegen ging, keine Freiheit in den Städten bestand, und von einer volksthümlichen Ausbildung gar nicht geredet werden konnte: möchte sich wohl behaupten lassen, die Völker hätten jetzt der Reibungen zu ihrer Ausbildung entbehren können, unter welchen die Zeit verlaufen ist?

624. Dem neuen Herzoge, Karl dem Kühnen, jedoch war es nicht zu verdenken, daß er von anderen Ansichten ausging. Karl war ein gewaltiger Mann. Die Natur hatte ihn mit den meisten ihrer höchsten Gaben ausgerüstet, mit welchen ein Fürst ausgerüstet werden kann. Aber sie hatte ihm das Maß versagt und die Kraft der Selbstbeherrschung. Ueberdieß hatte das Glück, welches in seiner Jugend über Burgund geschwebet, ihn verwöhnet; sein Herz war verhärtet, sein Auge verblendet; und bei der Bedeutung, welche er in dem Kriege fürs gemeine Wohl in seiner Stellung ge-

funden, hatte die Helden-Geschichte der Vorzeit seine Brust entzündet. Es würde vergeblich sein, wenn man nach den Planen fragen wollte, mit welchen er sich etwa auf den Stuhl seines Vaters gesetzet habe. Sein Blick war in das Unermeßliche gerichtet. Er wollte unabhängig sein; er wollte König werden und römischer König; er wollte sein Land erweitern, wollte die Schweiz unter sich bringen, und das südliche Meer berühren, wie er das nördliche berührte. Allein so gewiß er sich überhaupt keine Gränze gesetzet hatte, sondern an Größe, Glanz und Macht erreichen wollte, was zu erreichen möglich wäre, so gewiß möchte er auch in Rücksicht der angedeuteten Bestrebungen keine bestimmten Entwürfe zum Voraus gemacht haben. König Ludwig XI. aber, obwohl er Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen, diesen Mann, kannte ihn keinesweges vollkommen, wie sein Besuch in Peronne (J. 1468) zu beweisen scheinet. Wahrscheinlich hoffte Ludwig, er werde, in jedem Falle, dieselbe Großmuth bei dem Herzoge von Burgund finden, welche er einst dem Grafen von Charolois bewiesen hatte; ohnehin war seine Verbindung mit den Lüttichern kaum zu tadeln; vielleicht rechnete er auch auf die Ueberlegenheit seines Verstandes. Was ihn aber auch zu diesem Schritte bewogen haben mag: durch die Art, mit welcher der Herzog im wilden Zorne den König mißhandelte, wurde jedes Band zerrissen, das sie noch etwa an einander geknüpfet hatte, und Ludwig konnte, nach solcher Beschimpfung im Angesichte der Welt, sich wohl überzeuget halten, daß ihm Alles erlaubet sei, um Rache zu brin-

gen über den stolzen und frechen Vasallen; um ihn zu verderben und zu vernichten! Die Franzosen aber sprachen ihn gern von der Verbindlichkeit frei, den Vertrag zu erfüllen, den Karl ihm abgeängstiget hatte.

625. Das Gewebe von Einflüsterungen und Ränken, die nun Statt fanden, zu entwirren; die Kette von Verhandlungen, Händeln und Gewaltthätigkeiten, zu verfolgen; alle Aufhetzungen der gegenseitigen Völker, alle Verlockungen und Verführungen anzudeuten, ist weder möglich noch nothwendig. Die ärgsten Künste wurden in Bewegung gesetzet; nach allen Seiten hin wurde gearbeitet; Englands Unruhen sogar regten die alten unseligen Erinnerungen auf, und der Haß wurde immer größer und immer weiter die Möglichkeit einer wahren Aussöhnung entfernet. Unmuth, Mißtrauen, Argwohn und das verrätherische Getreibe Derer, welche durch den Zwist der Fürsten zu gewinnen hofften, standen entgegen. Wenn aber Karl länge an der Hand des alten Glückes fortzuwandeln und seine Herrschaft immer mehr zu erweitern schien: so ging er eben dadurch seinem Verderben immer mehr entgegen, und war demselben sehr nahe gekommen, als endlich ein Waffenstillstand zwischen ihm und Ludwig, welcher übrigens auch durch den Tod seines einzigen Bruders (J. 1472) seine Macht bedeutend gemehret hatte, abgeschlossen ward (J. 1473). Dieses Verderben kam ihm von den Schweizern! Zu leugnen ist nicht: bei den offenen Gränzen, die Burgund gegen Frankreich und Teutschland hatte, mußte Karl die Hochgebirge der

Schweiz zu gewinnen streben, besonders da er diesen Gebirgen durch die Erwerbung des Elsasses so nahe gekommen war. Seine Diener jedoch, Hagenbach und seines Gleichen, welche mit den verhaßten Künsten der Geßler Burgund's Herrschaft zu gründen suchten, erbitterten die Seelen der Eidgenossen, großgesinnet durch ihre Freiheit, und stolz auf die Erinnerung an ihre Thaten, aber auch beutegierig und ruhmlustig durch das Glück, das sie erfahren. Nun erhielten Karl's Entwürfe, welche durch die Zusammenkunft mit dem Kaiser Friedrich III. (J. 1474) zur Ausführung kommen sollten, nicht ohne seine Verschuldung einen starken Stoß. Im Aerger über diesen beschämenden Auftritt erregte er in den Eidgenossen durch schnödes Betragen den Argwohn, als billige er das Verfahren seiner Diener. Diesen günstigen Augenblick benutzte König Ludwig XI., um mit den schweizerischen Eidgenossen einen Bund, der schon früher eingegangen war, zu erneuern, zu erweitern, und bestimmt gegen den Herzog von Burgund zu richten (J. 1474). Dieser Vorgang war nicht ohne Bedeutung. Indem sich die Eidgenossen gewöhnten, Schweizer-Blut für französisches Geld hinzugeben, verließen sie selbst den Boden, auf welchem sie so groß und so geachtet erschienen waren, und für ihre Stellung zum teutschen Reiche wurde die Verbindung mit Frankreich entscheidend. Nicht unmerkwürdig aber mochte es bei diesen Verhältnissen sein, daß selbst Oesterreich, in der Besorgniß vor dem erzürnten Herzoge von Burgund, durch die ewige Richtung, beitrug, das Bündniß mit Frankreich zu befestigen.

626. Von nun an war der Krieg unvermeidlich. Karl der Kühne verkannte die Gefahr nicht; die Geschichte war für ihn nicht verloren; und vor Neuß lernte er von Neuem erkennen, welch' eine Kraft in den Teutschen war, und was Männer vermögen, die entschlossen sind, Alles zu wagen. Aber wenn er auch gern die Freundschaft mit den Schweizern erneuert hätte: konnten die Reibungen und die Ungebürnisse, welche den Haß, den Ingrimm mehrten, ausbleiben? Konnte Ludwig, der England durch Geld und Unterhandlung zu beschwichtigen und Aragonien auf gleiche Weise zu blenden wußte, den jungen Herzog René von Lothringen aber in Gefahr sah, ganz unter Karl's Gewalt zu gerathen — konnte Ludwig aufhören, das Feuer zu schüren, in dessen Flammen er mit Ruhe und Hoffnung hinein sehen durfte? Und wenn seine Worte umsonst gewesen: seinem Gelde widerstand kaum Einer! In der That warfen die Eidgenossen noch in demselben Jahr, in welchem der Bund geschlossen war, den Fehdebrief gegen Burgund in die Welt; jedoch gaben sie aus Schamhaftigkeit, scheinet es, dem heiligen Reich und dem Kaiser die Ehre, und gedachten des eigentlichen Urhebers der großen Bewegung und seines Geldes, nicht. Der Krieg aber, welcher nun ausbrach, und an welchem auch Oesterreich Theil nahm, war und ward von unermeßlicher Wichtigkeit. Schon an sich konnte dieses Buhlen der Könige und Fürsten um die Freundschaft der Eidgenossen, und diese Bündnisse zwischen den Thronen und den Söhnen der alten Freiheit, nicht ohne Einfluß auf die Gesellschaft der

Menschen und nicht ohne Bedeutung für Geist und Bildung bleiben. Das Erscheinen der einst so verachteten Hirten und Bauern neben den stolzen und hochfahrenden Rittern, und die Art, in welcher sie sich stark, kühn, ehreglühend zeigten, mußten wohl auch in diesen Gedanken aufregen, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse fördern konnten. Endlich führte der Gang des Krieges — dieser siegreiche Kampf des so genannten Gesindels gegen die vornehmen Herren und Ritter — man könnte sagen: dieser Kampf der neuen freien Zeit mit der Sclaverei des Herrenthumes, welches das Lehenwesen erzeuget hatte — Verhältnisse herbei, welche drei Jahrhunderte lang die Stellung der Völker und Staaten wesentlich mitbestimmet haben! Kaiser Friedrich III. und König Ludwig XI. traten zurück und schlossen Verträge mit Burgund, als sie die Schweizer verwickelt sahen in den Kampf. Friedrich mag besorgt geworden sein mit seinen Fürsten und Rittern in der ungewohnten Gesellschaft; auch hoffte er, dem lieben Sohne, mit Karl's schöner Tochter die sämmtlichen Länder desselben zu verschaffen; Ludwig aber wohl, weil er erkannt hatte, daß den Schweizern nunmehr kein Ausweg blieb, und daß er, welchen der Friede von Pequigny (J. 1275) auch vor England sicherte, seine Kräfte zusammenhalten durfte für günstige Fälle. Karl der Kühne, der zugleich die Schweizer in mannigfaltige Händel verwickelt und unter ihnen selbst keine Einheit sah, der auch in schönen Bündnissen mit Italischen Fürsten stand, zog daher in doppelt stolzer Zuversicht, den Verlust von Neuß

wenig achtend, mit starker Rüstung gegen die verwegenen Feinde zu schwerer Züchtigung, und in wachsendem Trotze wegen der leichten Eroberung Lothringens (J. 1475). Höher hatte die Sonne seines Glückes nie gestanden. Man kann ihn aber in den Strahlen derselben nicht begleiten auf der unseligen Fahrt, hin durch Blut, Verrätherei und Gräuel ohne bange Ahnungen über das Ende. Und diese Ahnungen gehen, schneller als man erwartet, auf eine schauderhafte Weise in Erfüllung, im Ablauf eines einzigen Jahres! Die großen Tage von Granson (3. März, 1476), Murten (22. Juni, 1476) und Nancy (12. Jan. 1477) mahnen so stark als irgend Etwas in der Geschichte an die waltende Gottheit, an den Frevel menschliches Uebermuthes und an die ewige Tugend!

627. Karl'n dem Kühnen, als er den Wechsel menschlicher Dinge wohl verdienet erfahren, und, herab gestürzet von seiner Höhe, verlassen und verrathen, vor Groll und Scham allen Halt verloren hatte, blieb Nichts übrig als der Tod. Er aber fiel mit einem großen Falle, von welchem die ganze germanische Welt getroffen ward. Er fiel, wie ausgesöhnet mit dem Schicksale, kämpfend mit männlicher Tapferkeit, in fürstlicher Ehre, mit der Würde des Feldherrn, umgeben von den Leichen getreuer Freunde, und nur erliegend, wie es schien, der Uebermacht seiner Feinde und Campobasso's schandbarem Verrath. Und sobald er gefallen war, trat König Ludwig XI. mit dem Schwert in der Faust hervor, entschlossen, Alles zu nehmen, was

die Gunst des Augenblickes in seine Gewalt bringen könnte, ohne die große Entscheidung zu wagen, die allein von ehrlich geführten Waffen abhängt. Und Burgund, und die Freigrafschaft und Anderes fiel in seine Hand! Die Eidgenossen hingegen, durch deren Geist und Muth so Großes geschehen war, hatten nur einen zweideutigen Gewinn. An Ruhm und großen Erinnerungen reicher, aber auch reicher an Geld und Gelüsten, sahen sie sich bald von Dem mißhandelt, für welchen sie das Meiste gethan; und wenn sie hierdurch an Teutschland gemahnet und zu der Erbvereinigung mit Oesterreich (J. 1478) hingezogen wurden, so mußte doch auch bald der Bund mit Frankreich erneuert werden. Dadurch kamen sie allerdings zu den Völkern Europa's in die rechte Stellung hinein; in ihnen selbst aber blieben gemeine Leidenschaften aufgeregt, und Parteien bildeten sich, die schwächten und verwirrten, und das Leben erhielt einen unsauberen Zusatz, den weder die Erweiterung der Eidgenossenschaft, bis zu dreizehn Cantonen, zu verbergen, noch der Gedanke an die erste große Zeit der Tugend und der Freiheit hinweg zu tilgen vermochte!

628. Oesterreich war nicht weniger geneigt, als Ludwig XI., den Fall des großen Feindes zu eigenem Vortheile zu benutzen. Weniger in Bereitschaft und in nicht geringer Bedrängniß vor dem Könige von Ungern, durfte Friedrich III. nicht viel von einem Krieg erwarten. Aber das eigene Glück, welches über das Haus Habsburg waltete, hatte demselben auch bei die-

ser großen Veränderung den schönsten Theil bestimmet. Der Tod des gewaltigen Herzoges nämlich setzte die burgundischen Lande in Verlegenheit, Verwirrung und Noth. Das Unglück, das über viele große Familien gekommen war, hatte die Seelen erschüttert; die Gefahr, welche bevorstand, öffnete den Leidenschaften und der Selbstsucht einen weiten Raum. Karl's Regierung mochte in mancher Hinsicht großes Lob verdienen: Parteigeist aber und ständische Zwietracht waren geblieben und erhoben ihr Haupt, und die Liebe zur Freiheit, die in den Städten schon früher hin und wieder zu Uebermuth und Ausschweifung getrieben hatte, sah die Bande der Gesellschaft mit Freude gelöset. Unter solchen gefahrvollen Umständen gab Karl's des Kühnen einzige Tochter, Maria, ihre Hand dem Erzherzoge Maximilian, Friedrich's Sohne (J. 1477). Viele Fürsten hatten früher um diese Hand der schönsten und reichsten Fürstin in Europa geworben; Maximilian war unter den Freiern gewesen: Karl der Kühne jedoch, dessen große Entwürfe alle mit der Verheirathung seiner Tochter zusammen hingen, hatte zwar bei Vielen die Hoffnung erreget, bei Keinem jedoch hatte er sie zu befriedigen für gut gefunden. Jetzt aber, in dem Drange der Umstände, gewährte Maria rasch, was lange umsonst erstrebet war. Dem Könige Ludwig gegenüber konnte sie keinen Gemal finden, welcher den Schweizern, wegen der Verbindung mit Oesterreich, und England, schon damals besorgt, Frankreich möge die Niederlande erwerben, und selbst dem Burgundischen Volke lieber gewesen und bessere Abhülfe der gro-

ßen Noth verheißen hätte; als Mann aber war Maximilian, mit den schönsten Eigenschaften und Gaben ausgestattet, wohl geeignet, das Herz einer Frau zu gewinnen. Und wenn nun auch Maximilian die sämmtlichen burgundischen Lande nicht zu behaupten, und um so weniger zu behaupten wußte, da Maria schon nach wenigen Jahren einen traurigen Tod fand, so wurde doch im Frieden zu Arras (J. 1482) das Meiste gerettet; und wenn Maximilian auch sogleich mit den Ständen seiner Länder in so bittere Händel gerieth, daß man deutlich erkannte: eine Verbindung Oesterreichs und der Niederlande sei unnatürlich und werde kaum halten: so war doch das österreichische Haus in eine solche Stellung gekommen, daß es, so lange es die Kaiserkrone behauptete, Teutschland gegen Frankreich vertreten mußte. Dadurch ward dem teutschen Volk ohne Zweifel mancher ruhige Tag gewähret; aber ihm ward freilich auch der Vortheil entzogen, der aus den Reibungen der Völker zu entspringen pfleget. Ludwig XI. hingegen, obwohl gleichfalls fern von seinem Ziele geblieben, hatte sein Reich von allen gefährlichen Feinden seiner Krone — Einen etwa, den Herzog von Bretagne, ausgenommen — gereiniget, und seinem Volk einen Feind gegeben, an welchem es sich versuchen und entwickeln konnte. Wenn er aber die Mittel überdachte, durch welche er die Herrschaft der Willkühr im Inneren begründet, und die neue Gränze nach außen gewonnen hatte; wenn er die ganze lange Kette von Treulosigkeit und Verrath, von Härte und Grausamkeit, von Arglist und Gewalt überschauete;

wenn er zugleich sein herannahendes Ende bedachte, und dabei erwog, daß er sein Reich einem Sohne hinterlassen sollte, der ein Kind war, schwaches Geistes, von der Natur verwahrloset oder verkehrt geleitet nicht ohne seine Schuld: wahrlich, es ist begreiflich, wie er zittern konnte vor der Ewigkeit! Jeder edle Mensch wird lieber sterben wollen, wie Karl der Kühne, als wie Ludwig XI. (J. 1483)! Mit seinem Nachfolger Karl VIII. aber fing eine neue Reihe von Begebenheiten an, die sich fort entwickelte bis in die neuesten Zeiten!

Neuntes Capitel.

England, nach Heinrich V.

629. Als König Heinrich V. den Krieg wider Frankreich so siegreich führte, wie Keiner zu erwarten gewaget hätte, da ward in England von ihm erreichet, was er zunächst erstrebet haben mochte. Die Aufmerksamkeit auf seine Siege war so allgemein, als die Bewunderung seines Ruhmes. Man vergaß, wie sein Vater zur Krone gekommen war; er war und blieb der rechtmäßige König, und Derjenige, welcher ihm am Ersten die Krone streitig zu machen hätte berechtiget sein können, lebte mit ihm in Frieden. Der Adel, immer mehr dem Hause Lancaster zugethan, gab seine alten Zwiste auf, und verwendete das Uebermaß seiner Kraft zu den Kriegen in Frankreich. Und wenn auch die

Geistlichkeit die Verhältnisse klug benutzte, um der Ketzerei Schranken zu setzen, zumal da durch dieselbe nicht bloß der Glaube sondern auch die Güter der Kirche in Gefahr kamen: so wurde durch ihre Strenge nur verhütet, daß das Volk in kirchlicher Rücksicht den bürgerlichen Verhältnissen vorauslief und dadurch der Freiheit, wie in der Kirche, so im Staate, schadete. Aber die Geschichte Englands hat fortan ihr größtes Interesse nur in den Charakteren der Menschen und ihrer Handlungen. Für eine gesetzliche Volks-Freiheit waren die Grundlagen, in der Verfassung, der Gesetzgebung und dem Gerichtswesen gewonnen. Einzelnes wurde ausgebildet, Neues jedoch kam wenig hinzu. Nur Eins war noch nothwendig: die Bauern mußten eine rechtliche Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft erhalten. Und auch dieses große Bedürfniß wurde befriediget; aber es konnte nur befriediget werden durch einen langen, blutigen und verheerenden Bürgerkrieg! Denn in dem fünf und dreißigjährigen Kampfe der rothen und der weißen Rose gingen nicht nur viele große Familien zu Grunde, welchen die Bauern leibeigen gewesen waren; es wurde nicht nur der Besitz ungewiß und werthlos, so daß Diejenigen, welche sich fern hielten von dem blutigen Hasse der großen Geschlechter, leicht Manches an sich bringen konnten: sondern die Parteien suchten sich auch dadurch gegen einander zu verstärken, daß sie die unteren Menschen-Classen bald auf ihre Seite zu ziehen, bald wenigstens ruhig zu erhalten suchten, und deßwegen bewilligten

sie ihnen, was sie zu verweigern nicht im Stande waren.

630. Der frühe Tod Heinrich's V. (J. 1422) und die Unmündigkeit Heinrich's VI., welcher König in Frankreich und in England zugleich sein sollte, schien der ferneren freien Entwickelung nur vortheilhaft werden zu können. Man erhielt Gelegenheit, sich über manche Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft aufzuklären. Wenn man auch, durch den Gedanken, große Besitzungen, ein ganzes, schönes Königreich jenseits des Meeres im ruhmvollen Kampf erworben zu haben, verblendet, zu falschen politischen Ideen in volksthümlicher Hinsicht verführet sein mochte: in Rücksicht der inneren Verhältnisse blieb das Auge ungetrübet. Indeß scheinet es doch, als habe sich Alles mehr zum Vortheile der großen Herren, der Lords und Peers, gewendet. Und in der That war Dieses kaum anders möglich. Heinrich V. hatte seinem jüngeren Bruder, dem Herzoge von Glocester, die Regentschaft bestimmet. Unstreitig war dieser willkührliche Schritt bedenklich und den bestehenden Rechten gefährlich. Aber wer sollte entgegen treten? Einige Lords, geistliches und weltliches Standes, thaten es; sie trafen Anordnungen, welche die Umstände nöthig machten, und wiesen damit allerdings die willkührliche Verfügung des Königes zurück. Ein Parlament, durch ihre Veranstaltung berufen, ertheilte alsdann dem älteren Bruder des verstorbenen Königes, dem Herzoge von Bedfort, das Protectorat des Königreiches, jedoch so, daß

der Herzog von Glocester in England während seiner Abwesenheit sein Stellvertreter sein sollte. Zugleich aber ward ein Rath von sechzehn Peers gebildet, zur Unterstützung des Protectors bei der Verwaltung des Reiches. Nun waren die Herzoge von Bedfort und von Glocester allerdings nicht minder tüchtige Männer, als ihr Bruder Heinrich V. gewesen war; aber die königliche Gewalt war doch getheilet; der Einfluß der großen Familien mußte bedeutender werden, und wenn auch in England die Gesetze aufrecht erhalten wurden, und wenn mithin auch die öffentliche Freiheit keinesweges, während der Minderjährigkeit Heinrich's VI., leiden mochte: so entstanden doch entgegengesetzte Bestrebungen; und die Leidenschaften erwachten und wurden immer heftiger, theils weil auch die Protectoren die eigene Größe nicht vergaßen, theils weil das Unglück, das in Frankreich über die Engländer herein brach, so viele schöne Hoffnungen, so manche große Plane zerstörte.

631. Aber der Same der Zwietracht ging erst recht üppig auf, als Heinrich VI. zu den Jahren der Mündigkeit kam, ohne mündig zu werden. Auf den unglücklichen König schien der Geist und die Art seines unglücklichen Großvaters, von mütterlicher Seite, übergegangen zu sein. So wie dieser war er immer schwach, und seine Schwäche ging von Zeit zu Zeit in Abwesenheit des Verstandes, ja in Wahnsinn über. Um seinen Thron fand daher die Parteiung einen bereiteten Raum, sich zu üben und zu stärken. Zugleich dauerte das Unglück

in dem Kriege wider Frankreich fort und wurde durch die Parteiung iu England selbst wesentlich vergrößert, so wie es wiederum diese Parteiung mehrte und nährte. Endlich kam hinzu, daß der König sich mit einer Frau, Margaretha von Anjou, vermälet hatte, welche durch ihren Charakter zum Herrschen geneigt, durch ihre Grundsätze der Willkühr zugethan, durch ihre Herkunft den Franzosen gewogen und darum den Siegen der Engländer in Frankreich abhold, und durch dieses Alles desto gefährlicher war, je leichter sie, das Unglück ihres Gemales benutzend, durch ihren Geist und ihre Schönheit die Gemüther der Menschen zu sich hin zog. Alle diese Verhältnisse wirkten zusammen und erzeugten, im Volk eine allgemeine Unzufriedenheit, im Parlamente das Gefühl von der Nothwendigkeit einer besseren Regierung, unter den Großen mancherlei Plane der Selbstsucht, und in dem Herzoge Richard von York den Gedanken an Thron und Krone! Wann dieser Gedanke zuerst in ihm aufstieg, ist allerdings nicht auszumachen. Das Mißtrauen, das gegen ihn herrschte, die Kränkungen, welche er erfuhr, mögen ihn nach und nach erbittert haben. Es mag die Ueberzeugung in ihm aufgekommen sein, daß diese Regierung nicht bestehen könnte; und als die Leidenschaft der Königin durch den Mord des Herzoges von Glocester (J. 1447) dem Hause Lancaster, da sie selbst nicht Mutter war, den Todesstoß versetzet hatte, mag in ihm der Entschluß entstanden sein, die Krone, jedes Falles, fest zu halten. Indeß bewies er Weisheit und Mäßigung, und seine Absicht war wohl nicht, selbst als er Protector gewor-

den, auf einem gewaltsamen Wege sein Ziel zu erreichen. Als jedoch die Königin Margaretha, nach neunjähriger Unfruchtbarkeit, einen Knaben in die Welt brachte, welchen sie für ihren Sohn ausgab, und von welchem Viele glaubten, er sei gar nicht von ihr geboren, Andere aber, er sei im Ehebruch erzeuget: da scheinet Richard den Entschluß gefasset zu haben, sich das Reich auch mit dem Schwerte zu sichern. Und nun ging es von Stufe zu Stufe weiter durch ein verworrenes Getreibe von Verrath und Meuchelmord bis zu den Gräueln des bürgerlichen Krieges. In diesem Allen aber waltete die fürchterliche Margaretha fort und fort, wie ein böser Geist, und brachte durch ihr Walten ihren Feind desto sicherer ans Ziel! Uebrigens floß bei St. Albans das erste Blut (J. 1453), und Schottland und Frankreich blieben nicht ohne Theilnahme an der ungeheueren Verwirrung.

632. Bei der Betrachtung dieser unseligen Dinge, scheinet der Umstand nicht unmerkwürdig, daß die großen Familien mehr zu den Lancasters hielten, während die unteren Classen der Gesellschaft, und die Gemeinden im Parlament, entschieden auf Yorks Seite waren. Vielleicht erkläret sich diese Erscheinung daraus, daß Jene besser in der Verwirrung zu gedeihen hofften, während Diese sich nach Ordnung und Ruhe, und mithin nach einer kraftvollen Regierung sehnten. Aber bei diesem Anhange glaubte Richard von York seine Ansprüche auf das alte Erbrecht gründen zu müssen, welches vor mehr als einem halben

Jahrhunderte seiner Mutter, Anna Mortimer, durch Heinrich IV. entrissen war, während der Adel sich mit dem, freilich sechzigjährigen, Besitzrechte der Lancaster begnügte! Wie dieses aber auch zu erklären sein mag: Richard, zwei Male (auf Verlangen der Gemeinden) zum Protector erkläret, sah sein Recht (J. 1460) auf die Nachfolge anerkannt, gelangte aber nicht zum Genusse dieses Rechtes. Er fiel in der Schlacht bei Wakefield (J. 1460). Sein Sohn Eduard vollendete. Kaum sah dieser das Glück zurück kehren, so nannte er sich (J. 1461) König Eduard IV. und wohl läßt sich behaupten, daß das Englische Volk, seine Schonung und Mäßigung vergleichend mit der zerstörenden und blutgierigen Wuth, welche Margaretha nach dem Siege bei Wakefield bewiesen hatte, ihn mit Freuden den Thron einnehmen sah, jene Peers und ihren Anhang ausgenommen, welche in dem Parlamente von Coventry Heinrich VI. und seinen Nachkommen Treue und Ergebenheit geschworen hatten. Aber bald erwachte die Parteiung von Neuem, und Eduard IV. selbst, der allerdings mit sehr schönen Eigenschaften des Geistes und des Leibes geschmücket war und leicht die Seelen der Menschen gewann, dem es aber an der strengen Tugend fehlte, vor welcher sich Alle beugen — Eduard selbst reizte sie auf durch seine unverständige Vermälung, durch welche er den mächtigen Grafen von Warwick zu seinem unversöhnlichen Feinde machte. So geschah, daß Heinrich VI. wieder auf die Bühne geführet ward, damit er in dem wilden Bürgerkriege

der Spielball fremdartiger Leidenschaften und der Vorwand wurde zu Frevel und Uebermuth.

633. Die Zeit wurde schrecklich. Nur der Blick nach unten giebt einigen Trost. Ueber die Freiheiten, welche gesetzlich gewonnen waren, ging der Bürgerkrieg hinweg, und wenn auch der Stamm unverletzet blieb, so wurden doch die Früchte zerstöret oder verstreuet. Eduard IV., vielfältigen Wechsel erfahrend, bald Sieger und bald besieget, bald vertrieben und bald vertreibend, gerieth immer mehr, so wie er die Gewalt gewann, auf den Gedanken, dieselbe auszuüben und seine Gegner, welche wiederum auch hierin mit ihm wetteiferten, durch Aechtungen, durch Beraubungen ihrer Güter, durch Hinrichtungen auszurotten. Endlich behauptete er, nachdem Warwick in der Schlacht bei Barnet (J. 1471) gefallen war, mit dem blutigen Schwerte die blutige Krone, und Heinrich VI. und der unglückliche Jüngling Eduard, sein Sohn, wurden ermordet, die Königin Margaretha aber erhielt Zeit, in Noth und Bedrängniß, ihr sündhaftes Leben zu erwägen und zu bereuen. So schien Eduard IV. fest zu sitzen auf dem unbestrittenen Thron! Aber das Mißtrauen, der Argwohn, das Lauern und Verfolgen blieben im Leben, und drückten schwer auf die Geister, und konnten nur durch Blut, Raub und Gewalt zu einiger Ruhe gebracht werden. Ein Versuch zur Theilnahme an den Händeln zwischen Frankreich und Burgund wurde durch Ludwig's XI. Schlauheit und Geld, und durch Eduard's Besorg-

niß um Das, was er hinter sich ließ, vereitelt (J. 1475), und mithin auch die Hoffnung, auf diesem Weg einigen Gährungsstoff abzuleiten, getäuschet. Das Haus York aber, nachdem es die Lancastersche Partei ausgerottet oder eingeschüchtert hatte und auf dieser Seite Nichts mehr zu verfolgen fand, wandte die Wuth, welche unter Gräßlichkeiten jeglicher Art unbezwinglich geworden war, gegen sich selbst; und Eduard IV., von bösem Argwohne gepeiniget, glaubte seinen Thron nur sicher durch den Tod des eigenen Bruders! — Im Uebrigen ist auch bei Eduard IV. so wenig, als bei Ludwig XI., zu vergessen, daß der Schrecken, welcher von ihm ausging, meistens nur unruhige hohe Häupter traf, und daß die Willkühr, die er übte, keinesweges hart in den unteren Kreisen der Gesellschaft gefühlet wurde. Gewiß ist: Eduard war fortwährend beliebt bei dem Volke, sei es, daß man sich an die Gräuel gewöhnte, sei es, daß seine Persönlichkeit überwog, sei es, daß man glaubte, Diejenigen, welche das Schicksal traf, hätten wohl verdienet, was sie erfuhren.

634. Sogleich nach Eduard's IV. Tode (J. 1483) brach ein schreckliches Unglück über sein Haus herein. Sein Bruder, Richard, Herzog von Glocester, ein häßliches Ungeheuer, das sich voll gesogen hatte an dem, von dieser Zeit ausgekochten Gift, und das zugleich ein teuflisches Grollen gegen die Natur in sich getragen zu haben scheinet, hatte sich schon früher, vielleicht über die Leiche des ermordeten Bruders hinweg, an

den Thron gedränget. Nun ward sein Neffe, Eduard V., kaum auf diesen Thron hinauf gehoben, so wußte er, mit eben so vieler Arglist als Gewaltthat den unglücklichen Knaben in seine Hand zu bringen und die Regentschaft, unter dem Namen eines Protectors, an sich zu reißen. Und während alsdann der junge König nebst seinem noch jüngeren Bruder im Gefängniß einem gewaltsamen Tod entgegen harrte, gelang ihm, unter einem schändlichen Gaukelspiel, in welchem er allerdings das Recht ehrte, weil er den Schein zu verbreiten wußte, als werde ihm die Krone vom Volk aufgedrungen, diese Krone wirklich auf seinen Kopf zu setzen. Richard's III. Regierung war finster, wie sein Gemüth, und blutig, wie die Stufen, auf welchen er zum Throne gelanget war. Und obwohl sich nicht eben behaupten läßt, daß die Sache des Volkes, des Rechtes und der Freiheit durch ihn großen Nachtheil gelitten hat: so kann man doch nicht umhin, sich darüber zu freuen, daß seine Regierung nur zwei Jahre dauerte, nicht bloß, weil er auf eine so schandbare und gottlose Weise sich derselben bemächtiget hatte, sondern auch, weil von ihm, wenn er Zeit erhalten hätte, sich in seiner Art zu entwickeln, nur Gräßliches und Abscheuliches erwartet werden konnte.

635. Heinrich Tudor, durch sehr günstige Aussichten nach England zurück gebracht, hatte das Glück ihn in der Schlacht bei Boswoth (J. 1485) zu besiegen und zu erlegen; und alsdann ward ihm nicht schwer, als König Heinrich VII. ein neues Haus, sein

Haus, Tudor, auf dem Englischen Throne zu erhalten und zu befestigen. Der Stamm Plantagenet hatte sich selbst vernichtet; nur ein einziger Zweig war noch übrig, der leicht unschädlich gemacht werden konnte. Heinrich selbst hing nur sehr lose mit den Lancastern zusammen; unter den gegebenen Umständen aber genügte auch das Spiel mit dem Namen, und kaum hatte er nöthig, auf seine Gemalin, die letzte Erbin der Yorks, hinzuweisen. Die Gemüther der Menschen hatten nach dem schauderhaften Gewirre von fünf und dreißig Jahren keine größere Sehnsucht, als nach Ruhe. Allerdings zuckten die alten Krämpfe noch lange; daß aber eine andere Zeit eingetreten war, bewies schon der Eine Umstand, daß der unruhige Geist nur etwa in Bäcker-Burschen erschien, um den Thron in Anspruch zu nehmen. Ein Mann jedoch, wie Heinrich VII., so erfahren in feinen Künsten und so entschieden in der Ergreifung starker Maßregeln, entging leicht solcher Gefahr und wußte auch Mittel, die Macht der großen Häuser zu zerstückeln und unschädlich zu machen. Ehe das Jahrhundert zu Ende lief, war jede Gefahr verschwunden. Aber der Boden Englands war so kräftig mit Bürgergeiste geschwängert, und so stark mit Bürgerblute gedünget, daß die Reihe von Begebenheiten, welche mit Heinrich VII. beginnet, sich noch lange hinziehen konnte, ehe Ordnung, Ruhe und gesetzmäßige Freiheit gewonnen ward.

Zehntes Capitel.

Die nordischen Völker und Staaten.

636. Die Völker und Staaten des Nordens, über deren Geschichte wir (399. ff.) einige Andeutungen bis nach der Mitte des dreizehnten Jahrhundertes hin gegeben haben, sind seit dieser Zeit für eine allgemeine Geschichte, wie wir zu geben versuchen, bei Weitem weniger wichtig als zuvor. Die abenteuerlichen Fahrten, durch welche die Nordmannen und Dänen früher zur Verbindung der Welt und zur Aufregung der Völker beigetragen hatten, waren längst verschwunden; zu Gründungen neuer Staaten hatte die Ausbildung der Völker den Raum genommen; und die starke Kraft nordischer Männer ward auch von Eroberungen durch die Macht der Reiche zurück gehalten. Die Völker und Staaten des Nordens waren daher, meistens, auf sich selbst beschränket; sie bildeten, obwohl germanisches Stammes, eine eigene Welt, und hingen mit den übrigen Völkern fast nur durch Handel und Verkehr zusammen. Gegen einander aber hatten sich die Bewohner der Nordländer in drei Völker und Reiche, zu ihrem Glücke, zusammen gelebt, und zwischen diesen drei Reichen und Völkern fand die Reibung, aus welcher sie selbst hervorgegangen waren, fortdauernd Statt. Im Inneren der einzelnen Reiche aber hatte nicht nur das Christenthum obgesieget und eine Kirche eingeführet, wie bei den übrigen Völkern des Abendlandes bestand, sondern

es hatte sich die Gesellschaft auch ständisch gegliedert und das Lehenwesen war auch hier, obwohl auf einem ganz eigenthümlichen Wege, zur Herrschaft gekommen; und mit dieser Gliederung der Gesellschaft, und mit dieser Herrschaft des Lehenwesens, waren auch hier alle die unseligen Folgen eingetreten, welche der Jammer der übrigen Völker Europa's waren. Es ist aber nicht nöthig, die Vorgänge, in welchen diese Gestaltung ein ganzes Jahrhundert hindurch Statt fand, zu verfolgen. Die Kriege, im Ursprunge sehr verschieden, in der Art immer gleich, welche die Staaten des Nordens fast unaufhörlich wider einander führten, haben außer dem Einfluß auf den Geist eben so wenig Folgen gehabt, die bleibend gewesen sind, als die Händel, welche im Besonderen die Dänen mit den Küstenländern des teutschen Reiches und in Liefland und Esthland bestanden, oder ihre Fehden mit der teutschen Hanse, welche freilich an sich selbst von großem Interesse sind; und die inneren Zwiste, obwohl äußerst merkwürdig, waren im Wesentlichen nur eine Wiederholung der Zwiste in den übrigen Reichen der germanischen Welt.

637. In Dänemark wurden die Unruhen, welche nach der Natur der Dinge aus der Entwickelung der ständischen Verhältnisse und aus dem Ringen des Geistes mit der alten Rohheit hervorgingen, besonders durch die Zwietracht genähret, welche Waldemar II. in seinem Hause begründet hatte. Seine Söhne, welchen er das Reich getheilet, traten in blutige Feindschaft gegen einander, und was an wilden Leiden-

schaften, was an Selbstsucht und Uebermuth, an Trotz und Frechheit bei den geistlichen Herren wie bei den weltlichen vorhanden war, das mischte sich ein in diese Feindschaft, und schürte und sprützte. Das größte Leiden von allen Gewalt- und Schandthaten jedoch fiel auch hier, wie überall, auf Diejenigen, welche am Fernsten standen, und die Gesetzbücher, welche der siegreiche Waldemar seinen Landen gegeben hatte, gewährten Niemandem Schutz. Nachdem aber seine Söhne alle einen gewaltsamen Tod gefunden, behielt Erich Glipping, sein Enkel, (J. 1259) die Krone, und gerieth sogleich in die unselige Verwirrung, in welcher sein Vater und seine Oheime zu Grunde gegangen waren, und durch welche hindurch die Bannflüche des trotzigen und ehrgeizigen Erzbischofes von Lund, der so gern Papst im Norden gewesen wäre, häßlich ertönen. Und auch er entging nicht. Nachdem er durch Nachgiebigkeit und Glück endlich Ruhe vor dem gewaltigen Priester erhalten, gerieth er mit dem Adel in Streit, und die Handfeste, welche er sich (J. 1283) abängstigen ließ, und welche hier, in Dänemark, wo die ständische Absonderung auf eine ganz andere Weise, als in den südlichen Staaten der germanischen Welt bewirket war, allerdings eine gesetzliche Befestigung der erschlichenen, erlisteten, ertrotzten Gewalt des Adels war — diese Handfeste schützte ihn nicht vor dem Meuchelmorde (J. 1286). Wer für gesetzliche Freiheit und festes Recht, mithin für Menschlichkeit und Bildung, keine andere Gefahr siehet, als die Willkühr der Könige, der mag allerdings diese Handfeste preisen. Niemand hin-

gegen wird sich ihrer freuen, welcher den Gang der Entwickelung in Dänemark vor Augen hat und es weiß, daß das höchste Verderben in der Zerreißung und Verwirrung der Gesellschaft liegt, in Unordnung und Gewaltthat, in der Untertretung der niederen Menschen-Classen durch die höheren, und daß die Throne der Könige und die wahre Freiheit der Völker gewöhnlich dieselben Freunde und dieselben Feinde haben, weil die Throne nur unerschütterlich stehen auf einer solchen Freiheit der Völker, und weil diese Freiheit der Völker keinen sichereren Schutz hat, als unter den Thronen der Könige.

638. Erich's Söhne empfanden es schon, wohin man strebte. Nachdem sich der Eine, Erik Mendved, durch eine lange Reihe von Zwisten mit der Geistlichkeit und mit weltlichen Herren, den eigenen Bruder eingeschlossen, von Verschwörungen und Fehden, mit Kraft, Geist und Glück hindurch gewunden hatte, erhielt der Andere, Christoph II., das Reich (J. 1319), aber nur gegen die Annahme von Bedingungen, welche man ihm vorzuschreiben für gut fand. Allerdings enthielt diese Urkunde Bestimmungen, die sehr schön zu nennen sein würden, wenn etwa das Verhältniß von Eroberern und Besiegten, von Herren und Unterworfenen ursprünglich zu mildern und zu überwältigen gewesen wäre; hier aber, in Dänemark, geschah durch diese Urkunde ein großer Fortschritt in der Ungleichheit der Menschen, und die Geistlichkeit und der Adel hatten sich am Beßten bedacht. Sonderbar, wenn man

diesen beiden Ständen sogar zum Verdienst anrechnen wollte, daß sie die Bürger und die Bauern nicht gänzlich aus der Urkunde zu entfernen vermochten! Christoph's verschrieenes Wesen gab allerdings der Sache einen artigen Anstrich; im eigentlichen Sinne der Urkunde wurde Nichts dadurch geändert. Er selbst, der König, mochte wohl erkennen, worauf es abgesehen war, und machte daher bald Versuche, die Fessel zu zerbrechen, die man dem Königthum angelegt hatte. Aber er erfuhr zu seinem Unglücke, mit welchen Gegnern er es zu thun hatte! Verlassen und flüchtig (J. 1326), mußte er aus der Ferne zusehen, wie sein Reich, von äußeren Feinden (den Schweden) angegriffen und von inneren Parteien zerrissen, ohne König und ohne Haupt, aus einander fiel und gänzlich zu Grunde zu gehen in Gefahr stand. Alle seine Versuche mißlangen; er mußte den Kelch des Jammers bis auf den Grund ausleeren, ehe ihn der Tod von der Schmach seines Daseins erlösete (J. 1333). Die unbeschreibliche Noth aber, welche aus der gränzenlosen Zerrüttung hervor ging, führte endlich Christoph's II. Sohn, Waldemar III. (IV.) Atterdag (J. 1340) auf den Thron, und in ihm einen Fürsten, wie Dänemark nöthig hatte, wenn es nicht verschwinden sollte aus der Reihe der Reiche; einen Mann von tüchtigem Geist, in einer großen Schule gebildet und mit Allem, was Teutschland Ausgezeichnetes hatte, wohl bekannt. Von teutschen Männern unterstützet, gewann er mit dem Schwert in der Hand die Krone, und wurde der Wiederhersteller des Reiches. Wohl mußte er den mächtigen Her-

ren Vieles zugestehen; wohl unterschrieb er dieselbe Urkunde, mit welcher das Unglück seines Vaters begonnen hatte; wohl gab er auf, was er nicht zu halten vermochte, namentlich Esthland: aber vor seiner Gewandtheit im Unterhandeln und seiner besonnenen Schnelligkeit im Thun verschwand der todte Buchstabe; für Das, was in der Ferne verloren ging, ward in der Nähe Wichtigeres wieder gewonnen, und Das, was die Hauptsache war, wurde gerettet, Trotz alles Ingrimmes Derer, die nur in der Verwirrung bestehen und gedeihen konnten. Uebrigens starb mit ihm der männliche Stamm der Estrithiden in Dänemark aus (J. 1375).

639. In Schweden war um die Mitte des dreizehnten Jahrhundertes das mächtige Haus der Folkunger mit Waldemar I. auf den Thron gekommen, zu welchem Waldemar's Vater, Birger, unter den blutigen Zerrüttungen des Reiches als Jarl desselben den Weg gebahnet hatte. Durch dieses neue Geschlecht geschah im Anfange Manches für Gesetz, Recht und gute Ordnung, was fortan heilsam für die Entwickelung des Geistes geworden und geblieben ist; aber es selbst, dieses Geschlecht, kam weder zu einem ruhigen noch zu einem dauernden Besitze des Reiches. Familien, eifersüchtig auf das Glück der Folkunger, erregten Unruhen, Fehden und Krieg, um ihnen den Thron zu entreißen; der aufrührerische Geist ständischer Trennung und Absonderung trieb die Geistlichkeit und den Adel zu demselben eigennützigen Streben, das auch in anderen Ländern so ver-

derblich wurde; Fremde mischten sich ein, und Waldemar gerieth, nach des Vaters Tode (J. 1266), mit seinem eigenen Bruder, Magnus, in einen unseligen Zwist, in welchem er zuletzt durch diesen Bruder von dem Throne der Schweden und Gothen verdränget wurde (J. 1278). Allerdings mochte Magnus I. des Thrones würdig sein, aber Heil und Glück brachte er nicht mit demselben auf seine Kinder. Der Gräuel wuchs bis zum Ungeheueren. Sein Sohn Birger wurde, kaum zur Volljährigkeit gelanget (J. 1290), gegen seine eigenen Brüder von einem freilich wohl nicht ungegründeten Argwohne dergestalt gepeiniget, daß er, das scheuslichste Gift immer mehr in sich einsaugend, endlich (J. 1318) auch den unnatürlichsten und gottlosesten Frevel zu vollbringen vermochte: er ließ sie im Gefängnisse verhungern. Diese unerhörte Grausamkeit gab, wenigstens, die Veranlassung, ihm und seinem Sohne, (der bald nachher gerichtlich ermordet ward) den geschändeten Thron zu entziehen, und seinen Neffen Magnus II., Smek, ein unmündiges Kind, auf denselben zu erheben. Dieses Kind erbte zu gleicher Zeit, weil Harald Haarfagre's alter Stamm (J. 1319) ausstarb, den Thron von Norwegen, in welchem Reich, obgleich unter den Königen Erich und Hakon VI. die Ruhe nicht bestanden war, die man früher (405) gewonnen, doch mehr Ordnung und Gesetzmäßigkeit geherrschet hatte, als im übrigen Norden. Und da um diese Zeit auch jenseits des bothnischen Meerbusens das Land weit und breit unter Schwedens Herrschaft gebracht war: so mochte es wohl Vielen scheinen, als

sei etwas Großes erreichet. Aber die wahren Gränzen der Reiche sind nicht allein nach der Lage und Gestalt der Länder abzumessen; denn die Macht der Geschichte ist niemals gering zu achten und das Bedürfniß des Geistes der Völker ist höher anzuschlagen, als Berge und Meere. Eine Zeit lang konnte wohl Friede und Eintracht bestehen, aber gewiß nicht auf die Dauer. Hätte König Magnus II., als er zu den Jahren kam, da er die Regierung selbst übernehmen konnte, sich als einen Mann gezeiget von großem Geist und entschiedener Willenskraft: so hätte er die Verbindung Norwegens mit Schweden vielleicht gewaltsam zu befestigen vermocht; seine Schwäche aber konnte nur zu Verwirrungen, zu Abscheulichkeiten und zu einer neuen Trennung führen.

640. Diese Erfahrung jedoch wurde bald vergessen. Als das Haus der Folkunger mit Magnus II. mit seinen Söhnen und seinem Enkel zu Grunde ging, da wurde sogar eine Vereinigung aller drei Reiche versuchet. Margaretha, die Tochter Waldemars III. von Dänemark (638), Gemalin Hakon's VII., Königes von Norwegen, eines Sohnes von Magnus II., vereinigte zuerst, nach dem Tod ihres Sohnes Olaf V. (J. 1387) Norwegen mit Dänemark, zu dessen Frau, Fürstin und Vormundin sie schon früher, nach dem Tod ihres Vaters (J. 1376) erkläret war. Inzwischen hatten die vornehmen Herren in Schweden, geistliche wie weltliche, gefunden und fanden immer mehr, daß ihr König Albrecht (von Meklenburg), durch dessen Wahl sie (J.

1363) sich von den verhaßten Folkungern zu befreien gesuchet, ihre Wünsche — ohne Maß und Halt — nicht erfüllte. Durch ihr wildes Streben und durch die Forderung eines Zustandes, welchen sie unaufhörlich selbst zerstörten, veranlaßten sie den König, unmuthig und mißtrauisch, Männer aus seinem alten Vaterlande, weil sie seine Seele hatten, ungebührlich zu begünstigen und willkührliche Gewalt zu üben oder zu erstreben. Hierüber unzufrieden wandten sich Viele, von Margaretha's wahrhaftig großen Eigenschaften eben so sehr angezogen als von ihrem Ansehen und ihrer Macht, an diese Königin um Hülfe. Albrecht war im Begriffe gewesen, die Waffen gegen Margaretha zu ergreifen, um sie vom Throne zu stoßen und seinen Neffen hinauf zu heben. Es ist daher begreiflich genug, daß die so stolze als glückliche Frau den Gedanken faßte, auf die beiden Kronen, die ihr Haupt schmückten, noch eine dritte zu setzen, welche sie Albrechten entreißen wollte. Ihrer Forderung gegenüber gelangte die alte Parteiung zu einem neuen Leben und zu einem größeren Umfang. Im Allgemeinen hielten die Städte und, wie es scheinet, auch die Bauern, treu zu dem Könige, welchem sie Treue geschworen hatten; der Adel aber und die Geistlichkeit, durch deren Einfluß doch Albrecht's Wahl entschieden war, wandten sich von ihm hinweg, und gingen der fremden Königin entgegen. Albrecht, vertrauend auf die Treue der Bürger und auf die Tapferkeit der Teutschen, scheinet nicht ohne Hoffnung, über die äußeren, wie über die inneren Feinde zu triumphiren, in den Krieg gegangen zu

sein. Aber Verrath und Unglück verfolgten ihn! Die Schlacht bei Falköping (J. 1388) entschied Margarethen's Sieg über ihn; er wurde gefangen. Der Kampf jedoch wurde nicht geendiget. Das Haupt war gefallen, die Partei war geblieben. Von teutschen Fürsten und von der teutschen Hanse unterstützet, setzte dieselbe den Kampf fort; und mehrere Jahre hindurch litt Schweden an allen Gräueln des bürgerlichen Krieges, in welchen Fremde sich einmischten, welchen Fremde nährten und schürten.

641. Die Union der drei Reiche zu Calmar (12. Jul. 1397) war das Ergebniß der Umstände und keinesweges das Werk einer reinen, oder nur großartigen Politik. Es ist seltsam genug, daß dieser Gedanke in dem Kopf einer Frau entsprang, und zwar der ersten Frau, die auf dem Thron eines nordischen Reiches saß. Indeß ist in der That auch kaum einzusehen, was der Königin bei der Lage der Dinge Anderes übrig geblieben wäre. Der männliche Stamm der königlichen Häuser war in allen drei Reichen ausgestorben; Margaretha war durch die Macht der Verhältnisse auf alle drei Throne gehoben; durch diese Gunst des Glückes bewogen, vielleicht auch durch eitele Vorstellungen von ihrem Geist und ihrer Kraft bestimmet, hatte sie ihrem Groß-Neffen, Erich von Pommern, den Thron der einzelnen Reiche versichert. Die steten Händel und Kriege zwischen den drei Reichen waren nicht vergessen, und nicht ohne Scham konnte man an den Uebermuth denken, mit welchem die teutsche Hanse ihre Macht den

entwürdigten Königen des Nordens fühlbar machte. Man begreifet daher gar wohl, daß Margaretha auf den Gedanken der Vereinigung der drei Reiche verfallen konnte, um durch dieselbe die Krone zu sichern, einen beständigen Frieden im Norden zu erhalten und gegen die Fremden, welche in der Feindschaft der Reiche gegen einander die meiste Gewalt gefunden hatten, eine starke Macht zu bilden. Aber mißlingen mußte der Versuch nothwendig. Eine wirkliche und bleibende Vereiniguug wäre unstreitig nur möglich gewesen, durch Eroberung, durch Unterwerfung, durch willkührliche Herrschaft, auf ein stehendes Heer gegründet. Und im Norden fehlte es an diesen Bedingungen.

642. Schon in Calmar trat der volksthümliche Geist der Schweden, angethan mit dem Harnische der Geschichte, der fremden Königin entgegen; und durch ihn wurde der ursprüngliche Gedanke Margaretha's ganz entfernet, und ein Vertrag erwirket, welcher, bei der Unnatürlichkeit des ganzen Entwurfes, noch die beßte Ausgleichung gewährte. Hätte man den drei Reichen ihre besonderen Verfassungen und Verwaltungen genommen; hätte man die Wahl des Königes aufgehoben; oder hätte man diese Wahl völlig frei gelassen: in der That die Vereinigung der drei Reiche würde auch dem Namen nach schwerlich über Margaretha's Tod (J. 1412) hinaus bestanden sein. Diese lockere Verbindung aber war recht dazu geeignet, stets zu reizen, aufzuregen und zu verwirren; und diese Aufreizung

mochte den nordischen Völkern, bei dem Mangel eines anderen Feindes, wohl heilsam sein, um sie vor Selbstversäumniß und vor dem Rückfall in die alte Nacht zu bewahren. Und wenn unter den Streitigkeiten und Händeln, welche aus dem seltsamen Verhältnisse hervorgingen, die Geistlichkeit immer größere Macht gewann, so wurde dadurch vielleicht der Reformation nur vorgearbeitet; und wenn zugleich der Adel sich höher über das Volk erhob, und Anmaßungen geltend machte, welche den unteren Ständen gefährlich waren: so ward auch dadurch vielleicht die volksthümliche Auflösung der Union nur erleichtert, ohne daß eine bleibende Gefahr für die Zukunft entstanden wäre. Im Uebrigen hängen die Ereignisse, welche während der Union Statt fanden, so genau mit der späteren Geschichte zusammen, daß sie nothwendig im Zusammenhange mit dieser Geschichte vorgetragen oder berühret werden müssen. Darum verlassen wir auch den Norden in seltsamer Spannung!

Eilftes Capitel.

Die slavischen Länder: Preußen, Polen, Rußland.

643. Sowohl wegen unserer Ansicht vom Mittel-Alter, als wegen der Sache selbst und wegen ihrer Folgen, müssen wir vor Allem unsere Aufmerksamkeit auf die Gründung und Verbreitung des teutschen Le-

bens und der teutschen Herrschaft richten, welche längs der Gestade des baltischen Meeres bewirket ward, von Liefland herab durch Preußen hindurch bis zu den slavischen Ländern, welche man als Theile des teutschen Reiches ansah. Diese Gründung und Verbreitung durch die Schwert-Ritter und die Ritter vom teutschen Orden ist in jeder Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung. Das Unternehmen selbst hat freilich eben so wenig etwas Auffallendes, als das Gelingen desselben etwas Außerordentliches. Religion und Ritterlichkeit trieb zu dem Wagniß, und die Ueberlegenheit in der Kriegskunst und in der Bildung überhaupt sicherte den Sieg über die armen lettischen Völker dieser Gegend; auch fehlte es keinesweges an dem Nachdrucke sinnlicher Kräfte. Schwerlich aber kann je ein denkender Mensch diese Eroberung und Unterwerfung der weitgedehnten Küsten-Länder betrachten, ohne daß ihm die Unnatürlichkeit und Gewaltsamkeit, nicht allein des Verhältnisses der Eroberer zu den Besiegten, sondern auch der Stellung des unterworfenen Gebietes zu dem Lande, das unbesieget blieb, hart auf die Seele fiele. Jenes Verhältniß der Eroberer zu den Besiegten war nicht bloß, hier wie überall, nach der Natur der Sache höchst traurig; sondern es mußte hier fast nothwendig zwiefach verderblich werden, da die Unterwerfung nicht durch ein eroberndes Volk unternommen wurde, sondern durch einen Stand, durch eine abgesonderte Menschen-Classe, die sich aus ihrem Volke fast ausschied, nicht ohne Stolz, nicht ohne Trotz, desto gefährlicher, je mehr sie sich selbst im religiosen Eifer und Brauche täuschen, und in mißverstan-

dener Demuth vor Gott Härte gegen Menschen und Menschheit gerechtfertiget glauben möchte. Im Ablaufe der Alles ändernden und Alles ausgleichenden Zeit konnten freilich die Spuren der Verwüstung und Untertretung, des Blutes und Jammers verwischet werden; aber für diese Sieger war es unmöglich, sich mit den Besiegten zu vermischen, und in sie aufzulösen. Die Stellung des unterworfenen Gebietes zu dem Lande hingegen, welches dem Unglück entging, scheinet mit den Gesetzen der volksthümlichen Entwickelung des Menschengeistes in einem starken, vielleicht unauflöslichen Widerspruche gewesen zu sein. Nach dem gewöhnlichen Gange menschlicher Dinge, welchen die Geschichte enthüllet, mußten entweder die slavischen Völker, ohne sich in eigenthümlicher Weise kräftig zu entwickeln und zu gestalten, zu Grunde gehen, wie etwa die Iberer und Gallier zu Grunde gegangen sind, oder sie konnten nicht aufhören, dem Meere zuzustreben, um den freien Verkehr mit der übrigen Welt zu gewinnen. Das Erste zu bewirken, ist den Siegern unmöglich gewesen; welchen Erfolg das Andere haben wird, das liegt in der Hand der ewigen Waltung. Des Menschen Blick ist schwach und kurz; Irrthum ist sein Loos, er selbst jedoch soll sich nicht zu täuschen suchen, sondern die Wahrheit zu erkennen streben, auch wenn sie schmerzlich ist.

644. Bei der Erwägung aller dieser Dinge aber dränget sich wegen dieser Gründungen die Frage: warum und wozu? um so unwiderstehlicher auf, je schau-

verhaßter der Kampf war, unter welchem sie Statt fanden, und je namenloser das Unglück, das über schuldlose Menschen und Geschlechter kam. Dem menschlichen Herzen wird es Bedürfniß, eine versöhnende Bedeutung in diesen Vorgängen aufzusuchen. Und wohl bietet sich Manches dar, welches einige Beruhigung für Vergangenheit und Zukunft geben zu können scheinet. Die Völker lettisches Stammes scheinen, bei ihrer Lage und ihrer inneren Schwäche völlig außer Stande gewesen zu sein, in Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu bestehen. Wären sie nicht in die Gewalt der Teuschen gekommen, so würden sie von den Slaven, von Russen und Polen, unterworfen sein. Bei den Verhältnissen dieser Völker aber wären sie vielleicht unnütz zu Grunde gegangen; unter den Teutschen hingegen haben auch sie dem Geiste der Menschheit gedienet. Denn indem die Teutschen sich der Küsten des baltischen Meeres bemächtigten, gewannen sie Raum und Gelegenheit, ihre Kräfte zu üben und auszuleben, und dieser Raum und diese Gelegenheit war ihnen vielleicht doppelt nothwendig im Norden, da der Gang der Ereignisse ihnen im Süden Schranken gesetzet hatte. Und indem sie sich jener Küsten durch Ritter und Kreuzfahrten bemächtigten, entfernten sie nicht bloß aus Teutschland viele Menschen, welche einer freieren Entwickelung im Wege standen, sondern sie brachen auch in die Scheidewände ein, welche Menschen von Menschen trennten, und trugen wesentlich dazu bei, der Zeit eine andere Richtung zu geben. Ueberdieß wurden sie Vermitteler der Bildung. Sie trugen den Slaven des Nordens zu, was sie selbst

besaßen oder im Süden gewonnen hatten; sie gaben ihnen einen Reiz, der heilsam war, und zeigten ihnen ein Ziel, welchem sie zustreben mußten, wenn sie Theil haben wollten an dem Lichte der ersten Völker. Endlich führten sie mannigfaltige Berührungen und Reibungen zwischen den Staaten des Nordens herbei; sie legten zugleich den Grund zu Veränderungen, die im Fortgange des Lebens für das teutsche Reich, und für alle Staaten Europa's von großer Bedeutung werden mußten, und machten die Einleitung zu Begebenheiten, die man wohl ahnen, die aber Niemand voraussehen kann bis diesen Tag.

645. Aus den einzelnen Ereignissen heben wir nur Einiges aus zu einiger Bezeichnung des Ganges! Zuerst führte der bürgerliche Geist des Gewerbfleißes teutsche Männer — Kaufleute aus dem alten edlen Bremen — zur Bekanntschaft mit Liefland (J. 1158). Der Mönch Meinhard folgte alsdann mit dem Kreuz auf dem Wege, den sie gefunden; und bald stellte sich, da die alten Götter nicht weichen wollten, der Orden der Schwert=Ritter, vom Bischof Albrecht (J. 1201) errichtet, neben und unter das Kreuz. Aber der Erfolg war auch jetzt, obgleich zuweilen rasch, doch niemals gewiß. Der alte Glaube und die alte Freiheit, Beide schmählich untertreten, stellten sich in den Einwohnern des Landes entgegen; die Russen waren gefährlich, und wenn man in den Dänen, welche herbei gerufen unter Waldemar II. erschienen, auch befreundete Glaubensgenossen hatte, so erkannte man doch bald

in ihnen politische Feinde. Der Orden der Schwert-Ritter und mit ihm das Christenthum würden daher wahrscheinlich ausgerottet sein, wenn er sich nicht (J. 1237) dem Orden der teutschen Herren angeschlossen hätte, welcher um diese Zeit in Preußen mit großem Glücke das Schwert des Glaubens führte. Und die schreckliche Zerstörung, welche bald nachher die Mongolen über Russen und Polen brachten, erleichterte alsdann dem vereinigten Orden sein frommes und blutiges Werk.

646. Mehrere Versuche nämlich, welche seit Adelbert von Prag zur Bekehrung der Preußen vom Norden her und vom Süden unternommen waren, hatten diese für den Glauben und für die Freiheit besorgt gemacht, und dergestalt erbittert, daß sie auf die benachbarten Länder mit furchtbarer Kraft wiederholte Anfälle wagten. Herzog Konrad von Masovien wußte der Zerstörung seines Landes, zu welcher er sie selbst gereizet hatte, nur durch fremde Hülfe abzuhelfen. Er erwartete, natürlich genug, diese Hülfe von Rittern und vom Kreuze. Nach einigen vergeblichen Versuchen, wandte er sich an den teutschen Orden. Die teutschen Ritter aber, konnten sie eine schönere und bequemere Gelegenheit finden, Ruhm und Macht zu gewinnen, und den beiden anderen Orden, deren Herrlichkeit sie durch ihre Tapferkeit und Demuth nur dienen zu müssen schienen, einiger Maßen gleich zu kommen, als wenn sie, vom vaterländischen Boden aus, unterstützet von der Kirche und vom eigenen Volke,

Kreuz und Schwert gegen die Heiden trugen, und das schöne Land derselben unterwarfen, welches Herzog Konrad ihnen gern schenkte, weil es ihm nicht gehörte, welches Kaiser und Papst ihnen eben so gern bestätigten, weil Keiner dabei verlor? Der Groß Meister des teutschen Ordens, Hermann von Salza, konnte sich über die Lage der Dinge im heiligen Land unmöglich täuschen; es mußte ihm Vieles daran liegen, für seine Gesellschaft einen neuen Boden, einen starken Halt, eine andere Bestimmung zu gewinnen und zu erhalten. Also sandte er (J. 1230) eine kleine Schaar seiner Ritter; und indem diese von Vogelsang aus über die Weichsel setzten und in Thorn (J. 1231) festen Fuß faßten, begannen sie einen Krieg, dessen Geschichte an That und Blut, an Jammer und Gräueln, an Schlauheit, Arglist und jeder Kunst, welche die überlegene Gewalt ausüben mag gegen rettungslose Verzweifelung, einen heillosen Reichthum darbietet, und einen noch weit größeren Reichthum darbieten dürfte, wenn wir Zeugen vernehmen könnten von beiden Theilen. Und ungeachtet aller jener Thaten und Künste, und ungeachtet des Zuströmens von Rittern, Kreuzfahrern und Colonisten aller Art, war doch ein halbes Jahrhundert (— J. 1283) erforderlich, ehe es gelang, die Preußen, die für ihre alten Götter und über den Gräbern ihrer Väter kämpften, auszurotten, zu vertreiben, oder zur Unterwerfung zu schrecken und zu locken!

647. Es ist allerdings wahr: die teutschen Ritter bewiesen in Preußen eine ungewöhnliche Geneigtheit zu

Milde und Gnade; aber es war jene Milde, welche Sentius Saturninus den Teutschen bewies, und jene Gnade, welche Karl der Große für die Sachsen hatte. Es ist nicht minder wahr: bei der ersten Unterwerfung der hart geängstigten Preußen (J. 1249), wurden ihnen, unter Einwirkung des Papstes, Bedingungen zugestanden, welche, den Worten nach, sehr freundlich klingen; aber, wenn man auch vergessen könnte, daß diese Bedingungen die Folge schauderhafter Vorgänge waren: beweisen sie nicht selbst hinlänglich, daß man die Preußen, indem man sie von ihrem Kriwe hinweg zur Taufe führte, zu trennen, durch die Trennung zu schwächen, und in der Schwäche zu fesseln suchte? Selbst die Großmuth, mit welcher man ihnen ihre Besitzungen, nachdem man für die vier Bischöfe und sich selbst hinlänglich gesorgt hatte, als Alloden und nicht als Lehen lassen wollte, war zum Vortheil der Ritter berechnet. Und ist denn der Vertrag gehalten? Welche Gewähr hatten die Wehrlosen? Der Umstand, daß der Kampf nach diesem Vergleiche noch vier und dreißig Jahre fortdauerte, und daß viele Preußen lieber Alles erdulden, als so großmüthige Bedingungen annehmen wollten, scheinet über denselben ein eben so schweres Zeugniß zu sein, als der spätere sittliche Zustand des unterworfenen Volkes. Endlich ist eben so wahr, daß, während das Land viele Burgen und feste Schlösser, Zeichen der Herrschaft, des Zwanges und der Gewalt, aufstehen sah, auch im Gebiete des Ordens herrliche Städte entstanden, von Teutschen gegründet oder belebt, von den Rittern mit schönen Freiheiten

urkundlich ausgestattet, und angefüllet mit Gewerbfleiß und regem Verkehr; und es ist nicht zu leugnen: diese Städte (Culm, Elbing u. s. w.) sind sowohl durch ihre Thätigkeit und ihren Handel, als durch die Stellung, welche ihnen im Drange der Umstände von dem stolzen Orden gewähret wurde, höchst wichtig geworden für Geist und Bildung; aber für die alten Einwohner, welche in ihrer natürlichen Entwickelung gestöret und mit Gewalt um ihre ganze Eigenthümlichkeit gebracht wurden, ist der Geist der Hanse kein Segen gewesen.

648. Während auf solche Weise teutsche Herrschaft längs der Ufer des baltischen Meeres, sich anschließend an die Eroberungen der Dänen und Schweden, gegründet und befestiget wurde, kamen die Russen, auf einer anderen Seite, in unglückselige Verhältnisse hinein, durch welche den Teutschen, den Dänen und Schweden ihre Unternehmungen allerdings erleichtert wurden. Seit der Theilung des Reiches durch Wladimir I., über welche wir früher (416) ein Urtheil zu gewinnen versuchet haben, war dasselbe nach und nach in mehr als fünfzig Fürstenthümer zerfallen; und die Theilfürsten, eifersüchtig auf einander und auf Den, der ihr Großfürst sein sollte, hatten durch stete Streitigkeiten, Fehden und Händel jeden Gedanken an ein gemeinsames Vaterland in ihrer Seele und in der Seele ihres Volkes vertilget. Um so leichter wurde ganz Rußland in die Abhängigkeit von den Mongolen gebracht, als Dämutschin's Sohn, Oktai, ein unermeßliches Heer unter dem Chan Batu aussandte und die-

ses Heer über Kaptschak in Rußland einströmte (J. 1238), und als Batu, von seinen Raubzügen nach Polen und Ungern wiederkehrend, an der Wolga den Sitz der goldenen Horde aufschlug. Die Fürsten Rußlands, von welchen die Zeichen verachtet waren, die den Tag des Unglückes verkündiget hätten, wurden auch nicht zur Besinnung gebracht, als dieses Unglück über sie herein gebrochen war. An Statt sich an einander zu schließen, den alten Hader zu vergessen, und, das Vaterland und den Glauben bedenkend, mit vereinter Kraft dem furchtbaren Feinde, wenn nicht die Selbständigkeit abzukämpfen, doch die Achtung abzuzwingen, welche auch der Sieger einem zahlreichen Volke nicht versagen darf — an Statt Dieses zu thun, eilten sie bethöret in die Horde, bemüheten sich einzeln die Gunst und Gnade des Chans zu gewinnen, und von ihm den fürstlichen Stuhl zu erbetteln. Dadurch verriethen sie dem Chane den Zustand ihres Reiches, ihre Uneinigkeit und ihre Schwäche; dadurch reizten sie ihn zu den Kränkungen, welche ihnen fortan zugefüget wurden, und zu den Mißhandlungen, welche über das schuldlose Volk kamen; dadurch aber riefen sie auch die feindselige Gesinnung der Nachbaren im Westen auf, und Polen, Litthauer, Teutsche, Schweden, suchten Gewinn von ihrem Unglück. Und wenn auch das nördliche Rußland weniger litt; wenn besonders Novgorod, obgleich keinesweges verschonet, den alten freien Geist bewahrte, der durch die teutsche Hanse in ihr erwecket war: so wurde doch damit wenig gewonnen,

und der unendliche Jammer des südlichen Rußlands wurde dadurch nicht gemindert.

649. Einzelne Fürsten, wie Alexander I. Jaroßlawitsch (von einem Sieg über die Schweden J. 1241 der Newaische genannt), mochten allerdings wohl den Sitz des Unheiles erkennen; aber sie konnten nicht helfen. Mehr als ein ganzes Jahrhundert, voll von Schmach und Abscheulichkeit, war nothwendig, schöne Gaue, selbst die alte Hauptstadt Kiew mußte an die Litthauer (J. 1319) verloren gehen, ehe das Gefühl des Vaterlandes wieder erwachte und der schwarze Tod (J. 1350) mußte auch über dieses arme Land verwüstend hinweg gegangen sein: ehe man den Gedanken zu fassen wagte, den Tataren könne die Spitze geboten werden. Dieser Gedanke aber mochte wohl zunächst aus der Bemerkung hervor gehen, daß auch das Reich der Mongolen, Kaptschak, während es Kriege mit Persien bestehen mußte, durch Streitigkeiten über die Erbfolge in sich selbst zerfiel, und, unter mehrere Chane getheilet, die Kraft verlor, vor welcher man gezittert hatte. Von dieser Zeit an — um die Mitte des vierzehnten Jahrhundertes — änderte sich das Verhältniß. Bisher hatten die Mongolen drohend und mit dem Schwert in der Faust dagestanden, und die russischen Fürsten hatten sich nur durch Demuth, Nachgiebigkeit und Fügsamkeit zu erhalten gewußt; von nun an wußten die Mongolen bei den Russen nur durch List, Ränke und Aufhetzung Gehorsam zu erhalten; die russischen Fürsten hingegen blickten auf ihr Schwert, und das

Volk wünschte den Kampf. Endlich gelang es dem Großfürsten Dimitry IV., von Moskwa aus, welches (seit 1328) der Sitz des Großfürsten war, die Fürsten Rußlands mit ihren Schaaren zu vereinen und gegen den Chan der Donischen Horde, Mamai, ins Feld zu führen. Er hatte das Glück, westlich vom Don (J. 1380) einen schönen Sieg zu gewinnen, für welchen er von seinem Volke mit dem Namen des Donischen beehret worden ist. Freilich kehrte selbst nach diesem Siege noch ein Mal die alte Furcht zurück und schüttelte die Herzen des russischen Volkes; freilich konnte der Chan Toctamisch, zwei Horden vereinend, bei dieser Furcht, in Moskawa selbst, eine schreckliche Rache üben (J. 1382); freilich erhob alsdann die alte innere Zwietracht sich abermals und verwirrte und lähmte; auch schien sich ein schrecklicher Tag großes Unglückes zu nahen, als Tamerlan, durch einen neuen Weltsturm die Herstellung und neue Begründung der mongolischen Macht verkündigend, nachdem er den Chan von Kaptschak besieget hatte, (J. 1395) mit viermal hundert tausend Mann in Rußland eindrang und seine Richtung auf Moskwa nahm. Aber die Gefahr ging vorüber; Timur, andere Plane verfolgend, wandte sich ab, die mongolische Macht in Kaptschak war zerbrochen und heftige innere Kriege, von Timur den Mongolen hinterlassen, machten ihr Aufkommen unmöglich!

650. Wenn nun gleich, nach diesen Vorfällen, unter den Russen selbst die alte Leidenschaft noch forttobte, und wenn es durch die fortdauernde Zerrüttung

des Reiches den Mongolen, selbst nach einem halben Jahrhunderte, noch ein Mal möglich ward, einen neuen schrecklichen Einbruch auszuführen (J. 1431): so wurde doch der Ausgang kaum jemals zweifelhaft. Der Gedanke an Ein Vaterland ging nicht wieder unter; mehrere Fürstenthümer hörten auf und wurden dem Großfürstenthum einverleibet; der Großfürst kam immermehr in die Stellung hinein, welche Wladimir I. ihm bestimmet hatte; und als auf solche Weise Alles vorbereitet war: da erhielt Iwan III. Waßiliewitsch (J. 1462), ein Mann von regem Geist und großer Kraft, den Thron. Zwei und vierzig Jahre saß er auf demselben, und gründete während dieser Zeit in der That das russische Reich. Was dieses Reich von ihm erhielt, das ist allerdings an sich selbst von sehr zweideutiger Art: es war völliger Despotismus. Wenn man aber auch den Untergang von Manchem, was die Zeit gebildet hatte, wenn man namentlich die Zerstörung des regen republikanischen Handelsgeistes in Novgorod nur beklagen kann: so wird man doch auch eingestehen müssen, daß in einem Lande von solchem Umfange, von solcher Art und nach einer solchen Geschichte lediglich der Despotismus des Thrones zur Ruhe und Ordnung zurück führen konnte. Das Schreckliche und Unglückselige, das aus diesem Despotismus hervor gehen konnte, wurde für dieses Reich vielleicht vollkommen aufgewogen durch den Gedanken der Einheit und Untheilbarkeit desselben, den Iwan III. gesetzlich festzustellen wußte; und dieses Gesetz war eigentlich der große Gewinn, den Rußland aus dem Unglück und der Unter-

würfigkeit unter die Mongolen zog: ein Gewinn, welcher hier vielleicht um keinen geringeren Preis zu erhalten gewesen wäre. Uebrigens blieben die Verhältnisse des neuen, untheilbaren Reiches zu den Mongolen allerdings noch unsicher und ungewiß; aber diese Ungewißheit konnte nur heilsam sein zur Befestigung des neuen Systemes, so wie es für künftige Zeiten auch nur ein Glück war, daß die Eroberung von Liefland mißlang. „Der Selbstherrscher von ganz Rußland" hatte den Weg zur Erweiterung seines großen Reiches gefunden, und konnte sicher sein, daß seine Nachfolger (J. 1505) weiter gehen würden auf der vorgezeichneten Bahn!

651. Wenden wir uns nunmehr zu den Polen: so waren sie theils durch ihren religiosen Eifer zu verblendet, als daß sie die Gefährlichkeit des neuen Nachbaren in Preußen, den sie selbst herbei gerufen hatten, und die Bedeutung der vielen und starken Burgen, mit welchen er das Land belastete, zu erkennen vermocht hätten, theils verzehrte die Zerrüttung, welche aus Boleslav's Theilung des Reiches (412) hervorgegangen war, alle Kräfte und manches schwere Bedrängniß von außen, obwohl keinesweges im Stande, Einheit und Festigkeit zu bewirken, beschäftigte lebhaft die Seelen. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhundertes indeß, nachdem der verwüstende mongolische Sturm zwar glücklich vorüber gegangen war, aber doch immer wieder zu kehren drohete, kamen manche Theile des Reiches, unter Blut und Gräueln, nach

und nach wieder zu einander. Einiges zwar blieb noch jetzt, Anderes, wie das schöne Schlesien, blieb auf immer getrennet; aber in Klein-Polen und in Groß-Polen bildeten sich zwei bedeutende Länder; und im Anfange des vierzehnten Jahrhundertes (J. 1309) gelang es dem kraftvollen, aber wüsten und verworrenen Wladislaus Loktiek, nachdem er einen seltsamen Wechsel der Dinge erfahren hatte, diese beiden Länder-Massen zu vereinen, und einige Jahre später (J. 1320) auf diese Vereinigung die Königskrone zu setzen! Zu dieser Zeit aber war man in Polen schon zu der Einsicht gekommen, in welchem Verhältnisse dieses Reich zu den Herren von Preußen stand. Denn kaum war die Unterwerfung der Preußen vollendet worden: so hatten die Ritter, das Aussterben der Herzoge von Ost-Pommern (J. 1295) schlau benutzend, sich des Landes diesseits der Weichsel zu bemächtigen gesuchet, und, mit dem Markgrafen von Brandenburg sich fein verständigend, brachten sie in der That dieses Land, nicht ohne Grausamkeit, unter sich. Bei diesem Unternehmen aber mußte ihnen die Vereinigung Polens sehr bedenklich sein; denn sie durften ein ungehindertes Fortstreben in der bisherigen Weise lediglich von Polens Zerrissenheit und Unglück erwarten. Es war daher auch wohl zunächst die Rücksicht auf Polen, was den Hoch-Meister des Ordens bewog, seinen Sitz, in demselben Jahr, in welchem Wladislaws Groß-Polen und Klein-Polen vereinigte, nach Marienburg zu verlegen. Der Bau des Ordenshauses zu Marienburg aber, welcher so stolz, so kühn und verwegen, Heili-

ges und Irdisches vermischet, ist allerdings ein großes geschichtliches Denkmal. Er ist emporgestiegen unter Blut und Thränen und stehet auf dem Grabe von vielen Tausenden. In ihm spricht sich die Zeit aus und der Geist des Ordens, so wie in den Pyramiden, und dem Labyrinth Aegyptens, so wie in den griechischen Tempeln, in den römischen Hochwegen und in der Kirche des heil. Petrus Zeugnisse liegen für ihre Zeit und für ihre Urheber. Wenn aber jetzt, nach den größten Umwandlungen und nachdem Geist und Natur ihre Kraft auch an der Zerstörung dieser dicken Mauern versuchet hatten, das gewaltige Gebäude noch immer die Seelen hinreißet und die Gemüther zu unendlicher Bewunderung nöthiget: so ist Dieses allerdings ein starker Beweis für die Größe und die Erhabenheit des Werkes; der besonnene Mann jedoch, der nicht vergisset, woher wir kommen, und nicht, wohin wir sollen, wird die größte Freude bei dem Anblicke der gewaltigen Marienburg vielleicht darüber empfinden, daß er sie in Trümmern bewundern darf! Uebrigens ist mit dieser Ansicht eine aufrichtige Anerkennung des Guten, das im Orden war, sehr wohl vereinbarlich. Sehr wohl kann mit ihr das Bekenntniß bestehen, daß der Orden mehrere ehrwürdige Männer, wie z. B. Winrich von Kniprode, zu Hoch-Meistern gehabt, daß für die bürgerliche Ordnung und für die Verwaltung des unterworfenen, bekehrten und verteutschten Landes manches Heilsame geschehen sei, und daß dieses Land ein reges und reiches Leben gewonnen habe.

652. Sobald Wladislaus Loktiek auf den Thron des vereinten Polens gekommen war (J. 1310), begann der Krieg. Der Papst, welcher wohl erkennen mußte, daß der Orden als Herrscher über Land und Leute auch dem heiligen Stuhle gefährlich werden konnte, unterstützte mit seinem Banne den König der Polen; und der Orden kam in nicht geringe Gefahr. Wladislav aber, so kraftvoll und entschieden er war, so abhängig war er von dem Eindrucke des Augenblickes; auch mochte der innere Zustand seines Reiches und sein Verhältniß zu Böhmen und Ungern ihm vielleicht unmöglich machen, seine Forderungen über Pommeranien hinaus zu treiben, und die Sache mit dem teutschen Orten auf die Spitze zu stellen. Dafür mußte schon er selbst büßen. Ihn schützte die Krone, die er zu Krakau (J. 1320) empfing, keinesweges vor den unerschöpflichen Künsten der edlen Ritter; und noch weit schwerer erfuhr sein Sohn und Nachfolger (J. 1333), Casimir III., der Große, mit welch' einem Feind er es zu thun hatte. Allerdings gewann Polen von dem Orden Rechte und Gesetze, mit welchen Casimir das gesellschaftliche Leben ordnete und besserte; aber gegen die Umgriffe des Ordens wußte selbst dieser König, der Größte, den Polen gehabt hat, und dem wenig vorzuwerfen sein würde, wenn er die Wollust zu besiegen vermocht hätte, sich weder mit dem Schwerte zu schützen, noch mit den Befehlen des Papstes. Im Frieden zu Kalisch (J. 1343) sah er sich genöthiget, dem Orden nicht nur Pommerellen, sondern auch noch dem Bundesgenossen des Ordens, dem Könige von

Böhmen, die Hoheit über Schlesien zu überlassen; und diesen Verlust wog der Gewinn, den Casimir, mit Ungern vereinet, auf Kosten Rußlands machte, keinesweges auf.

653. Der Orden aber, auf solche Weise gegen Polen vor der Hand sicher gestellet, konnte nunmehr seine Kraft gegen einen anderen Feind richten, welcher durch seine Verwandtschaft mit den unterworfenen Preußen und durch sein hartnäckiges Festhalten am Heidenthum eben so verhasset war, als er durch das Glück, mit welchem er sich bei den Unfällen der Russen empor geschwungen hatte, gefährlich scheinen mochte: wir meinen die Litthauer. Wenn es dem Orden gelungen wäre, diese Litthauer zu bezwingen: so hätten die Folgen unermeßlich werden können. Rußland hätte die Ritter an Nichts zu hindern vermocht, und die Polen, kaum zu Einem Reiche vereinet, sahen schon ihren Piastischen Königs-Stamm mit Casimir aussterben (J. 1370), und unter dem fremden Könige, Ludwig von Ungern, welcher, zu Folge eines Vertrages zwischen den verschwägerten Königen Casimir und Karl I. von Ungern, ihre Krone empfing, traten neue und unglückliche Verhältnisse ein. Denn Ludwig war allerdings ein ausgezeichneter Fürst: aber seine Seele hing an Ungern; in Ungern fand er genug zu thun. Polen überließ er seiner prachtliebenden Mutter, und überhaupt war seine Politik auch eben nicht großartig. Ueberdieß war es Ludwig's Wunsch, einer seiner Töchter den Thron zu erhalten, und für die Erreichung

dieses Wunsches war es nothwendig, vielen Großen auch Großes nachzusehen und um so Größeres nachzusehen, je bitterer die Händel waren, in welche er mit den übrigen Polen hinein gerieth. Davon war die Folge, daß in Polen vor den Grundbesitzern und ihren Rechten kein reges, städtisches Leben, kein Handel und Verkehr aufkommen konnte; es war die Folge, daß die Juden, welche Casimir der Große zu begünstigen vielleicht durch die schöne Esther bewogen war, eine Stellung gewannen, in welcher sie trennen, hemmen, verwirren mußten; es war aber auch die Folge, daß Polens Macht sehr geschwächet ward. Wären daher die Litthauer von den Rittern des teutschen Ordens bezwungen worden, so möchte den Polen schwer geworden sein, ihnen zu entgehen; und hätten die Ritter ihre Herrschaft bis an die Gränze von Ungern ausgedehnet: was würde, bei der Noth und der Bedrängniß der Russen, aus der Eigenthümlichkeit der Slaven geworden sein? Aber der Plan der Ritter, obgleich sie durch einen Kreuzzug, an welchem mehrere Fürsten Theil nahmen (J. 1343), unterstützet wurden, war zu verwegen, gegen Gott und Natur. Daher brach an den Litthauern, obwohl auch sie die schnell gewonnene Macht durch Theilung geschwächet hatten, ihre Kraft, und es traten Verhältnisse ein, durch welche ihnen auf ein Mal Maß und Schranke angewiesen und gesetzet wurden.

654. Die Kette von Ränken, Parteiungen und Vorgängen aller Art, durch welche, nach Ludwig's

Tode (J. 1382), die jüngere Tochter desselben, Hedwig, auf den Thron gebracht, und durch welche diese Königin (J. 1386) bewogen wurde, sich mit Jagiel, dem Großherzoge der heidnischen Litthauer, zu vermälen, kann hier nicht Glied für Glied beachtet werden; das aber leidet keinen Zweifel, daß der Uebertritt Jagello's — Wladislav II. — und der Litthauer zur christlichen Religion, wie wenig derselbe in geistiger Rücksicht auch bedeuten mochte, und die Verbindung Litthauens mit Polen, bei der Lage der Dinge, von sehr großer Bedeutung war. Das erkannten die teutschen Ritter auch gar wohl, und deßwegen ließen sie keine Kunst und kein Mittel unversuchet, das kaum geknüpfte Band wieder zu zerreißen. Sie würden selbst kein Bedenken getragen haben, die Litthauer in den Sünden des Heidenthumes zu erhalten und zu schützen, wären sie nur im Stande gewesen, die Vereinigung Polens und Litthauens zu hintertreiben! Und warum hätten sie das nicht thun sollen? Hatten sie nur erst das arme litthauische Volk ihrer Herrschaft unterworfen, so war ja immer noch Zeit, auch für den Glauben zu sorgen! Aber ihr Bemühen war vergeblich, ungeachtet der großen Verwirrung, welche dasselbe bewirkte. Das Christenthum siegte in Litthauen; die Verbindung dieses Landes mit Polen bestand, und der Krieg der vereinten Macht gegen die Ritter lief bald zum unabwendbaren Nachtheile von diesen. Die furchtbare Schlacht bei Tannenberg (J. 1410) brachte dem Orden eine Wunde bei, die nicht wieder geheilet ist. Die Welt war in ihrer Meinung von ihm enttäuschet worden;

und wenn auch der König von Polen zu schwach war und zu viel in dem Kriege gelitten hatte, als daß er die starke Marienburg zu brechen und dadurch den Sieg zu vollenden, wenigstens zu krönen vermocht hätte: so kam doch der Orden in nicht geringe Noth, und der Vergleich von Thorn (J. 1411), durch welchen er aus dieser Noth gerettet ward, blieb immer, vergleichungsweise, ein kränkendes Bekenntniß seiner Schwäche. Der ewige Friede aber, der vier und zwanzig Jahre nach diesem Vergleiche (J. 1435), nach Jagello's Tode (J. 1434) zu Brescz zu Stande kam, war ein Glück, welches der Orden nicht verdienet hatte, nnd welches in seinen letzten Gründen wohl nur aus dem Umstande zu erklären sein möchte, daß seine Bestimmung noch nicht erfüllet war. Wäre jetzt die Herrschaft des Ordens vernichtet worden, so möchte die teutsche Bildung längs der Ufer der Ostsee noch gänzlich zu Grunde gegangen sein, ohne bleibende Folgen.

655. Aber der Krieg wirkte nach, auch im Frieden. Als das Heidenthum mehr und mehr ausstarb und deßwegen die Begeisterung zum Kreuze keine Nahrung mehr fand; als die Täuschung dahin war und der Zauber, welchen die beständigen Siege um die gewaltigen Ritter verbreitet hatten, sich verlor: da zeigte sich bald, von welcher Natur ihre Verbindung war, und von welcher Art ihre Herrschaft. Schon vor dem Frieden von Brescz war der hochmüthige Geist des Adelswesens, welcher dem Orden inwohnte, welcher aber bisher vor den Umständen sich verborgen hatte, hervor-

getreten, und hatte sich geltend gemacht in eigenthümlicher Weise. Dadurch waren böse Spaltungen in dem Orden entstanden — das goldene Schiff und das goldene Vließ — auf welche sogar die Hussischen Händel Einfluß gewannen. Mit denselben empfanden Städte und Land den Druck der väterlichen Regierung dieser Herren vom Kreuz immer schwerer; sie erkannten ihr Verhältniß zu denselben, und wenn sie unzufrieden waren über die Gegenwart, so waren sie, mit Recht, noch mehr besorgt wegen der Zukunft. Zum Glücke für den Orden und mithin für das teutsche Leben auf den slavischen Küsten war die Macht Polens um diese Zeit theils gelähmet, theils wurde sie nach einer anderen Seite gezogen. Jagello's Sohn und Nachfolger, Wladislav III., war als Kind auf den Thron gekommen; und dieses war nur erreichet durch neue Bewilligungen auf Kosten der Krone. Kaum zum Jünglinge heran gewachsen, ward er von den Ungern, welchen die Macht der Türken Gefahr drohete, zum König erwählet, aber schon zwei Jahre nachher fiel er in der Schlacht bei Varna (J. 1444) und sein Bruder, Casimir IV., gelangte unter Umständen auf den Thron, die ihn auf eine verdrießliche Weise beschäftigten, so daß er zu Kriegen und Kämpfen in Preußen weder Zeit noch Lust hatte. So blieb Preußen sich selbst überlassen. Die Ritter verübten immer frecher Gewaltthätigkeit gegen Stadt und Land; aber die schleichenden Eidechsen (J. 1397) waren ein Zeichen von böser Vorbedeutung.

656. Der Bund, welchen Adel und Städte

(J. 1440), ständisch vereinet, gegen den Orden zur Abwehr von Ungerechtigkeit und Gewalt errichteten, war ein künstliches Werk, und konnte nur durch dieselbe Gewalt gehalten werden, durch welche er hervorgebracht war. In welcher Verlegenheit aber sich der Orden befand, diesem Bunde gegenüber, das zeigte sich am Klarsten in seinem Benehmen: in dieser Billigung, dieser Milde, diesem Widerspruche, dieser Lockung, dieser Drohung und in den Versuchen, durch Kaiser und Papst den alten Gehorsam wieder zu gewinnen. Vierzehn Jahre lang erduldete der Orden die Schmach der Unterhandlung mit seinen Unterthanen; und alsdann erlebte er die neue Schmach (J. 1454), daß der Bund ihm ins Angesicht trotzte, ihm stolz in freiem Felde entgegen trat, die Säulen seiner Herrschaft, die Burgen, zusammen brach, und, um den Sieg desto fester zu stellen, mit dem Könige von Polen (J. 1454) einen Vertrag schloß, in welchem er sich mit dem Reiche desselben vereinte. König Casimir IV. zog den Neu-Erworbenen zu Hülfe! In dieser hohen Noth erhob sich zwar der Orden noch ein Mal zur alten Kraft. Nach einem zwölfjährigen blutigen Kriege jedoch mußte er sich zu dem Frieden zu Thorn (J. 1466) verstehen, in welchem er den Polen das schöne Land, das ihnen das Meer öffnete, in welchem er den Polen andere Gaue, in welchem er ihnen sogar den Sitz der Macht und der Herrlichkeit, die gewaltige Marienburg, überlassen, ja in welchem er auch, zur bleibenden Schmach, den Ueberrest seiner Eroberungen unter die Hoheit des Königes von Polen stellen mußte. Der innere Zustand

Polens, das wahrlich durch die bestimmtere Gestaltung der Reichstage nicht an Macht gewann, mag es allerdings erklärlich machen, daß die Verhältnisse in dieser seltsamen Schwebe blieben; und aus dem Verfalle des teutschen Reiches ist es begreiflich genug, warum von hier aus Nichts geschahe. Das aber leidet keinen Zweifel: die Herrschaft des Ordens, von Teutschland getrennet, seines Herdes beraubet, im schreiendsten Widerspruche stehend mit seiner Geschichte und seinem anerkannten Zwecke, war im Inneren vernichtet; und wenn er noch äußerlich fortbestand, und die alten Ansprüche nicht aufgab: so war diese gewaltsame Stellung wohl nur nöthig, um desto leichter eine Veränderung herbei zu führen, durch welche der Sinn der teutschen Gründungen in den slavischen Küstenländern erfüllet werden mochte!

Zwölftes Capitel.

Die südöstlichen Reiche: Ungern und Byzantiner. Die Osmanen.

657. Ueber der Ungern Art, Leben und Bestimmung ist früher gesprochen worden, und der Gang ihrer Geschichte ist verfolget bis über die fürchterliche Zerstörung des Landes durch die Mongolen hinaus und zu den Versuchen, welche Bela IV. nach seiner Zurückkunft machte, um dem unglücklichen Reiche wieder aufzuhelfen (422). Es ist nicht zu leugnen: König Bela that, was möglich war in den gegebenen

Verhältnissen, und man kann nicht umhin, darüber zu erstaunen, daß so Vieles erreichet ward. Aber die Natur der Dinge war nicht zu ändern. Bei dem Völker-Gemenge, welches sich, aus Magyaren, Slaven, Kumanen, Teutschen bestehend, auf diesem Boden herum trieb, und, wie schon früher bemerket ist, kaum etwas Anderes mit einander gemein hatte, als den Boden und die Sonne, und etwa den König und den Glauben — bei diesem Völker-Gemenge war keine kräftige und durchgreifende Bildung möglich, und das Leben mußte armselig bleiben in dem reichsten Land Europa's. Die Händel mit Oesterreich, die Fehden mit Ottokar von Böhmen waren übrigens kein Unglück für Ungern. Abgesehen von den Erwerbungen, welche der König machte, waren diese Streitigkeiten ein wohlthätiger Reiz und gaben den Gefühlen eine Richtung; und Dieses war doppelt nothwendig, da der unselige Zwist, in welchen der König mit seinem eigenen Sohne gerieth, die alten Leidenschaften aufregte, und jeder Selbstsucht einen Vorwand gab, ihre besonderen Zwecke zu verfolgen.

658. Bela's Sohn und Nachfolger (J. 1270), der kriegslustige Stephan V., hätte vielleicht, durch seine Rastlosigkeit und seine Liebe zu den Waffen, wohlthätig auf die Völker wirken können, deren König er war; aber schon nach zwei Jahren fand er seinen Tod auf eine Weise, welche die Seele ergreifet. Und die alsdann folgende Regierung Wladislav's IV. (J. 1272) war recht dazu geeignet, die Verworrenheit des Rei-

ches und die Zerreißung der Völker zu erhalten und zu vermehren. Als Unmündiger gelangte er zur Krone; sinnlich und ausgelassen zeigte er sich als Jüngling, wollüstig als Mann, und war daher in keiner Zeit seines Lebens, was er für das Reich sein sollte, obgleich es ihm an Geist und Kraft nicht fehlte. Seine Gemalin Isabella, Tochter des Königes Karl von Neapel, machte ihn mit ihrer Unfruchtbarkeit und ihrer steifen Sittlichkeit lüstern nach den gewandten nnd üppigen kumanischen Jungfrauen. Indem er sich aber in den Armen dieser Kumanerinnen ergötzte, bewirkte er eine allgemeine Unzufriedenheit, in welche der Papst bald durch Vermittelung, bald durch Drohung, bald durch Gebot und Strafe vergrößernd eingriff und in welche die Geistlichkeit, bald beleidiget und bald versöhnet, hinein gezogen wurde. Freilich hatte Wladislav Etwas einzusetzen! Er war nicht unrühmlich mit Rudolf von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen gestanden, und hatte wesentlich beigetragen, wie Teutschland, so auch Ungern von diesem lästigen Feinde zu befreien. Aber der Gewinn von diesem Siege war nicht groß und verschwand leicht im leidenschaftlichen Getreibe. Der Krieg mit den Kumanen aber, durch einen wilden Bekehrungs-Eifer herbei geführet (J. 1282), verwickelte ihn in die unseligsten Händel, welche, zusammenwirkend mit seinen häuslichen Verhältnissen, den Haß und die Verachtung der großen Herren in seinem Volk immer giftiger gegen ihn machten, während die Aufnahme neuer Horden asiatisch-barbarischer Völker die Verworrenheit des Reiches mehrte, bis er endlich

durch eine Verschwörung Derer, die er am Meisten begünstiget zu haben schien, ermordet ward (J. 1290), ohne einen Sohn zu hinterlassen, der an seine Stelle getreten wäre!

659. Ungern war fast aufgelöset. Andreas III., ein Vetter Wladislav's, war unstreitig ein tüchtiger Mann und würdiger Fürst. In Zeiten gesetzlicher Ordnung hätte durch ihn, den Zögling Venedig's, voll von Kenntnissen und feiner Berechnung, Großes und Ausgezeichnetes geschehen mögen. Aber nur mit Mühe erhielt er die Krone vor den meuterischen Großen in Ungern selbst; und kaum hatte er sie erhalten, so sprach Kaiser Rudolf Ungern an als ein erledigtes Reichslehen, und der Papst Nicolaus IV. behauptete, dem heiligen Stuhle gebühre von Alters her die Hoheit über Ungern. Nun behauptete sich zwar Andreas durch Weisheit, Mäßigung und viele schöne Tugenden gegen die frechen Großen seines Reiches; auch wies er den Anspruch Albrecht's von Oesterreich mit dem Schwerte zurück, und vermälte sich in der Folge sogar mit Albrecht's Tochter, der gestrengen Agnes, unergründlich in der Liebe und unersättlich im Hasse. Mit dem Papst aber war die Sache nicht zu beendigen. Die Königin Maria von Neapel, eine Tochter Stephan's V. und Gemalin Karl's II., des Hinkenden, forderte das Königreich Ungern für ihren Sohn, Karl Martell, und der unglückliche Papst Cölestin V., der selbst seinen Sitz zu Neapel nahm, erklärte sich für diesen Bewerber; Bonifacius VIII. aber konnte sich demselben

um so weniger widersetzen, da er seine Wahl gutes Theiles dem hinkenden Karl von Neapel zu verdanken hatte. Karl Martell selbst starb zwar bald (J. 1295); aber für seinen zehnjährigen Sohn, Karl Robert, wurde das Recht auf den Ungerischen Thron behauptet, und der Papst hatte ein großes Interesse, dasselbe geltend zu machen. Ihm aber, dem Papste, standen viele Mittel zu Gebot, um seinen Schützling zu unterstützen; und in einem Reiche, wie das Ungerische, welches so arg zerrüttet war, welches so furchtbare Parteiungen gesehen hatte, welches eine Anzahl frecher Männer nährte, die ihre Lust fanden an Raub, Kampf und Freveln — in einem solchen Reiche war es leicht, eine Partei für den Knaben zu gewinnen, Ränke zu schmieden und verrätherische Umtriebe zu veranlassen. Aber Karl Robert, der auf die dalmatische Küste gesetzt und hier von einem Haufen abtrünniger Menschen umgeben ward, würde wahrscheinlich bald vor des Königes Kraft, Ansehen und Tugend zu Grunde gegangen sein, wenn nicht Andreas zu rechter Zeit (J. 1301) und so plötzlich gestorben wäre, daß der Argwohn einer Vergiftung bei jedem Menschen aufsteigen mußte. Andreas war der letzte männliche Sproß des alten Arpadischen Heldenstammes, welcher den Ungern viele Fürsten, und unter ihnen Heilige und Große, und kaum Einen schlechten gegeben hatte. Die einzige Tochter des Königes, Elisabeth, durch Kaiser Albrecht nebst ihrer Stiefmutter gerettet, beschloß in klösterlicher Andacht ihr Leben.

660. Dunkele Ideen über das Recht, die Krone nunmehr durch Wahl zu vertheilen, im Streite mit einer alten Anhänglichkeit an Arpad's Hause; volksthümliche Gefühle im Kampfe mit den Ansprüchen des heiligen Vaters und mit italischen Künsten der Schlauheit und Arglist; leidenschaftlicher Stolz auf Ehre und That, gegenüber einer verrätherischen Selbstsucht ohne Scheu und Scham; die Verfolgung besonderer Zwecke vieler Einzelnen — alles Dieses erhielt die Verwirrung und führte eine lange Reihe von Versuchen und Gegenversuchen herbei, durch welche Ungern unaussprechlich, in kirchlicher Hinsicht wie in bürgerlicher, zerrüttet ward. Endlich blieb der Sieg bei Denen, welche die größte Klugheit bewiesen und die meiste Uebereinstimmung in ihr Handeln zu bringen wußten. Papst Bonifacius VIII. entwickelte bei diesen Verhältnissen, und zwar zu Anagni, wo er sich (J. 1303) zu Gerichte gesetzet hatte, um über das Königreich Ungern zu verfügen, die alte Fülle päpstlicher Macht. Indeß wurde er seinem Schützlinge, Karl Robert, doch nützlicher durch seinen Tod, als er ihm durch sein Leben gewesen war. Der Gegen-König, Wenzeslaw von Böhmen, welchen die Ungern aufgestellet hatten, fiel um so leichter, da er durch sein ausschweifendes Leben bald die Verachtung jedes guten Menschen auf sich gezogen hatte; und wenn auch Herzog Otto von Baiern, der nun Karl'n entgegen treten sollte, Ungern erreichte und sich die Krone auf das Haupt setzen ließ, so zeigte er, eiteler Pracht ergeben, sich doch bald so wenig geeignet zu einem Könige der Ungern, und fand sich so ar-

ger Beschämung und so großer Unsicherheit ausgesetzet, daß er für das Beßte hielt, dieses Reich der Verwirrung zu verlassen, und in sein Erbland zurück zu eilen. Also wurde Karl I., Robert, von Neapel, aus dem Stamm Anjou, nicht nur allgemein als König anerkannt (J. 1307), sondern die Krone ward auch für erblich erkläret in seinem Hause.

661. Man kann nicht umhin, zu gestehen: den Ungern blieb, wenn sie ihr Reich der Lehenshoheit des Papstes entziehen wollten, Nichts Besseres übrig, als Karl I. anzuerkennen. Noch eben zu rechter Zeit thaten sie den rechten Schritt; und deßwegen war auch die Freude natürlich genug, mit welcher sie den jungen König begrüßten. Eben so wenig aber kann man das Bedenkliche verkennen, welches in der Annahme dieses Königes lag. Zu dem vielen Fremdartigen, welches auf dem Boden Ungerns, ohne Zusammenhang und Durchdringung vereinet war, kam mit ihm ein neues Element, welches von Neuem der Entstehung einer wahren nationalen Ausbildung entgegen treten mußte. Neapel mochte allerdings Vieles vor Ungern voraus haben; wenn aber Dieses geistig beleben konnte: vermochte es auch sittlich zu stärken? Wenn es einem wahren und eigenthümlichen Volke zur Nahrung und Förderung hätte dienen mögen: war es auch geeignet für eine gemengte Menschen-Masse, wie die Gränzen des Ungerischen Reiches umschlossen? Zu den Ungern kamen Feinheiten, Genüsse und Unsittlichkeiten, welche der Italische Himmel erzeuget und das üppige Neapel

groß gezogen hatte, und welche bei ihnen um so tiefer eindringen mußten, je derber, roher und kraftvoller sie waren. Ueberdieß konnten die Napeler und Ungern, weil sie an Begriffen und Ansichten sehr verschieden waren, kein Herz zu einander haben. Den König mochten immerhin viele gute und herrliche Eigenschaften zieren: wenn er aber die Verhältnisse erwog, durch welche hindurch er zum Throne gelanget war: mußte nicht ein gewisses Mißtrauen in seiner Seele aufsteigen, und einen bösen Unmuth erzeugen? mußte nicht gegen manchen Mann, gegen manche Familie ein bitterer Groll ihn in der Brust stechen? Im Allgemeinen bewahrte Karl freilich eine gewisse Mäßigung, aber mehr, scheinet es, aus Liebe zur Ruhe und aus Besorgniß, als aus Grundsatz. Als der furchtbarste unter seinen Gegnern, der Graf Matthäus von Trencsin, (J. 1412) überwältiget war, da zeigte sich Karl I. in der Wahrheit der Verhältnisse! Weder die alten Rechte des Volkes, geltend gemacht auf den Reichstagen, wurden geachtet, noch wurde die persönliche Sicherheit geschonet; Adel und Geistlichkeit kamen in eine ganz andere Stellung, und gegen Einzelne geschahen sogar schauderhafte Gräuel, namentlich gegen das Geschlecht der Zah. In die Magyaren selbst kam eine neue Trennung, indem Einige sich, nicht ohne Feigheit oder Niederträchtigkeit, vor dem Throne beugten und, um Etwas zu erlisten oder zu erschleichen, sich dem Willen des Königes dienstbar und unterwürfig bewiesen, während Andere den Zorn oder den Uebermuth zu tragen hatten.

662. Oder wird Dieses Alles etwa aufgewogen durch Karl's unkriegerische Regierung? Es war eine Schmach, daß das große Ungern Dalmatien den Venetianern überließ (J. 1322)! Oder wird es aufgewogen durch die größere Ordnung und Ruhe, die im Reich entstand? Diese Ordnung war eine Tochter der Furcht und der Trennung und befestigte das unvolksthümliche Wesen! Oder hat Karl I. Alles dadurch gut gemacht, daß er den Ungern in seinem Sohne Ludwig einen Nachfolger (J. 1342) gab, welcher, schon früher von ihnen anerkannt, und auch schon zum König in Polen bestimmet, seinen Namen so groß und so berühmt gemacht hat? In der That: wenn man diesen König betrachtet, sein Wesen und seine Art, so wird man geneigt, Vieles zu vergessen und Vieles zu verzeihen. Ludwig war, nach seiner Zeit und in Vergleichung mit anderen Fürsten jener Tage, ohne allen Zweifel ein ausgezeichneter Mann, welcher den Beinamen: des Großen, mit Ehre trägt. Sein Name ward, in der letzten Zeit seines Lebens, mit königlicher Ehre von den Ufern der Ostsee bis zu den Küsten des adriatischen und des schwarzen Meeres genannt. Er hat das ungerische Reich mit wichtigen Provinzen vergrößert und den ungerischen Namen in fremden Ländern geachtet gemacht. Selbst seine beiden Züge nach Neapel möchten wohl aus den inneren gesellschaftlichen Verhältnissen Ungerns vertheidiget werden können, obgleich die Politik, welche er dabei bewies, gewiß von keiner großen Weisheit zeuget, obgleich alle seine Eroberungen noch schneller wieder verloren gingen oder aufgege-

ben wurden, als er sie gemacht hatte, und obgleich der geistige Gewinn, den seine Ungern zurück brachten, von sehr zweideutiger Art war. Auch ist nicht zu leugnen: Ludwig hat für sein Reich große und bedeutende Anordnungen getroffen, welche, an sich betrachtet, alles Lobes würdig waren, man mag auf die Verfassung sehen, oder auf das Recht und auf die Pflege des Rechtes, auf die Wissenschaften oder auf die Gewerbe, auf die ersten Menschen-Classen in der Gesellschaft oder auf die letzten. Aber für Das, was zuvörderst, und, fast möchte man sagen, allein Noth that, weil es allen Anordnungen allein Werth und Halt geben konnte, für die Auflösung der verschiedenen Völker in Ungern in einander und für die Gestaltung eines einigen wahren Volkes geschah Nichts. Vielmehr nährte Ludwig die unglückselige Trennung durch die Vorliebe, welche er den Magyaren bewies, eine Vorliebe, die allerdings geeignet war, ihm die Zuneigung dieses herrschenden Theiles der Bevölkerung des Landes zu versichern. Und zu gleicher Zeit erhob sich in Ungerns Nähe ein Feind, den Ludwig, ohne irgend einen politischen Grundsatz zu befolgen, lediglich, wie es scheinet, in einer Art von Verlegenheit, empor kommen ließ, obgleich es in die Augen fiel, daß Ungerns Unabhängigkeit vor demselben mit jedem Tag in größere Gefahr gerieth. Dieser Feind waren die Osmanen.

663. Derselbe mongolische Sturm nämlich, welcher, von Dschinghis-Khans Geist und Glück erreget, zerstörend durch so viele Länder der Erde dahin gebrau-

set war, hatte auch die türkischen Reiche zusammen geworfen, welche von Seldschuk und dessen Nachfolgern gegründet waren. Aus der Asche des Reiches Iconium aber, in Klein-Asien, erhob sich, nach dem Ablaufe weniger Jahrzehent, ein neues türkisches Reich, welchem eine andere und größere Bestimmung beschieden war. Der Hergang ist nicht klar. Osman aber, Togrul's Sohn, ein Emir Uzisches Stammes, legte den Grund zu jenem Reich. Und was dieser Osman mit dem Schwerte gewann, das wußte er durch ein sehr kluges Verfahren zu erhalten. Dadurch hat er sein Andenken so tief in das Gedächtniß der Menschen gepräget, daß die Türken, die mit ihm standen und mit seinen Nachkommen, Osmanen genannt werden bis diesen Tag. Sein Sohn, Orkhan (J. 1326), tapfer wie er und von einer bewunderungswürdig feinen, oder schlauen Eroberer-Politik, erweiterte das Reich mit großem Erfolge, nahm den Titel eines Sultanes an, zu Bursa seine Residenz aufschlagend, und traf zugleich Anstalten, durch welche er nicht nur die Herrschaft befestigte, sondern auch zu anderen Eroberungen Reiz und Mittel erhielt. Unter diesen Anstalten war unstreitig die Errichtung eines Fußvolkes von der größten Bedeutung, nicht nur in Vergleichung zu der Reiterei, mit welcher bisher die Kriege geführet waren, sondern noch mehr durch die Art der Bildung und Ergänzung dieser Schaaren, durch die Stellung, die sie erhielten, und durch den fanatischen Geist, den man in denselben, mit einer schrecklichen Schlauheit, aufzuregen wußte. Wie tapfer aber und wie listig die Türken sein moch-

ten: zu ihrer Grösse und zu dem schnellen Wachsen ihrer Macht trug es wesentlich bei, daß sie Nachbaren eines so elenden und verfallenen Reiches waren, wie das Byzantinische.

664. Michael Paläologus hatte freilich (525) dem lateinischen Kaiserthum in Constantinopel ein Ende gemacht, und das Reich, dem Namen nach, wieder hergestellet. Aber die Hauptstadt lag gutes Theiles in Trümmern und die Genuesen waren die Herren; die Provinzen waren in der schrecklichsten Zerrüttung; in einigen Theilen, wie in Epirus, erhielten sich Tyrannen in Unabhängigkeit; in anderen mißhandelten die Statthalter ihre Untergebenen mit den alten, bösen Künsten; die Bande der Gesellschaft waren gelöset, und die sittliche Kraft erschlaffte in den Seelen der Menschen dergestalt, daß kaum noch die Sehnsucht nach Einheit und bürgerlicher Ordnung gefunden wurde. An Entschluß und That fehlte es gänzlich. Kaiser Michael that allerdings, was er vermochte, um herzustellen und zu vereinigen; aber bei den unendlichen Schwierigkeiten, welche in dieser Aufgabe lagen, und welche noch durch einen Krieg mit den Bulgaren (J. 1265) und durch arge kirchliche Händel vermehret wurden, arbeitete er sich selbst dadurch auf die unseligste Weise entgegen, daß er, vom Papst Urban IV. bedrohet, es unternahm, die griechische Kirche mit der lateinischen zu vereinigen und mithin dem Papste zu unterwerfen. Die Beharrlichkeit, mit welcher dieser Versuch verfolget wurde, scheinet von dem ganz richtigen Gefühle zu zeu-

gen, daß auf irgend eine Weise ein neuer Geist die Menschen kommen mußte, wenn das Reich bestehen und gedeihen sollte. Aber höchst verkehrt war das Streben und der Erfolg war traurig. In seinem eigenen Gemüthe zerrissen und durch seinen Unmuth zu Härte und Grausamkeit fortgetrieben; von seinen Unterthanen gehaßt, vom Papste mit dem Banne belegt (J. 1281), verließ Michael das Leben (J. 1282), und sein unglückliches Reich kam, in der äußersten Verwirrung, an seinen Sohn. Andronikus II. suchte der Verwirrung dadurch zu begegnen, daß er sogleich das Band wieder zerriß, welches sein Vater zwischen der morgenländischen Kirche und der abendländischen geknüpfet hatte. Aber diese Verbindung war nicht die Ursache der Zerrüttung, sondern eine Folge, und deßwegen ward auch mit der Auflösung derselben Nichts gewonnen. Die wilden Horden der so genannten Catalonier, mit welchen Andronikus den geängstigten Provinzen Asiens gegen die Türken Hülfe zu verschaffen suchte, erregten bald in ihm selbst Besorgnisse wegen ihrer Zwecke, und die feige Treulosigkeit, mit welcher er sich von dieser Furcht zu befreien hoffte, führte eine Verbindung der Catalonier mit den Türken herbei, die neuen Jammer und neue Zerstörung über das Reich brachte. Und als auch diese Angst, nach den wildesten Auftritten, endlich vorüber war, da sah der Kaiser in seinem Enkel, dem jüngeren Andronikus, einen neuen Feind gegen sich auftreten, welcher um so gefährlicher war, da ihm ein kraftvoller und ehrsüchtiger Mann, Johann Kantakuzen, Alles lenkend und leitend, zur

Seite stand. Umsonst suchte er diesen Feind zu bekämpfen; umsonst sich mit ihm durch eine Theilung des Reiches abzufinden: ein schandbarer Verrath lieferte seine Hauptstadt und ihn selbst in die Gewalt desselben; er mußte im Mönchskleide sein Leben beschließen und sein Enkel Andronikus III. setzte sich (J. 1328) auf seinen Thron.

665. Solche Verhältnisse im Byzantinischen Reiche mußten ja wohl den türkischen Sultan Orkhan zu Angriffen reizen und ihm seine Unterhandlungen in aller Weise erleichtern. Nicäa und Nikomedien und fast alle asiatischen Provinzen des griechischen Reiches fielen in seine Hand; und die Siege und Erfolge, welche er gegen die Griechen erfocht oder durch Unterhandlung gewann, vermehrten sein Ansehen auch bei den türkischen Emiren und Fürsten, und machten ihm leicht, zugleich nach Osten hin, seine Macht geltend zu machen und seine Herrschaft zu erweitern. Im griechischen Reich aber keine Besinnung, keine Erwachung! Nachdem Andronikus III. noch selbst Türken über die Meer-Enge nach Europa gezogen hattte, hinterließ er (J. 1341) den Thron seinem unmündigen Sohne Johannes V. unter der Vormundschaft seines alten Freundes, Johannes Kantakuzen's. Neid, Eifersucht, Ränke und Unwissenheit vereinigten sich bald, diesen Regenten des Reiches, den man allerdings zu fürchten Ursache hatte, zu stürzen. Er, Anfangs entweder aus Unvorsichtigkeit oder Verachtung diesen Bund für gering haltend, arbeitete nicht kräftig entge-

gen. Darüber gerieth er in eine Lage, in welcher ihm zu eigener Rettung in der That kaum etwas Anderes übrig blieb, als sich selbst mit dem Purpur zu bekleiden. Mit demselben kam er aber in ein solches Gedränge, daß nur ein Bündniß mit den Türken ihm den kaiserlichen Mantel und das Leben schützen zu können schien. Also ging er diese Verbindung ein, und gab (J. 1346), um sie zu befestigen, seine schöne Tochter, Theodora, dem gewaltigen Sultan Orkhan zur Gemalin. Dieses Mittel freilich war wirksam für den Augenblick, aber die äußerste Gefährlichkeit konnte Kantakuzen schwerlich selbst verkennen. Allerdings gelangte er zum Besitze der Hauptstadt, so wie zur Krone des Reiches (J. 1347); aber er blieb auf halbem Wege stehen, und schloß, entweder in seinem Gewissen beunruhiget, oder durch die Gefährlichkeit seiner Stellung bewogen, mit Anna, der Mutter des jungen Kaisers, Johann's V., eine Uebereinkunft ab, die nothwendig zu neuen Händeln und Unruhen führen mußte. Unmuth und Mißtrauen auf beiden Seiten, böse Rathgeber, verrätherische Freunde und der alte Parteigeist regten diese Händel und Unruhen auf. Kantakuzen und Johann V., Paläologus, Schwiegervater und Eidam, traten gegen einander in die Waffen. Kantakuzen's Sohn, Matthias, welchem das Reich gesichert werden sollte, stand zu seinem Vater. Genueser und Venetianer nahmen Theil an dem verworrenen und verderblichen Streite; Servier und Bulgaren mischten sich ein, und der Papst blieb nicht unangerufen. Das Wichtigste aber war, daß die Osmanen immer tiefer

in die inneren Verhältnisse des griechischen Reiches hinein gezogen wurden, daß man sie immer vertrauter machte mit dem jammervollen Zustande der Auflösung und Verwesung in diesem Reiche, und daß man sie immer mehr gewöhnte, nach Europa herüber zu setzen: denn Orkhan war stets bereit, seinem Schwiegervater Truppen zu senden, wenn nicht, um Hülfe zu gewähren, doch um Beute zu gewinnen, und die Unterwerfung des Landes vorzubereiten. Und Dieses wurde mit solchem Erfolge bewirket, daß, nachdem endlich Johannes Kantakuzen in ein Kloster gegangen und der Paläolog, Johannes V., einiger Kaiser (J. 1357) geblieben war, die Türken, die schon früher in Gallipolis (J. 1355) festen Fuß diesseits der Meer-Enge gefasset hatten, unter Murad I., Orkhan's Sohn und Nachfolger, Adrianopel (J. 1360) eroberten, daß Murad I. den Sitz seiner Herrschaft nach dieser Stadt verlegte, daß er ganz Thracien unter sich brachte, und von hier aus seinen Blick nach allen Seiten warf. Und Murad war ein Mann von sehr großen Eigenschaften; und seinen Siegen gab er einen starken Halt durch die bestimmtere und erweiterte Verfassung des Fußvolkes in seinen Heeren, das von nun an den gefürchteten Namen der Janitscharen erhielt!

666. Johann V., welcher durch sein unverständiges Verfahren gegen Matthias Kantakuzen, die Unternehmungen der Türken in aller Hinsicht befördert und erleichtert hatte, gerieth nunmehr, nachdem auch Matthias den Ränken und Unbilden der Welt ausge-

wichen war, in die äußerste Noth. In dieser Noth wand er sich hin und her; aber Rettung durfte er nur entfernter vom Papst erwarten und näher von Ludwig, Könige von Ungern. Und er unterließ nicht, bei Diesem wie bei Jenem auf alle Weise, und auch durch seine persönliche Erscheinung vor dem Könige, wie vor dem Papste, sich um Hülfe zu bewerben. Wenn aber auch Papst Urban V. (J. 1369) die Unterwerfung des Kaisers unter die römisch-katholische Kirche und die Lossagung desselben von den Ketzereien des Morgenlandes annahm; und wenn auch der Kaiser jeden Zweifel an die Redlichkeit seines Bekenntnisses, welchen die bisherige Erfahrung der Päpste erregen mochte, nach und nach entfernte: was war mit seinem Uebertritte gewonnen, so lange das griechische Volk in der alten Weise beharrete? Und gegen dieses griechische Volk war das Mißtrauen so allgemein als gerecht. Urban's Nachfolger, Gregor XI., ließ es zwar an Aufforderungen der Fürsten und Völker zu einem Kreuzzuge gegen die schrecklichen Türken nicht fehlen; aber er fand weder im Norden Gehör noch im Süden. Keiner achtete eine Gefahr, die er nur in weiter Ferne sah. König Ludwig von Ungern hingegen sah die Gefahr allerdings in der Nähe. Aus seinem ganzen Benehmen gehet auch klar hervor, daß er, wie schon früher bemerket wurde, nicht gewußt, welche Entschließung er fassen sollte, und daß er den Entschluß, keinen Krieg gegen die Türken anzufangen, nicht auf politische Grundsätze gestützet habe. Aber das Richtige scheinet er erwählet zu haben. Ungern hat seit dieser Zeit aller-

dings vier hundert Jahre lang an den Türken Feinde und oft sehr böse Feinde gehabt. Es würde jedoch verkehrt sein, wenn man dieses Unglück der Unthätigkeit Ludwig's zuschreiben und behaupten wollte, daß er dasselbe seinem Volke durch ein kühnes Zuschlagen hätte ersparen können. Leicht war ein solches Unternehmen nicht. Wenn aber auch Ludwig die Türken wieder aus Europa hinaus getrieben hätte: was wäre denn eigentlich gewonnen gewesen? Oder hätte Ludwig etwa sein Standlager am Hellespont nehmen und den Gränzwächter des griechischen Reiches machen sollen? Oder war etwa zu erwarten, die Griechen würden die Türken bei einem zweiten Angriffe besser zurück getrieben haben, als bei dem ersten?

667. Diese Griechen kamen auch jetzt, in der äußersten Noth, verlassen von jeder Hülfe, bis zum Ersticken umklammert von den Feinden, nicht zur Besinnung. Wie im Wahnsinne verfolgten sie die alte Bahn der Sünde und der Schande. Die verruchtesten Leidenschaften veranlaßten noch immer in Constantinopel die gottlosesten Auftritte, die nur Unwillen, Jammer und Verachtung erregen können. Während der unglückliche Johannes V. schmachvoll von seinen Gläubigern zu Venedig festgehalten ward; während er mit seinem Sohne, dem eben so unglücklichen Andronikus, in schandbare Zwiste gerieth; während zwischen Vater und Sohn Ermordung, Verstümmelung, Verhaftung und jede Abscheulichkeit theils erstrebet, theils wirklich verübet wurde, bis endlich der zweite Sohn Johann's,

Manuel, den Thron bestieg — während dieser unwürdigen und verstandlosen Vorgänge setzten sich die Türken immer fester und breiteten ihre Herrschaft immer weiter aus. Und immermehr gewöhnten sich unter solchen Umständen die griechischen Kaiser an ein abhängiges Verhältniß zu den Türken; sie gewöhnten sich daran, ihre Erhaltung bittweise bei den Sultanen zu suchen, und diese als Schiedsrichter in ihren Angelegenheiten zu betrachten. So reif sich aber auch das griechische Reich durch dieses Alles zum Untergange zeigte, und so peinlich mehr und mehr das Fortbestehen desselben für das menschliche Gefühl wird: so wurde den Griechen, ungeachtet früherer großer Mahnungen (510), doch noch Zeit vergönnet, sich zu ermannen, das Edelste im Menschen wieder in sich aufzufrischen, und, durch so schweres Unglück gewarnet, ihr Heil zu berathen. Kein denkender Mensch kann es, ohne sich im Innersten ergriffen zu fühlen, bemerken, wie ihnen zuerst gezeigt wurde, daß jedes Harren auf fremde Hülfe eitel sei, wie ihnen alsdann eine Gelegenheit geboten ward, sich selbst zu helfen, und, wie sie, erstarret, versunken, feig und elend, immer sich gleich blieben, bis das schreckliche Joch der Sclaverei unzerbrechlich auf ihren Nacken lag!

668. Lazarus, Knjäs von Servien in Verbindung mit den Fürsten von Bulgarien, Bosnien u. a. suchte die Macht der Türken zu brechen; aber auf dem Schlachtfelde bei Cassovo (J. 1389) scheiterte der stolze Plan, und der Sultan Bajasid, welcher hier an die

Stelle seines ermordeten Vaters, Murad's I., trat, zeigte bald, daß der Geist desselben nicht von ihm gewichen war. Er benutzte sogleich den Sieg mit der schlauen Kunst des Eroberers, und hat überhaupt den Namen: des Blitzes, nicht umsonst erhalten! Inzwischen waren in Ungern, nach Ludwig's des Großen vielbetrauertem Tode (J. 1382), weil der Hochgefeierte keinen Sohn hinterlassen hatte, der seinen Thron einzunehmen vermocht hätte, von Neuem mannigfaltige Streitigkeiten entstanden. Nachdem aber (J. 1386) Karl von Durazzo, ein Mann, auf welchem schwere Schuld lag, einen schrecklichen, obgleich wohlverdienten Untergang gefunden hatte, gelang es dem böhmischen Prinzen, aus dem Hause Lützelburg, Siegmund, von welchem wir als römischem Kaiser schon ein Mal gesprochen haben, den Thron der Ungern zu behaupten, auf welchen seine Gemalin, Ludwig's älteste Tochter Maria, ihm Ansprüche gab. Bei seiner Tapferkeit und Frömmigkeit, bei seinem Leichtsinn und seiner Empfänglichkeit für alle kühnen und großen Ideen, welche sich auf das Leben und auf die Gestaltung desselben in christlicher Weise bezogen, mußte sein Streben wohl, ungeachtet der übelen Verhältnisse, von welchen er sich in Ungern umfangen sah, gegen die Türken gerichtet sein. Und es gelang ihm, ein großes Heer von hundert und dreißig tausend Mann, durch Fürsten, Ritter und Herren mit glänzenden Namen aus fremden Ländern, besonders aus Frankreich, theils verherrlichet, theils verstärket, ins Feld zu führen. Bajasid aber eilte von dem belagerten Constantinopel

hinweg, ihm entgegen; und bei Nikopolis würde (26. Sept. 1396) das christliche Heer vernichtet in einer großen Schlacht! Siegmund ward in eine seltsame Irrfahrt geworfen; Ungern stand offen und wurde nur durch ein glückliches Geschick gerettet, und das ganze Abendland hatte auf Einmal die Lust verloren zu neuen Zügen. Von dieser Stimmung des Abendlandes mußte der Kaiser Manuel überzeuget werden, als er, den alten unseligen Zänkereien um den Thron, durch Annahme seines Neffen Andronikus zum Mitregenten kaum entgangen, (J. 1400) eine Reise in dasselbe unternahm, um Beistand und Hülfe zu erflehen. Und kaum hatte er diese Ueberzeugung gewonnen, da geschah, daß die Türken durch Tamerlan in der Schlacht bei Ancyra (J. 1402) gänzlich geschlagen wurden. Der Sultan Bajasid gerieth in die Gewalt seines Feindes, fand einen jammervollen Tod, und die Macht der Türken lag in Trümmern! Und selbst nach dem Abzuge der Mongolen entstand eine Reihe von Zwisten und Kämpfen unter Bajasid's Söhnen, welche die Schwäche der Türken erhielt und eine neue Gründung ihres Reiches unmöglich machte.

669. Und wie benutzten die Griechen diese große Gelegenheit, welche ihnen noch ein Mal dargeboten ward, zur Erhaltung und Erhebung? zur Herstellung der Unabhängigkeit und zu neuer Befestigung des Reiches? Es geschah auch nicht das Mindeste, das von einem Gefühle für Selbständigkeit und Ehre zeugte! Nichts, das bewiese, es sei noch Geist und Kraft in

den Griechen! Nichts, das eine freudige und gedeihliche Entwickelung versprochen hätte, wegen welcher man menschlicher Weise die Fortdauer des griechischen Reiches hätte wünschen mögen! Vielmehr offenbarte sich in diesen, für das Schicksal der Griechen entscheidenden, Tagen die gänzliche Abgestorbenheit des volksthümlichen Lebens; es zeigte sich, in Rücksicht auf Volk und Staat, eine Ermattung, Gebrochenheit, Verdorbenheit, welche, wenn je, gewiß nur nach langen Leiden und großer Noth von der unvertilgbaren Kraft des Menschengeistes besieget werden konnte. Manuel, fern von jedem großen Gedanken, verfolgte nur kleinliche Zwecke; der Hof gab sich mit bettelhafter Pracht alten Lüsten hin; die Geistlichkeit erschöpfte sich fortwährend in ihren Zänkereien; die Gelehrten, voll von Dünkel und Geschmacklosigkeit, wandten ihre Seelen ab von der Gegenwart; das Heer, aus Barbaren aller Art bestehend, hatte nur Einen Zweck: zu rauben und zu schwelgen; das Volk endlich, ermüdet durch den Druck der Zeiten und von Freunden und Feinden untertreten blickte mit Gleichgültigkeit in die Ereignisse. Kaum war daher Bajasid's jüngster Sohn, Muhammed I., (J. 1413) wieder zur Allein-Herrschaft unter den Türken gelanget: so begannen die Mißhandlungen des griechischen Kaisers von Neuem, und wurden bald so ernsthaft, daß die Fortdauer des unglückseligen Reiches dem menschlichen Gefühle fast unerträglich wird. In den vier Jahrzehenten aber, in welchen darum das griechische Reich noch nicht untergegangen zu sein schien, weil die Hauptstadt noch nicht erobert war, und der

kaiserliche Name noch fortbestand, war der Ausgang kaum einen Augenblick zweifelhaft. Zwar versuchte Johann VI., welcher seinem Vater Manuel (J. 1425) folgte, noch ein Mal fremde Hülfe zu gewinnen, durch Unterhandlung mit der Kirchen-Versammlung in Basel, durch eine Reise nach Ferrara (J. 1438) und durch Unterwerfung unter die lateinische Kirche; aber diese Verhandlungen, ohnehin nur ein Nachhall dessen, was früher geschehen war, hatten keinen Erfolg. Zwar wurde, durch die Bemühung des Papstes Eugenius IV., noch ein Mal ein christliches Heer zusammen gebracht, an dessen Spitze sich Wladislav, der König von Ungern und Polen, stellte, den Frieden nicht achtend, der zwischen den Ungern und den Türken bestand; aber auch dieses Heer, ohnehin nicht mit jener Macht zu vergleichen, welche Siegmund wider die Türken geführet hatte, ging zu Grunde vor dem großen Kriegsgeiste, der in Murad II. (J. 1421—1451) lebte, in der Schlacht bei Varna (J. 1444), und die Anstrengungen des Reichsverwesers in Ungern, Johann Hunyad, konnten den Griechen eben so wenig Rettung gewähren, als die abenteuerlichen Thaten des gewaltigen Scanderbeg's! Endlich kam die letzte Stunde. Kaiser Constantin IX., aus dem Hause der Paläologen, erblickte dieselbe, als er kaum zwei Jahre auf dem, auch jetzt noch beneideten, auch jetzt noch erstrebten und mit den alten Ränken umgebenen Throne saß. Als er diesen Thron umsonst durch demüthiges Ergeben und durch friedliche Künste gegen den wilden Eroberer Muhammed II. zu schützen gestrebet hatte, da vertheidigte er

denselben heldenmüthig, und hatte wenigstens das Glück, den letzten Tag nicht zu überleben. Constantinopel fiel (den 29. Mai 1453) in die Gewalt der Türken; und der Rest des Reiches folgte in wenigen Jahren dem Schicksale der Hauptstadt.

670. Der Untergang des griechischen oder oströmischen Reiches kann an und für sich selbst nicht auffallen. Dieser Untergang war längst vorauszusehen; er ward erwartet; er wurde vom menschlichen Gefühle gefordert. Wenn man indeß an die alten Zeiten denket, so fällt der Gedanke: daß diese, einst so hochgebildeten, immer so hochgefeierten Griechen in die Gewalt solcher asiatischen Barbaren gekommen sind, jedem denkenden Menschen gewiß schwer auf die Brust. Man muß freilich gestehen, daß bei der Stellung, welche die Völker und Staaten im Gange der Ereignisse gewonnen hatten, Nichts Anderes übrig blieb, als daß gerade dieser Untergang über die Griechen kam; auch stellet sich wohl die Erinnerung ein an das Joch, welches einst von den Griechen über asiatische Völker gebracht war; beruhigen jedoch kann weder das Eine noch das Andere! Wie schrecklich aber auch das Schicksal der Griechen sein mochte: bei näherer Erwägung bietet sich doch Manches dar, welches die Gründung eines türkischen Reiches in Europa sowohl in Rücksicht auf die Griechen, als in Rücksicht auf die übrigen europäischen Völker in einem milderen Lichte zeiget. Blicken wir zuerst auf die Griechen: so würde ihre Unterwerfung durch ein anderes Volk gewiß auch die meisten Gräuel

mit sich geführet haben, welche ihre Unterjochung durch die Türken verursachte. Das Schicksal des Abendlandes vor tausend Jahren kann Dieses beweisen! Wäre nun ihre Unterwerfung durch ein christlich-europäisches Volk geschehen, so würden sie, wie die West-Römer, in ihrer innersten Eigenthümlichkeit zerstöret und aufgelöset sein in ihre Besieger. Die Türken hingegen brachten, bei ihrer starren asiatischen Art, bei ihrer ganz verschiedenen Bildung, und bei dem Islam, den sie bekannten, nur äußeren Zwang. Der Geist blieb frei und die Seele unverletzt. Die Griechen konnten unter dem türkischen Joch ihre Sprache behalten und ihre Sitten, ihre Religion und ihre Erinnerungen. Die Söhne konnten sich frei machen von den Sünden der Väter und ihr Herz auf das Höchste und Heiligste des Lebens wenden. Der Sinn für Volk und Vaterland, für Selbständigkeit und Freiheit konnte wieder erwachen, und selbst nach Jahrhunderten mochten die Enkel über den Gräbern ihrer Väter sich gegen ihre Dränger erheben, und die Freiheit wieder gewinnen oder ehrenwerth zu Grunde gehen! — Sehen wir hingegen auf die übrigen Völker Europa's: so konnte es für die Gesammt-Bildung, für ein freies und gesellschaftliches Leben unter ihnen nur heilsam sein, daß der Blick, welcher bald nach Westen hin auf neue Welttheile fallen sollte, von Asien hinweg gewendet wurde; daß, wie im Norden des schwarzen Meeres, so auch im Süden dem Zudrang asiatischer Horden gewehret ward; daß ein asiatisches Volk in die europäischen Staaten-Verhältnisse eintrat, und dadurch Ruhe brachte und

den Verkehr mit Asien und asiatischen Völkern erleichterte; daß endlich dieses Volk sich als beständiger Feind der europäischen Völker hinstellte, damit dieselben, bei dem Hinsinken des päpstlichen Stuhles, nicht ganz entwöhnet würden, sich so lange als ein Ganzes, als Christenheit, zu betrachten, bis richtige Grundsätze über Völker-Gränzen und Völker-Recht gewonnen wurden. Nur gefährlich für Europa durfte dieser Feind niemals werden.

671. Und in der That ward er es niemals! Zwar war der halbe Mond lange genug der Schrecken Europa's, aber zuverlässig bloß aus Unkunde. Im Grunde ist er über Ungern kaum jemals heraus gekommen; und wenn gleich Ungern oftmals große Verheerungen durch die Einfälle der Türken erlitten hat, so schadeten diese Einfälle in diesem Lande vielleicht gerade am Wenigsten. Und sogar Ungern hat meistens nur gelitten durch eigene Schuld. Denn selbst vor einem solchen Feinde blieben die Ungern nicht bloß in der Trennung, welche aus der volksthümlichen Verschiedenheit der Menschen in ihrem Reiche hervor ging, sondern sie ließen auch nicht ab von der alten Parteiung, von den steten Unruhen und von beständiger Einführung fremdartiger Bildung. Unter Siegmund, welcher, nachdem er Kaiser geworden, den Ungern immer fremder ward; unter seiner Tochter Elisabeth (J. 1437), und ihrem Gemal, Albrecht von Oesterreich; unter Wladislaw V. von Polen (J. 1440), wie unter Wladislaw VI., dem Sohn Albrecht's und der Elisabeth, dauern die alten Zwiste in mannigfacher Weise fort. Während der Min-

derjährigkeit des letzten, nach seines Vaters Tode geborenen, Königes aber hielt Johann von Hunyad, welcher von dem Schlachtfelde bei Varna wiederkehrte, und an die Spitze des Reiches trat, die türkische Macht von Ungerns Gränzen zurück, weil er in seinem wahrhaftig großen Geiste die Gefahr erkannte, weil er die Schande Ungerns fühlte, und eben so tief von dem Gedanken des Vaterlandes als von den heiligsten Empfindungen der Religion durchdrungen war. Geschlagen mochte er werden (J. 1448); besieget ward er nicht. Aber in die Ungern vermochte er keine Einigkeit zu bringen; Ungerns Sicherheit söhnte sich nicht aus mit seinem Ruhm, und vor Ungerns Ehre und Glück wich die Zwietracht nicht, die so lange in diesem Reiche gewohnet hatte.

672. Nach Hunyad's Tode (J. 1456), während der Regierung des unglückseligen Wladislaw's, erhob diese Zwietracht wiederum auf das Frechste ihr Haupt, trieb die Menschen wild gegen einander und erzeugte Gräuel und Frevel. Indeß dauerte dieser heillose Zustand nicht lange. In demselben wurde vielmehr dem jüngeren Sohne Hunyad's, dem Matthias Corvinus, der Weg aus dem Gefängnisse zum Throne gebahnet, und in diesem sechzehnjährigen Jüngling erhielten die Ungern (24. Jan. 1458), zwei Monate nach Wladislaw's Tod, einen König, welcher Kraft genug in sich hatte — vielleicht Er allein unter allen seinen Zeitgenossen! —, jenes Ungeheuer wenigstens so weit zu überwältigen, daß es in den zwei und dreißig Jahren sei-

ner Regierung nur zuweilen sich zeigte, ohne ihn zu hindern an der Ausführung seiner Entwürfe. Allerdings sahen die Magnaten in Ungern sich vor. Als hätten sie geahnet, daß der Geist des Vaters, riesenhaft emporgewachsen, auf den Jüngling vererbet sei, suchten sie denselben durch einen Vertrag zu fesseln, dessen Bedingungen, wenn sie in Erfüllung gegangen wären, den alten Unfug, die Parteiung, die Schwäche und Lähmung erhalten haben würden; aber ein so starker Geist, wie Matthias Corvinus beseelte, verachtete alle Fesseln, und zerriß sie, ohne daß diejenigen, die sie ihm angelegt hatten, sich zu beklagen wagten. Zu leugnen ist nicht: die Art, mit welcher König Matthias herrschte, war rücksichtslos und gewaltsam, zufahrend und verachtend. In Zeiten gesetzmäßiger Ordnung würde ein solcher Mann kaum Raum finden ohne Nachtheil für Freiheit und Bildung. Aber in einem Volke, wie das Ungrische, unter den gefährlichen Verhältnissen, unter welchen sein Thron, sein Reich, sein Leben sich befand, war diese schonungslose Kraft in aller Hinsicht nothwendig und heilsam. Selten ist auch die Gesinnung des Königes zweifelhaft; fast niemals ist die Größe des Geistes zu verkennen; und oft erreget sein Streben im Frieden wie im Kriege, für Wissenschaft und Gelehrtheit, wie für Künste, Ackerbau und Gewerbe, hohe Bewunderung. Bei diesem Allen jedoch bleibet es immer schwer, sich mit Matthias Corvinus zu versöhnen. Je mehr man ihn betrachtet, je ungewisser wird das Gefühl. Einiges erkläret die Strenge des Königes, die bis zur Härte ging; Anderes erkläret die

Erwägung seiner Prachtliebe, seines großen Heeres, der starken Auflagen. Am Meisten aber gehet die Bemerkung gegen Gefühl, Verstand und Grundsatz, daß bei des Matthias schönsten Bemühungen keine Ahnung von volksthümlichem Leben gewesen, und daß er, in dieser Hinsicht, kalt und groß den Völkern, die er beherrschte, entgegen gestanden zu haben scheinet. Es ist allerdings begreiflich und verzeihlich; aber das Leben konnte nur wenig gewinnen von seinem Leben.

673. Die Kriege des Königes Matthias Corvinus waren alle, und fast immer, glücklich. Ringsher wurde sein Reich erweitert, und sein Schwert überall gefürchtet. Kein Fürst oder Feldherr dieser Zeit war ihm gleich. Im Ursprunge waren die Kriege verschieden und in dieser Rücksicht nicht alle rühmlich, jedoch meistens entschuldbar. Am Unrühmlichsten aber war des Königes Verfahren gegen Böhmen. Die Kriege hingegen mit Friedrich III., von Oesterreich, wurden Anfangs aus Noth unternommen und auch späterhin nicht aus Uebermuth. Merkwürdig ist in diesen Kriegen, daß Matthias seinen Sitz in Wien nahm, sobald das Glück ihn zu dem Besitze dieser Stadt brachte. Am Bedeutendsten jedoch sind die Kämpfe mit den Türken, welchen er zum ersten Mal ihre Gränze anwies. Er hat Europa gegen sie geschützet und sein Reich vor ihnen sicher gestellet. So wie aber, nach seinem Tod (J. 1490), Alles in Verfall gerieth, was er geschaffen, gegründet, gefördert hatte; so wie sogleich die Zwietracht sich wieder erhob und von Neuem

furchtbar das Reich zerriß und verwirrete: so durchbra-
chen auch die Türken die Schranke, welche er ihnen
gesetzet hatte. Ungern ward ihnen Preis gegeben und
die Christenheit von ihnen gehöhnet oder bedrohet. Und
nicht eher ist völlige Sicherheit eingetreten, als bis
Teutsche Herrschaft in Ungern begründet war.

